Rezensionsexemplar

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben vom

INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG FRANKFURT/M.

Jahrgang I 1932 Doppelheft 1/2

VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD / LEIPZIG

INHALT.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort. I

MAX HORKHEIMER

Bemerkungen über Wissenschaft und Krise. 1

FRIEDRICH POLLOCK

Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung. 8

ERICH FROMM

Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. 28

HENRYK GROSSMANN

Die Wert-Preis-Transformation bei Marx und das Krisenproblem. 55

LEO LÖWENTHAL

Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur. 85

THEODOR WIESENGRUND-ADORNO

Zur gesellschaftlichen Lage der Musik. 103

MAX HORKHEIMER

Geschichte und Psychologie. 125

INTERNATIONAL PSYCHOANALYTIC UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

II. Besprechungen.

Philosophie:

Karl Jaspers, Die geistige Situation der Zeit *(Strzelewicz)* . . . 146
Lehrbuch der Soziologie und Sozialphilosophie, hrsg. v. Karl Dunkmann *(Westermann)* 146
Handbuch der Philosophie, hrsg. v. Baeumler und Schröter, Abt. III: Mensch und Charakter *(Steinrath)* 148
Oswald Spengler, Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens *(Wiesengrund-Adorno)* 149
Siegfried Marck, Die Dialektik in d. Philosophie d. Gegenwart *(Meyer)* 151
Kurt Sauerland, Der dialektische Materialismus *(Westermann)* . . 152
Henry Gouhier, La vie d'Auguste Comte *(Kojevnikoff)* 152

Allgemeine Soziologie:

Handwörterbuch der Soziologie, hrsg. v. A. Vierkandt u. a. *(Gollub)* . 153
Verhandlungen des Siebenten deutschen Soziologentages vom 28. Sept. bis 1. Okt. 1930 in Berlin *(Szende)* 154
Soziologie von heute. Ein Symposion der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie, hrsg. v. Richard Thurnwald *(Winter)* . . 156

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Inv. Verz. Nr.: 10.652

Vorwort.

Das Wort „Sozialforschung" beansprucht nicht, auf der Landkarte der Wissenschaften, die heute ohnehin sehr fragwürdig erscheint, neue Grenzlinien einzuzeichnen. Die Untersuchungen auf den verschiedensten Sachgebieten und Abstraktionsebenen, die es hier bedeutet, werden durch die Absicht zusammengehalten, daß sie die Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft als ganzer fördern sollen. Dieses vereinigende Prinzip, nach dem die Einzeluntersuchungen bei unbedingter empirischer Strenge doch im Hinblick auf ein theoretisches Zentralproblem zu führen sind, unterscheidet die Sozialforschung, der die Zeitschrift dienen möchte, ebenso von bloßer Tatsachenbeschreibung wie von empiriefremder Konstruktion. Es erstrebt Erkenntnis des gesamtgesellschaftlichen Verlaufs und setzt daher voraus, daß unter der chaotischen Oberfläche der Ereignisse eine dem Begriff zugängliche Struktur wirkender Mächte zu erkennen sei. Geschichte gilt in der Sozialforschung nicht als die Erscheinung bloßer Willkür, sondern als von Gesetzen beherrschte Dynamik, ihre Erkenntnis ist daher Wissenschaft. Diese hängt freilich in besonderer Weise von der Entwicklung anderer Disziplinen ab. Um ihr Ziel, die Vorgänge des Gesellschaftslebens nach dem Stand der jeweils möglichen Einsicht zu begreifen, erreichen zu können, muß die Sozialforschung eine Reihe von Fachwissenschaften auf ihr Problem zu konzentrieren und für ihre Zwecke auszuwerten trachten.

Die Zeitschrift versucht, an der Erfüllung dieser Aufgabe mitzuwirken. Sie zieht die Faktoren, die für das Zusammenleben der Menschen in der Gegenwart bestimmend sind, seien sie ökonomischer, psychischer, sozialer Natur, in ihren Arbeitskreis. Indem sie dabei an die vorläufigen Ergebnisse der Einzeldisziplinen anknüpft, unterscheidet sie sich von der philosophischen Betrachtung unter anderem dadurch, daß sie auch Gedanken für ihre Zwecke fruchtbar zu machen sucht, die logisch gesehen noch unaufgehellte Probleme in sich enthalten mögen; sie ist prinzipiell von der Unabschließbarkeit der

Freie Universität Institut für Soziologie

Erkenntnis überzeugt. Doch fällt die Behandlung sogenannter weltanschaulicher und philosophischer Fragen damit keineswegs aus ihrem Bereich, denn nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Fach, sondern die Wichtigkeit für die Theorie der Gesellschaft ist bei der Wahl ihrer Gegenstände bestimmend.

Mit der Soziologie als Fachwissenschaft fällt die Sozialforschung deshalb nicht zusammen, weil sie zwar wie diese auf das Problem der Gesellschaft abzielt, aber ihre Forschungsgegenstände auch auf nichtsoziologischen Gebieten findet. Doch entspricht das, was die Soziologen im Interesse ihrer Wissenschaft auf ökonomischem, psychologischem, historischem Gebiet selbst geleistet oder angeregt haben, durchaus dem hier gemeinten Begriff. Bei der Verwandtschaft zwischen der Soziologie und den Bestrebungen der Zeitschrift werden auch im engeren Sinn soziologische Probleme in den Aufsätzen angeschnitten. Die Äußerung der Zustimmung oder des Gegensatzes zu den soziologischen Theorien der Gegenwart muß jedoch — besonders in den ersten Heften — auch dort hinter den sachlichen Erörterungen zurücktreten, wo die größte Achtung vor der Leistung anderer besteht.

Unter den Teilproblemen der Sozialforschung steht die Frage des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Kulturgebieten, ihrer Abhängigkeit voneinander, der Gesetzmäßigkeit ihrer Veränderung voran. Eine der wichtigsten Aufgaben zur Lösung dieser Frage ist die Ausbildung einer den Bedürfnissen der Geschichte entgegenkommenden Sozialpsychologie. Sie zu fördern, wird eine der besonderen Aufgaben der Zeitschrift sein. Zu den allgemeineren theoretischen Abhandlungen über philosophische, psychologische, ökonomische, soziologische Probleme treten Einzeluntersuchungen über konkrete Fragen der gegenwärtigen Gesellschaft und Wirtschaft. Soweit diese Studien sich von bloßen Beschreibungen dadurch unterscheiden, daß sie die behandelten Phänomene in ihren geschichtlichen Zusammenhängen zu begreifen suchen, werden sie häufig hypothetischen Charakter haben. Dies gilt besonders für die vorläufigen Ergebnisse der im Institut für Sozialforschung geführten Untersuchungen, die in dieser Zeitschrift mitgeteilt werden sollen. Manches wird sich einmal als falsch erweisen, aber die Aussicht auf künftige Korrektur darf den Versuch nicht verhindern, die Hilfsmittel der verschiedenen Wissenschaften auf das Problem der gegenwärtigen Gesellschaft und ihrer Widersprüche anzuwenden und so die für das Funktionieren und die Veränderung des Gesellschaftslebens wichtigen Vorgänge in einer

der gegenwärtig erreichten Erkenntnis entsprechenden Weise zu begreifen.

Wenn die Zeitschrift vornehmlich auf eine Theorie des historischen Verlaufs der gegenwärtigen Epoche eingestellt ist, bedarf sie doch, sowohl zum Verständnis der Gegenwart als auch zur Prüfung und Ausbildung der theoretischen Hilfsmittel, historischer Untersuchungen, die sich auf die verschiedensten Epochen erstrecken mögen; freilich haben sie den Zusammenhang mit der aktuellen Problematik zu wahren. Ebenso werden Forschungen über die zukünftige Richtung des geschichtlichen Verlaufs, soweit sie mit der Problematik der Gegenwart in Zusammenhang stehen, nicht fehlen dürfen. So ist z. B. eine Erkenntnis der gegenwärtigen Gesellschaft ohne das Studium der in ihr auf planmäßige Regelung der Wirtschaft hintreibenden Tendenzen unmöglich, und es werden die damit zusammenhängenden Probleme, die in der ökonomischen, soziologischen und kulturgeschichtlichen Literatur heute eine wichtige Rolle spielen, besonders gepflegt werden müssen.

Die Sozialforschung unterscheidet sich von allen auf möglichst große Allgemeinheit und übergreifende Schau gerichteten geistigen Unternehmungen dadurch, daß sie auf die gegenwärtige menschliche Wirklichkeit abzielt. Sie wird dabei zusammenfassender Begriffsbildungen und theoretischer Voraussetzungen aller Art nicht entraten können, aber im Gegensatz zu breiten Strömungen der gegenwärtigen Metaphysik schließen ihre Kategorien die weitere Aufhellung und berechtigten Widerspruch durch die empirische Forschung nicht aus. So wenig übergreifende begriffliche Zusammenfassungen bei der wissenschaftlichen Arbeit zu entbehren sind, dürfen sie diese doch nirgends abschließend vorwegnehmen und sich an die Stelle der zu lösenden Probleme setzen.

Die Verpflichtung auf wissenschaftliche Kriterien trennt die Sozialforschung methodisch auch von der Politik. Sie hat die Selbständigkeit ihres Erkenntnisanspruchs gegenüber allen weltanschaulichen und politischen Rücksichten zu behaupten. Dies bedeutet nicht, daß sie irgendeinen wissenschaftlichen Schritt frei von historischer Bedingtheit wähnte, noch daß ihr die Erkenntnis als sich selbst genügend und konsequenzlos erschiene. Aber wie sehr die Geschichte auch in alle Theorie hereinspielen mag, so werden doch die Ergebnisse der Forschung vor theoretischen Kriterien standhalten müssen, wenn sie sich in der Wirklichkeit bewähren sollen.

Das Institut für Sozialforschung schuldet dem Verlag C. L. Hirschfeld besonderen Dank. Indem er das Erscheinen der Zeitschrift trotz der schwierigen Verhältnisse heute ermöglicht, hat er neben der Förderung ihrer neuen Ziele auch dafür gesorgt, daß manche Aufgaben des Grünbergschen Archivs weiter erfüllt werden können. Die Zeitschrift darf sich in mehr als einer Hinsicht als seine Fortsetzung fühlen.

Frankfurt a. M., im Juni 1932.

Max Horkheimer

o. Professor an der Universität Frankfurt a. M. und Direktor des Instituts für Sozialforschung.

Bemerkungen über Wissenschaft und Krise[1]).

Von

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.).

1. Die Wissenschaft wird in der Theorie der Gesellschaft zu den menschlichen Produktivkräften gezählt. Als Bedingung der durchschnittlichen Beweglichkeit des Denkens, die sich in den letzten Jahrhunderten mit ihr entwickelt hat, ferner in Gestalt der einfachen Erkenntnisse über Natur und Menschenwelt, die in den fortgeschrittenen Ländern selbst die Angehörigen der unteren sozialen Schichten mitbekommen, nicht zuletzt als Bestandteil des geistigen Vermögens der Forscher, deren Entdeckungen die Form des gesellschaftlichen Lebens entscheidend mitbestimmen, ermöglicht sie das moderne Industriesystem. Insofern sie als ein Mittel zur Hervorbringung gesellschaftlicher Werte, d. h. als Produktionsmethoden formuliert vorliegt, stellt sie auch ein Produktionsmittel dar.

2. Daß die Wissenschaft als Produktivkraft und Produktionsmittel im Lebensprozeß der Gesellschaft eine Rolle spielt, berechtigt keineswegs eine pragmatistische Erkenntnistheorie. Soweit die Fruchtbarkeit einer Erkenntnis bei ihrem Wahrheitsanspruch eine Rolle spielt, ist eine der Wissenschaft immanente Fruchtbarkeit und keine Übereinstimmung mit äußeren Rücksichten zu verstehen. Die Prüfung der Wahrheit eines Urteils ist etwas anderes als die Prüfung seiner Lebenswichtigkeit. In keinem Fall haben gesellschaftliche Interessen über die Wahrheit zu entscheiden, sondern es gelten Kriterien, die sich im Zusammenhang mit dem theoretischen Fortschritt entwickelt haben. Zwar verändert sich die Wissenschaft selbst im geschichtlichen Prozeß, aber niemals ist der Hinweis auf diese Veränderung ein Argument für die Anwendung anderer Wahrheitskriterien als derjenigen, die dem Stand der Erkenntnis auf der erreichten Entwicklungsstufe angemessen sind. Wenn auch die Wissenschaft in die geschichtliche Dynamik einbezogen ist, darf sie darum doch nicht des ihr eigentümlichen Charakters entkleidet und utilitaristisch mißverstanden werden. Freilich führen die Gründe, welche

[1]) Der für dieses Heft vorgesehene Aufsatz von Max Horkheimer über Wissenschaft und Gesellschaft konnte krankheitshalber nicht rechtzeitig abgeschlossen werden. An seiner Stelle erscheinen diese Bemerkungen und der Vortrag über Geschichte und Psychologie.

die Ablehnung der pragmatistischen Erkenntnistheorie und des Relativismus überhaupt bedingen, keineswegs zur positivistischen Trennung von Theorie und Praxis. Einerseits sind weder Richtung und Methoden der Theorie, noch ihr Gegenstand, die Wirklichkeit selbst, von den Menschen unabhängig, andererseits ist die Wissenschaft ein Faktor des geschichtlichen Prozesses. Die Trennung von Theorie und Praxis ist selbst ein historisches Phänomen.

3. In der allgemeinen Wirtschaftskrise erscheint die Wissenschaft als eines der zahlreichen Elemente des gesellschaftlichen Reichtums, der seine Bestimmung nicht erfüllt. Er übertrifft heute bei weitem den Besitzstand früherer Epochen. Es sind auf der Erde mehr Rohstoffe, mehr Maschinen, mehr geschulte Arbeitskräfte und bessere Produktionsmethoden vorhanden als jemals, aber sie kommen den Menschen nicht entsprechend zugute. Die Gesellschaft erweist sich in ihrer heutigen Form außerstande, von den Kräften, die sich in ihr entwickelt haben, und von dem Reichtum, der in ihrem Rahmen hervorgebracht worden ist, wirklich Gebrauch zu machen. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse teilen das Schicksal der Produktivkräfte und Produktionsmittel anderer Art: das Maß ihrer Anwendung steht in furchtbarem Mißverhältnis zu ihrer hohen Entwicklungsstufe und zu den wirklichen Bedürfnissen der Menschen; dadurch wird auch ihre weitere quantitative und qualitative Entfaltung gehemmt. Wie der Verlauf früherer Krisen zeigt, wird sich das wirtschaftliche Gleichgewicht erst auf dem Weg der in ungeheurem Umfang stattfindenden Vernichtung menschlicher und sachlicher Werte wiederherstellen.

4. Zur Verschleierung der Ursachen der gegenwärtigen Krise gehört es, gerade diejenigen Kräfte für sie verantwortlich zu machen, die auf eine bessere Gestaltung der menschlichen Verhältnisse hintreiben, vor allem das rationale, wissenschaftliche Denken selbst. Es wird versucht, seine Steigerung und Kultivierung beim einzelnen hinter die Ausbildung des „Seelischen" zurücktreten zu lassen und den kritischen Verstand, soweit er nicht beruflich in der Industrie benötigt wird, als entscheidende Instanz zu diskreditieren. Durch die Lehre, daß der Verstand nur ein für die Zwecke des täglichen Lebens brauchbares Instrument sei, aber vor den großen Problemen zu verstummen und substantielleren Mächten der Seele das Feld zu räumen habe, wird von einer theoretischen Beschäftigung mit der Gesellschaft als ganzer abgelenkt. Ein Teil des Kampfes der modernen Metaphysik gegen den Scientivismus ist ein Reflex dieser breiteren gesellschaftlichen Strömungen.

5. Tatsächlich weist die Wissenschaft der Vorkriegsjahrzehnte eine Reihe von Mängeln auf, aber sie liegen nicht in der Übertreibung, sondern in der durch die zunehmende Verfestigung der gesellschaftlichen Verhältnisse bedingten Verengerung ihrer Rationalität. Die Aufgabe, unbekümmert um außerwissenschaftliche Rücksichten Tatsachen zu verzeichnen und die zwischen ihnen obwaltenden Regelmäßigkeiten festzustellen, war ursprünglich als ein Teilziel des bürgerlichen Emanzipationsprozesses in kritischer Auseinandersetzung mit scholastischen Hindernissen der Forschung formuliert worden. Aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte diese Definition bereits ihren fortschrittlichen Sinn verloren und erwies sich im Gegenteil als Beschränkung des Wissenschaftsbetriebes auf eine um die Unterscheidung des Gleichgültigen vom Wesentlichen unbekümmerte Aufzeichnung, Klassifikation und Verallgemeinerung von Erscheinungen. In dem Maß, als an die Stelle des Interesses für eine bessere Gesellschaft, von dem die Aufklärung noch beherrscht gewesen war, das Bestreben trat, die Ewigkeit der gegenwärtigen zu begründen, kam ein hemmendes und desorganisierendes Moment in die Wissenschaft. Fanden ihre Ergebnisse, wenigstens zum Teil, in der Industrie nützliche Verwertung, so versagte sie gerade vor dem Problem des gesellschaftlichen Gesamtprozesses, das durch die sich verschärfenden Krisen und die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Kämpfe bereits vor dem Kriege die Realität beherrschte. Der am Sein und nicht am Werden orientierten Methode entsprach es, die gegebene Gesellschaftsform als einen Mechanismus von sich wiederholenden gleichen Abläufen anzusehen, der zwar auf kürzere oder längere Zeit gestört sein möge, jedenfalls aber keine andere wissenschaftliche Verhaltungsweise erfordere als etwa die Erklärung einer komplizierten Maschine. Aber die gesellschaftliche Wirklichkeit, d. h. die Entwicklung der sich geschichtlich verhaltenden Menschen, enthält eine Struktur, deren Erfassung die theoretische Abbildung radikal umgestaltender, alle kulturellen Verhältnisse umwälzender Verläufe erfordert und die keineswegs durch die auf Registrierung von wiederholt Vorhandenem eingestellte Verfahrungsweise der älteren Naturwissenschaft zu bewältigen ist. Die Absperrung der Wissenschaft gegen eine angemessene Behandlung der Probleme, die mit dem Gesellschaftsprozeß zusammenhängen, hat eine methodische und inhaltliche Verflachung verursacht, die nicht bloß in der Vernachlässigung der dynamischen Beziehungen zwischen den einzelnen Gegenstandsgebieten zum Ausdruck kommt, sondern sich

auf die verschiedenste Weise in dem Betrieb der Disziplinen fühlbar macht. Mit dieser Absperrung hängt es zusammen, daß eine Reihe von ungeklärten, starren und fetischhaften Begriffen weiter eine Rolle spielen können, während sie durch Einbeziehung in die Dynamik des Geschehens zu erhellen wären. Beispiele dafür sind: der Begriff des Bewußtseins an sich als des angeblichen Erzeugers der Wissenschaft, ferner die Person und ihre aus sich selbst die Welt setzende Vernunft, das ewige, alles Geschehen beherrschende Naturgesetz, das sich gleichbleibende Verhältnis von Subjekt und Objekt, der starre Unterschied zwischen Geist und Natur, Seele und Leib und andere kategoriale Bildungen mehr. Die Wurzel dieser Mängel aber liegt keineswegs in der Wissenschaft selbst, sondern in den gesellschaftlichen Bedingungen, die ihre Entwicklung hemmen und mit den der Wissenschaft immanenten rationalen Elementen in Konflikt geraten sind.

6. Etwa seit der Jahrhundertwende wird innerhalb der Wissenschaft und Philosophie auf die Mangelhaftigkeit und Unangemessenheit der rein mechanistischen Methoden hingewiesen. Diese Kritik hat zu prinzipiellen Diskussionen geführt, die wichtige Grundlagen der Forschung betreffen, so daß heute auch von einer inneren Krise der Wissenschaft gesprochen werden kann. Diese tritt zu der äußeren Unzufriedenheit mit ihr als einem der vielen Produktionsmittel, das die an es geknüpften Erwartungen zur Linderung der allgemeinen Not nicht hat erfüllen können, hinzu. Wenn besonders die neuere Physik die Mängel der traditionellen Betrachtungsweise innerhalb ihres eigenen Fachs weitgehend überwunden und ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen einer Revision unterzogen hat, so ist es das Verdienst der Nachkriegsmetaphysik, besonders Max Schelers, die Wissenschaft als ganzes auf eine Reihe von Gegenständen erst wieder hingewiesen und an manchen Stellen einer weniger durch konventionelle Blickverengung gehemmten Betrachtungsweise Bahn gebrochen zu haben. Vor allem haben die Beschreibung wichtiger psychischer Phänomene, ferner die Darstellung gesellschaftlicher Charaktertypen und die Begründung einer Soziologie des Wissens befruchtend gewirkt. Doch abgesehen davon, daß die metaphysischen Versuche als die konkrete Realität fast immer „das Leben", also selbst noch eine mythische Wesenheit und nicht die wirkliche lebendige Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung hinstellten, verhielten sie sich gegenüber der Wissenschaft schließlich nicht weitertreibend, sondern einfach negativ. Anstatt daß sie die der Wissen-

schaft durch ihre klassenmäßige Verengerung gezogenen Grenzen aufgewiesen und schließlich durchbrochen hätten, identifizierten sie die in mancher Hinsicht ungenügende Wissenschaft der vorangegangenen Epoche mit der Rationalität überhaupt, negierten das urteilende Denken selbst und überließen sich sowohl willkürlich ausgesuchten Gegenständen als auch einer von der Wissenschaft befreiten Methodik. Es entstand eine philosophische Anthropologie, die im Gefühl ihrer Unabhängigkeit einzelne Züge am Menschen verabsolutierte, und dem kritischen Verstand wurde die dem Zwang wissenschaftlicher Kriterien sich überhebende, ihres genialen Blickes gewisse Intuition entgegengestellt. Damit lenkt diese Metaphysik von den Ursachen der gesellschaftlichen Krise ab und entwertet sogar die Mittel zu ihrer Erforschung. Eine besondere Verwirrung richtet sie an, indem sie den isolierten, abstrakt gefaßten Menschen hypostasiert und damit die Bedeutung des theoretischen Begreifens der gesellschaftlichen Vorgänge bagatellisiert.

7. Nicht bloß die Metaphysik, sondern auch die von ihr kritisierte Wissenschaft selbst, insofern sie eine die Aufdeckung der wirklichen Krisenursachen hemmende Gestalt bewahrt, ist ideologisch. Dies bedeutet keineswegs, daß es ihren Trägern selbst nicht um die reine Wahrheit zu tun wäre. Alle Verhaltungsweisen der Menschen, welche die wahre Natur der auf Gegensätze aufgebauten Gesellschaft verhüllen, sind ideologisch, und die Feststellung, ob philosophische, moralische, religiöse Glaubensakte, wissenschaftliche Theorien, Rechtssätze, kulturelle Institutionen diese Funktion ausüben, betrifft keineswegs den Charakter ihrer Urheber, sondern die objektive Rolle, die jene Akte in der Gesellschaft spielen. An sich richtige Ansichten, theoretische und ästhetische Werke von unbestreitbar hoher Qualität können in bestimmten Zusammenhängen ideologisch wirken, und manche Illusionen sind dagegen keine Ideologie. Der ideologische Schein entsteht bei den Mitgliedern einer Gesellschaft notwendig auf Grund ihrer Stellung im Wirtschaftsleben; erst wenn die Verhältnisse so weit fortgeschritten sind, die Interessengegensätze eine solche Schärfe erreicht haben, daß auch ein durchschnittliches Auge den Schein durchdringen kann, pflegt sich ein eigener ideologischer Apparat mit selbstbewußten Tendenzen auszubilden. Mit der Gefährdung einer bestehenden Gesellschaft durch die ihr immanenten Spannungen wachsen die auf Erhaltung der Ideologie gerichteten Energien und werden schließlich die Mittel verschärft, sie gewaltsam zu stützen. Je mehr das römische Imperium von sprengenden Ten-

denzen bedroht war, um so brutaler versuchten die Kaiser den alten Staatskult zu erneuern und damit das untergrabene Gefühl der Einheit herzustellen. Die Epochen, die auf die Christenverfolgungen und den Untergang des Reiches folgten, sind von anderen furchtbaren Beispielen des sich regelmäßig wiederholenden Verlaufes voll. Innerhalb der Wissenschaft einer solchen Periode pflegt das ideologische Moment weniger darin zu erscheinen, daß sie falsche Urteile enthält, als in ihrer mangelnden Klarheit, ihrer Ratlosigkeit, ihrer verhüllenden Sprache, ihren Problemstellungen, ihren Methoden, der Richtung ihrer Untersuchungen und vor allem in dem, wovor sie die Augen verschließt.

8. In der Gegenwart bietet der Wissenschaftsbetrieb ein Abbild der widerspruchsvollen Wirtschaft dar. Diese ist weitgehend monopolistisch beherrscht und doch im Weltmaßstab desorganisiert und chaotisch, reicher als je und doch unfähig, das Elend zu beheben. Auch in der Wissenschaft erscheint ein doppelter Widerspruch. Erstens gilt es als Prinzip, daß jeder ihrer Schritte einen Erkenntnisgrund habe, aber der wichtigste Schritt, nämlich die Aufgabenstellung selbst, entbehrt der theoretischen Begründung und scheint der Willkür preisgegeben zu sein. Zweitens ist es der Wissenschaft um die Erkenntnis umfassender Zusammenhänge zu tun, den umfassenden Zusammenhang aber, von dem ihr eigenes Dasein und die Richtung ihrer Arbeit abhängt, nämlich die Gesellschaft, vermag sie in ihrem wirklichen Leben nicht zu begreifen. Beide Momente sind eng verknüpft. In der Erhellung des gesamtgesellschaftlichen Lebensprozesses ist die Aufdeckung des Gesetzes, das in der scheinbaren Willkürlichkeit der wissenschaftlichen wie der anderen Unternehmungen sich durchsetzt, mit enthalten, denn auch die Wissenschaft wird dem Umfang und der Linie ihrer Arbeiten nach nicht bloß durch die ihr eigenen Tendenzen, sondern letzten Endes durch die gesellschaftlichen Lebensnotwendigkeiten bestimmt. Die Verzettelung und Verschwendung von geistigen Energien, die den Gang der Wissenschaft im letzten Jahrhundert trotz dieser Gesetzmäßigkeit kennzeichnen und immer wieder von den Philosophen dieser Epoche kritisiert wurden, können freilich ebensowenig wie die ideologische Funktion der Wissenschaft durch bloße theoretische Einsicht überwunden werden, sondern einzig durch die Veränderung ihrer realen Bedingungen in der geschichtlichen Praxis.

9. Die Lehre vom Zusammenhang der kulturellen Unordnung mit den ökonomischen Verhältnissen und den aus ihnen sich ergebenden

Interessengegensätzen besagt nichts über den Realitätsgrad oder das Rangverhältnis der materiellen und geistigen Güter. Sie steht freilich zur idealistischen Ansicht, daß die Welt als Erzeugnis und Ausdruck eines absoluten Geistes zu betrachten sei, in Widerspruch, weil sie den Geist überhaupt nicht als ein vom historischen Dasein Ablösbares und Selbständiges betrachtet. Wenn aber der Idealismus nicht in dieser fragwürdigen Metaphysik, sondern vielmehr in dem Bestreben gesehen wird, die geistigen Anlagen der Menschen wirklich zur Entfaltung zu bringen, dann entspricht die materialistische Theorie der Unselbständigkeit des Ideellen besser diesem Begriff der klassischen deutschen Philosophie als ein großer Teil der modernen Metaphysik; denn der Versuch, die gesellschaftlichen Ursachen der Verkümmerung und Vernichtung menschlichen Lebens zu erkennen und die Wirtschaft wirklich den Menschen unterzuordnen, ist jenem Streben angemessener als die dogmatische Behauptung einer vom Lauf der Geschichte unabhängigen Priorität des Geistigen.

10. Soweit mit Recht von einer Krise der Wissenschaft gesprochen wird, ist sie von der allgemeinen Krise nicht zu trennen. Die geschichtliche Entwicklung hat eine Fesselung der Wissenschaft als Produktivkraft mit sich gebracht, die sich in ihren Teilen, dem Inhalt und der Form, dem Stoff wie der Methode nach, auswirkt. Außerdem wird die Wissenschaft als Produktionsmittel nicht entsprechend angewandt. Das Begreifen der Krise der Wissenschaft hängt von der richtigen Theorie der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation ab, denn die Wissenschaft, als eine gesellschaftliche Funktion, spiegelt in der Gegenwart die Widersprüche der Gesellschaft wider.

Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung[1]).

Von

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

I.

„Die industrielle Produktion hat sich seit ihrem Höchststand von Mitte 1929 um etwa 46% vermindert. Bis zum Ende 1931 war sie auf den Stand von Ende der neunziger Jahre zurückgefallen. Um die ganze Schwere dieses Rückschlags ermessen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches jetzt um mehr als ein Fünftel größer ist als damals.

Die Zerrüttung der Kapitalmärkte hat die Investitionstätigkeit so gut wie völlig lahmgelegt. Neuinvestitionen werden kaum noch in Angriff genommen. Ersatzinvestitionen unterbleiben mehr und mehr . . .

Der Arbeitsmarkt bietet das Bild schwerster Erschütterung. Die Zahl der Erwerbslosen, gegenwärtig über 6 Millionen, bedeutet, daß beinahe 30% der Arbeiter und Angestellten zum Feiern gezwungen sind. Nur wenig mehr als zwei Fünftel der vorhandenen Arbeitsplätze in der Industrie sind besetzt . . . Das Volkseinkommen (im Jahre 1929 ca. 76 Milliarden RM.) ist für das Jahr 1930 auf 60—70, für das Jahr 1931 auf rund 50—60 Milliarden RM. zu veranschlagen. Das Jahr 1932 wird mit Sicherheit noch niedrigere Zahlen ergeben.

Die Konkurse haben mit schätzungsweise 18800 im Jahre 1931 den höchsten jemals zu verzeichnenden Stand erreicht."

Wie ein Heeresbericht aus einem verlorenen Krieg lesen sich diese Sätze, mit denen das Institut für Konjunkturforschung die Schwere der deutschen Wirtschaftskrise zu Anfang des Jahres 1932 zu beschreiben versucht[2]). Ähnliche Meldungen liegen für die meisten anderen kapitalistischen Staaten vor, und wenn es zu Beginn des Jahres 1931 noch so scheinen konnte, als ob einzelne besonders bevorzugte Länder von der Wirtschaftskrise verschont bleiben würden, so zeigt es sich heute, daß auch die bisher widerstandsfähigsten Volkswirtschaften, vor allem

---

[1]) Die Arbeit wurde im Februar 1932 abgeschlossen, das seither erschienene Material konnte nur ausnahmweise berücksichtigt werden.

[2]) Wochenbericht des Inst. f. Konjunkturforschung vom 17. Februar 1932.

Frankreich, mehr und mehr von den zerstörenden Kräften der Krise angefallen werden. Das allgemeine Mißtrauen gegen alle Währungen und alle Unternehmungen führt zum Verzicht auf eine noch so niedere Verzinsung, der in der privaten Goldhortung zum Ausdruck kommt. Begreiflich wird dieses Verhalten, wenn man von den Kapitalzerstörungen erfährt, die seit dem Zusammenbruch der New-Yorker Börse im Herbst 1929 erfolgt sind und von denen die Börsenindices ein ungefähres Bild geben[1]).

Ergänzt und vertieft wird dieses Bild durch einen Blick auf die Entwicklung der internationalen Rohstoffpreise. Gegenüber dem Stand von 1926 sind sie selten weniger als um die Hälfte, häufig auf ein Drittel (Weizen, Zucker, Erdöl, Kaffee, Blei, Zink, Rohseide usw.), vereinzelt sogar noch tiefer gesunken (z. B. Kautschuk von einem Durchschnittspreis von 4436 RM. je t im Jahre 1926 auf 643 RM.), während die sichtbaren Vorräte sich vervielfacht haben und vorläufig einen weiteren Druck auf die Preise ausüben.

Je mehr man auf die Einzelheiten der krisenhaften Erscheinungen eingeht, um so mehr häufen sich die Beispiele für die Schwere der Zerstörungen, die sie in der ganzen kapitalistischen Welt anrichten. Die Menschheit, die in ihrer Geschichte keinen Abschnitt kannte, in dem sie absolut und pro Kopf gerechnet so reich an Produktionsmitteln und hochqualifizierten Arbeitskräften war wie heute, verarmt auf doppelte Weise: durch die ungeheure Brachlegung der sachlichen und persönlichen Produktivkräfte und durch die Vernichtung eines Teiles des Geschaffenen. Eine einfache Überlegung gibt eine Vorstellung davon, was den darbenden Menschen durch die Arbeitslosigkeit des Jahres 1931 an wirtschaftlichen Werten, die mit den vorhandenen Produktionsmitteln hätten hergestellt werden können, entgangen ist. Legt man im Durchschnitt des Jahres 1931 für sämtliche Industriestaaten eine Arbeitslosigkeit von 20 Millionen zugrunde (wobei Kurzarbeiter mit einem entsprechenden Schlüssel in Vollarbeitslose umzurechnen wären) und nimmt man als rohen Durchschnitt ein Jahreseinkommen pro Arbeiter von 2000 RM. an, dann ergibt sich ein Einkommens-

---

[1]) Aktienindex

	Vereinigte Staaten		Deutschland	
	Datum	1926 = 100	Datum	1924/26 = 100
Höchster Stand	Sept. 1929	257	Mai 1927	203
Bisheriger tiefster Stand	März 1932	56	April 1932	46,5

ausfall von 40 Milliarden RM. und ein Ausfall an technisch möglicher Neuproduktion, dessen Höhe diese 40 Milliarden Mark weit übersteigt.

Der schreiende Widerspruch zwischen der Verarmung immer größerer Schichten, dem Fehlen der Mittel selbst für die dringendsten Kulturaufgaben auf der einen Seite und den durch die Umwälzung in den landwirtschaftlichen Produktionsmethoden und die sprunghaften Fortschritte in der Produktivität der industriellen Arbeit gegebenen technischen Möglichkeiten auf der anderen zwingen breiteste Schichten zum Nachdenken über die Zweckmäßigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Immer kleiner wird die Zahl derer, die verlangen, daß die Wirtschaftsführung „überall da, wo verwaltungsmäßige Erledigung der Geschäfte nicht ausreicht, wieder auf die Grundlage der individualistischen Weltanschauung zurückgebracht werden" solle, und die meinen, daß man nur „dem freien Spiel der Kräfte, das das Wesen der kapitalistischen Ordnung ausmacht, wieder mehr Raum geben" müßte, um der Krise Herr zu werden[1]). Statt dessen ertönt selbst aus Kreisen, die man früher zu den zuverlässigsten Anhängern des liberalistischen Systems gezählt hat, der Ruf, daß das Ende des Kapitalismus gekommen sei und daß nur eine planwirtschaftliche Neuordnung die heutigen Schwierigkeiten bewältigen und die wirtschaftlichen Kräfte aus den zerstörenden, lebensfeindlichen Mächten von heute zu Dienern der Menschen machen könnte.

Es ist die Aufgabe der nachstehenden Seiten, auf einige zur Beurteilung dieser Streitfrage wichtige Gesichtspunkte hinzuweisen.

II.

Nur von den Vertretern einer „exogenen" Krisentheorie dürfte ernsthaft bestritten werden, daß die heutige Weltwirtschaftskrise zu einem guten Teil auf dieselben Ursachen zurückzuführen ist wie ihre nationalen und internationalen Vorgänger seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Strittig ist aber, welche Faktoren verschärfend auf den Krisenablauf einwirken und die Überwindung des Tiefpunktes immer wieder verzögern. Grob schematisch lassen sich diese zusätzlichen Störungsfaktoren in drei Gruppen einteilen: politische Störungsmomente, einmalige wirtschaftliche Störungsursachen und solche „strukturelle" Veränderungen, die den normalen Gang des kapitalistischen Automatismus behindern.

---

[1]) Bericht der Darmstädter und Nationalbank über das Geschäftsjahr 1930, S. 12.

Die beiden ersten Gruppen stehen teilweise in engem Zusammenhang. Die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind so oft beschrieben worden, daß wir nur an zwei besonders wichtige Tatsachen erinnern. Die Störungen der internationalen Arbeitsteilung durch die Folgen des Krieges und die allgemeine durch die Friedensverträge und Reparationen geschaffene politische Unruhe haben das heute enger als je verflochtene internationale Kreditsystem aufs schwerste erschüttert.

Besonders krisenverschärfend mußte weiterhin das Zusammentreffen einer schweren Agrarkrise mit der Industriekrise wirken, weil erfahrungsgemäß in den früheren Krisen das relativ konstante Einkommen der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Nachfrage nach Industriewaren einen gewissen Halt geboten und zusammen mit den übrigen festen Geldeinkommen bei der Aufnahme der aufgestauten Vorräte zu den gesunkenen Krisenpreisen eine große Rolle gespielt hatte. Dieser den Absturz bremsende Faktor fiel durch das sprunghafte Tempo in der Umwälzung der landwirtschaftlichen Produktionstechnik aus.

Für unsere Fragestellung ist eine dritte Gruppe von Störungsfaktoren besonders wichtig, weil diese als dauernd wirksam angesehen werden müssen und das Funktionieren des Marktmechanismus dauernd bedrohen. Hierher gehört in erster Linie die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichtes zu den Großbetrieben und den Riesenunternehmungen in der Industrie, im Handel und im Bankwesen. Seit Marx sind viele Versuche gemacht worden, die Zwangsläufigkeit dieses Prozesses zu erklären, aber ob man nun ein bestimmtes Gesetz der Konzentration und Zentralisation annimmt oder die wachsende Bedeutung der „fixen Kosten" als Ursache bezeichnet, die Tatsache dieser Entwicklung selbst kann heute ernsthaft nicht mehr in Frage gestellt werden. Gewiß gibt es in der nordamerikanischen Industrie noch etwa 30000 Unternehmungen mit einem investierten Gesamtkapital von rund 600 Milliarden RM., aber über 44% dieses Kapitals entfielen schon 1927 auf etwa 200 Unternehmungen[1]). Jede neue statistische Veröffentlichung über die Entwicklung der Betriebs- und Unternehmungsgrößen, jede Übersicht über die Vorgänge auf dem Gebiete der Kartell-, Konzern- und Trustbildung redet eine ähnliche Sprache.

---

[1]) H. F. Simon, Amerikas Industriesystem, Deutscher Volkswirt vom 20. 11. 1931, S. 251. Vgl. auch H. W. Laidler, Concentration of Control in American Industry, New York 1931. — In Deutschland gab es am 31. Dez. 1930 10970 Aktiengesellschaften mit einem Nominalkapital von insgesamt 24,1 Milliarden RM., von dem über die Hälfte (12,5 Milliarden RM.) auf 189 Gesellschaften entfiel (Stat. Jahrbuch f. d. Deutsche Reich, 1931, S. 361f.).

Das Wachstum der wirtschaftlichen Einheiten verleiht ihren Leitern zunehmende wirtschaftliche und politische Macht. Es entsteht dann jene viel diskutierte „Erstarrung" der Wirtschaft, in der die Preise vieler wichtiger Waren nicht mehr durch das „freie Spiel der Kräfte" zustande kommen, sondern durch monopolistische Bindungen. Diese gebundenen Preise werden dadurch ermöglicht, daß unter dem politischen Einfluß der großen Wirtschaftsmächte eine Zollpolitik durchgesetzt wird, die die ausländische Konkurrenz vom Inlandsmarkt fernhält oder den großen Verbänden gestattet, mit der ausländischen Konkurrenz die Märkte aufzuteilen.

Ebenso wie durch diese Eingriffe in die freie Preisbildung ein für die Struktur des liberalistischen Wirtschaftssystemes entscheidendes Gebiet eine durchgreifende Veränderung erfährt, wird durch die Einschränkung der freien Unternehmertätigkeit und der Unternehmerverantwortung das alte System gründlich verändert. Es ist wiederum das Wachstum der wirtschaftlichen Einheiten, das diese Veränderungen verursacht. Solange die Größe der Einzelunternehmung im Verhältnis zur ganzen Wirtschaft noch bescheiden war, konnte man vom Staat nicht erwarten, daß er den Zusammenbruch eines erfolglosen Unternehmens verhinderte. Die Folgen für die übrige Wirtschaft waren im einzelnen Fall zu ertragen, die Zahl der durch den Bankrott brotlos Gewordenen blieb in relativ mäßigen Grenzen. Heute sind viele Unternehmungen in der Industrie und im Bankwesen so riesenhaft angewachsen, daß keine Staatsgewalt, möge sie sich noch so liberalistisch gebärden, ihren Untergang untätig mit ansehen kann. Von einer bestimmten Größe des Kapitals an darf das Unternehmen zwar den Gewinn noch für sich allein beanspruchen, das Risiko aber auf die Masse der Steuerzahler abwälzen, da sein Zusammenbruch die schwersten Folgen für den gesamten Wirtschaftskörper und damit auch für die politische Situation haben müßte[1]). Der Einwand, daß auch früher der Staat schon gelegentlich eingegriffen habe, um Unternehmungen zu stützen, trifft insofern nicht zu, als derartige Maßnahmen im vergangenen Jahrhundert noch eine Ausnahme waren, während heute z. B. jede gefährdete Großbank mit staatlicher Hilfe gehalten werden muß. Wenn in der letzten Zeit immer häufiger davon gesprochen wird, daß der Arbeitslosenunterstützung neuerdings eine „Erfolglosenunterstützung" gegenüberstehe und daß diese

[1]) Ein drastisches Beispiel hierfür ist die Reorganisierung der deutschen Großbanken unter Aufwendung vieler hunderter von Millionen öffentlicher Mittel, nachdem noch wenige Monate vor der Juli-Krise von 1931 die Leiter der zuerst zusammengebrochenen Großbank in dem oben zitierten Jahresbericht gegen staatliche Eingriffe protestiert hatten.

Phase der kapitalistischen Entwicklung als „garantierter" Kapitalismus gekennzeichnet werden müsse, so ist damit eine wichtige strukturelle und den Marktautomatismus bedrohende Veränderung charakterisiert.

Die Eingriffe des Staates in den freien Arbeitsvertrag, die damit zusammenhängenden sozialpolitischen Maßnahmen, die staatliche Anerkennung der Gewerkschaften stimmen mit den ursprünglichen Gedanken des Liberalismus ebensowenig überein wie die Bindungen anderer Warenpreise, die allerdings eine völlig verschiedene wirtschaftliche und soziale Bedeutung haben. Die Behauptung, daß heute nur an die Stelle der „ruinösen" Konkurrenz die „geregelte" Konkurrenz getreten sei, gibt gerade das zu, was sie leugnen möchte, denn die Konkurrenz kann als Regulator nur insofern wirksam sein, als sie „ruinös" ist. Allerdings ist die zunehmende Staatstätigkeit keine zufällige Eigentümlichkeit des Nachkriegskapitalismus, sondern wird voraussichtlich auch weiterhin für das kapitalistische System bestimmend sein. In der Krise wird der Druck auf die Staatsgewalt, in den Wirtschaftsprozeß einzugreifen, naturgemäß noch bedeutend verstärkt, da die Kräfte der Selbststeuerung ebenso wie die normalen Mittel der liberalistischen Wirtschaftspolitik nicht ausreichen.

Der konsequente Liberalismus läßt nur ein Mittel zur Konjunkturregulierung zu, nämlich die Diskontpolitik der Zentralnotenbank. Aber dieses Mittel kann nur solange wirksam sein, als freie Konkurrenz der Kapitalien und Unternehmungen besteht. In der heutigen „gebundenen" Wirtschaft ist es „ein viel zu feines Instrument, mit dem man den großen und schlagartig auftretenden Störungen gar nicht entgegenzuwirken vermag" [1]).

Analoge Störungen wie beim binnenwirtschaftlichen Automatismus lassen sich auch bei den internationalen Wirtschaftsbeziehungen nachweisen. Man könnte es eine tragische Situation nennen, daß gerade zu der Zeit, in der die Nachrichten- und Verkehrstechnik eine vollentfaltete Weltwirtschaft überhaupt erst möglich machen, stärkste Kräfte auf Abschließung der einzelnen Wirtschaftsgebiete voneinander und Beschränkung des internationalen Warenaustausches auf das unbedingt Notwendige hinwirken. Unter dem ironischen Schlagwort „Schutzzoll per Kasse — Freihandel auf Termin" ist kürzlich eine Gegenüberstellung der wohlmeinenden Vorschläge zur Erleichterung der internationalen Arbeitsteilung und der zur gleichen Zeit in Kraft getretenen

[1]) E. Lederer, Planwirtschaft, Tübingen 1932, S. 23.

protektionistischen Maßnahmen veröffentlicht worden[1]). Es findet sich darin der resignierte Hinweis, daß das positive Ergebnis aller bisherigen freihändlerischen Arbeiten des Völkerbundes in einem Abkommen über die Ausfuhr von Häuten und Fellen bestehe. Während aber dieser Feststellung auch im Frühjahr 1932 nichts hinzuzufügen ist, müßte die lange Liste der protektionistischen Maßnahmen, die im Oktober 1931 abgeschlossen wurde, durch eine fast ebenso lange Liste der seither in Kraft getretenen oder geplanten Zölle, Einfuhrverbote, Kontingentierungen ergänzt werden. Sicher ist dieser anwachsende Protektionismus nicht allein durch die Wirtschaftskrise verursacht; er ist erst möglich geworden durch den Wegfall der Voraussetzungen einer internationalen Arbeitsteilung, auf denen die Freihandelslehre beruhte. Somit rechtfertigt sich der schon von List ausgesprochene Verdacht, daß es sich bei dieser Lehre um eine Ideologie handelt, mit der die industriell fortgeschrittensten oder vorwiegend handeltreibenden Staaten ihre Interessen verbrämt haben. Der Nexus: wachsende Größe der Wirtschaftseinheiten — wachsende wirtschaftliche und politische Macht — Benutzung dieser Macht zur Bindung der Preise im Innern und Abschluß gegen die ausländische Konkurrenz — Unvermeidbarkeit der Staatshilfe, wenn wichtige Teile der Wirtschaft bedroht sind[2]), schwächt oder vernichtet die Selbststeuerung der kapitalistischen Wirtschaft, führt zu Fehlinvestitionen größten Stils, verschärft die Disproportionalitäten zwischen den einzelnen Wirtschaftszweigen und zwingt zu einem immer heftigeren Kampf auf dem fortwährend weiter zusammenschrumpfenden Weltmarkt[3]).

III.

Wenn die Wirtschaftskrise als eine durch einmalige und dauernde Faktoren verschärfte „normale" kapitalistische Krise angesehen werden

---

[1]) Nachkriegskapitalismus, Eine Untersuchung der Handelsredaktion der Frankfurter Zeitung, Frankfurt 1931, S. 30f.

[2]) In diesem Zusammenhang ist auch auf den landwirtschaftlichen Protektionismus hinzuweisen. Die Kosten der Stützungsaktionen des nordamerikanischen Farm-Boards oder der brasilianischen Kaffeevalorisationen sind bekannt. Der Preis, den die deutschen Konsumenten für die Erhaltung des deutschen Getreidebaues zu zahlen haben, wurde neuerdings auf 30 bis 35% des Nettowertes der Getreideproduktion, d. h. auf 3—4 Milliarden RM. pro Jahr berechnet. Vgl. F. Dessauer, Landwirtschaftliche und industrielle Subventionen in „Der deutsche Volkswirt" vom 13. 11. 1931.

[3]) Da hier der Raum zu näheren Ausführungen über diese Zusammenhänge fehlt, verweisen wir auf die nachstehenden Arbeiten, mit denen wir in diesem Punkt weitgehend übereinstimmen: A. Löwe, Lohnabbau als Mittel der Krisenüberwindung; A. Löwe, Der Sinn der Weltwirtschaftskrise, Neue Blätter für den Sozialismus, Jahrgang I, Heft 5 bzw. Jahrgang II, Heft 2; E. Lederer, Wege aus der Krise, Tübingen 1931.

muß, dann erhebt sich die Frage, ob nach einer allmählichen Bereinigung der Krisenursachen der alte Automatismus des kapitalistischen Systems nicht doch wieder hergestellt werden kann. Auch heute fehlt es nicht an Stimmen, die behaupten, daß die gegenwärtige Unordnung daher rühre, daß dieser „wenn auch nicht ideale, so doch bewunderungswürdige Mechanismus der Marktwirtschaft durch die täppischen und unintelligenten Eingriffe äußerer und innerer Politik nach dem Kriege" gestört worden sei, und daß es nur darauf ankomme, dieses System zu reinigen, das „in einer ungemein sinnvollen, wenn auch von den wenigsten voll verstandenen Weise die automatische Anpassung der arbeitsteiligen Produktion an den Bedarf durch den Regulator der Preise und die Lenkung der Produktionskräfte auf die ertragreichsten Gebiete durch den Regulator des Zinses" bewirke[1]). Gegenüber dieser harmonisierenden Darstellung des „Vorkriegskapitalismus" kann nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß der kapitalistische Automatismus zwar Großartiges geleistet hat, daß er sich dazu aber der barbarischen Mittel eines erbarmungslosen Vernichtungskampfes bediente, dessen Kosten — nicht die privatwirtschaftlich ausgewiesenen allein, sondern die Kosten für die gesamte Gesellschaft — bisher nie berechnet worden sind. Keine noch so beschönigende Terminologie, welche die Zerstörungen dieses groben Automatismus als „Friktionen" bagatellisiert, kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß das kapitalistische System seit seinem Bestehen in mehr oder weniger gleichmäßigen Abständen immer wieder aus dem Gleichgewicht geraten ist und daß die notwendigen Proportionalitäten jeweils durch die massenhafte Vernichtung von Werten und Menschenleben hergestellt werden mußten. Sicher hat es viele Jahrzehnte keinen besseren Weg als diesen Automatismus gegeben, die Produktivkräfte der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln, ebenso wie jahrhundertelang eine Seuchenbekämpfung nicht anders möglich war als durch Isolierung der Kranken, die man ihrem Schicksal überließ, aber diese Einsicht sollte das Urteil über den barbarischen Charakter derartiger Methoden nicht trüben.

Überdies ist es zumindest fraglich, ob der Marktmechanismus in den letzten 50 Jahren wirklich eine „optimale Anpassung der Erzeugungskräfte an die Bedarfswünsche" geleistet hat. Überlegt man in welchem Umfang der Produktionsapparat in diesem letzten Jahrhundert faktisch ausgenützt worden ist, so wird sich im Konjunkturdurchschnitt

---

[1]) Nachkriegskapitalismus, l. c. S. 7.

vermutlich eine nicht unbeträchtliche Nichtausnutzung der Kapazität ergeben. Zwar leistet der Automatismus eine trendmäßige Anpassung der Produktion an die zahlungsfähige Nachfrage. Es handelt sich aber darum, eine gleichmäßigere und bessere Versorgung des faktischen Bedarfes zu ermöglichen.

IV.

Ohne Zweifel läßt sich begründen, daß diese Krise mit kapitalistischen Mitteln überwunden werden kann und daß der „monopolistische" Kapitalismus auf zunächst unabsehbare Zeit weiter zu existieren vermag. Allerdings ist das nur noch beschränkt funktionierende alte System weiterhin mit solchen Spannungen geladen, daß verhältnismäßig geringfügige Anlässe zu einer Katastrophe führen können, deren vernichtende Wirkungen heute noch nicht annähernd übersehbar sind.

Die Elemente zur Überwindung der aktuellen Wirtschaftskrise sind bereits in weitem Umfang vorhanden. Das Kapital hat, wenn man von den Ländern absieht, die eine besondere politisch bedingte Kreditkrise durchzumachen hatten, in großem Umfang Geldform angenommen, der Prozeß der „Dekapitalisierung" ist in vollem Gang, die Rohstoffe haben teilweise einen nicht für möglich gehaltenen Preissturz erlitten, die Anpassung der Bodenwerte an die gesunkenen Rohstoffpreise setzt sich allmählich durch, die Vorräte an Fertigfabrikaten sind in allen Ländern zusammengeschmolzen, kurz, es scheint nur noch der „Ankurbelung" zu bedürfen, um den Wirtschaftsprozeß aus seiner heutigen Lähmung zu lösen. Hemmend wirken allerdings in höchstem Maß die politische Unsicherheit auf der ganzen Welt, der damit in engem Zusammenhang stehende bedenkliche Zustand der öffentlichen Finanzen und der internationale Zoll- und Währungskrieg. Auch wenn in den nächsten Jahren die verschärfenden Faktoren noch das Übergewicht behalten sollten und trotz aller Ankurbelungsversuche die Vernichtung wirtschaftlicher Werte weiterginge, bliebe die theoretische Möglichkeit einer allmählichen Überwindung der Krise bestehen. Es spricht allerdings vieles dafür, daß in diesem gebundenen Kapitalismus die Depressionen länger, die Aufschwungsphasen kürzer und heftiger und die Krisen vernichtender sein werden als in den Zeiten der „freien Konkurrenz", aber sein „automatischer" Zusammenbruch ist nicht zu erwarten. Ein unabweisbarer Zwang, ihn durch ein anderes Wirtschaftssystem zu ersetzen, besteht rein wirtschaftlich nicht.

Je geringer die Zahl derjenigen wird, die an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Wirtschaftsystems objektiv interessiert sind[1]), um so dringender wird die Frage nach der Möglichkeit, dieses System durch ein besseres zu ersetzen. Wir sehen eine solche Möglichkeit nur in der Richtung auf die Ersetzung der „partiellen" durch eine „totale" Organisation und fragen deshalb hier nach den Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung.

V.

Die offenkundigen Schwierigkeiten des kapitalistischen Systems ebenso wie das Ausbleiben des von fast allen Sachverständigen prophezeiten Zusammenbruchs der russischen planwirtschaftlichen Versuche sind die Hauptgründe, warum heute überall von Planwirtschaft gesprochen wird. In den Ländern, in denen das kapitalistische System noch am festesten gegründet erscheint, in den Vereinigten Staaten und in Frankreich, werden Zehnjahrespläne und Fünfjahrespläne zur Entwicklung der Wirtschaft diskutiert. Die nordamerikanischen und englischen ökonomischen Zeitschriften sind voll von Erörterungen über planwirtschaftliche Probleme; in Amsterdam fand im August des vorigen Jahres ein insbesondere von amerikanischer Seite zahlreich besuchter Kongreß statt, auf dem die Möglichkeiten einer Planwirtschaft auf kapitalistischer Grundlage in sehr ernsthafter Weise diskutiert wurden; gelegentlich des Kongresses der britischen Gewerkschaften sprach man sich im September 1931 über die Möglichkeit einer nationalen britischen Planwirtschaft aus. Berichte über die Schicksale des russischen Fünfjahresplans erscheinen in allen Sprachen der Welt. Aber mit wenigen Ausnahmen hat die Erörterung planwirtschaftlicher Probleme bisher eher verwirrend als erklärend gewirkt, und nur in wenigen Fällen ist

---

[1]) Anhaltspunkte dafür, wie klein diese Schicht in Deutschland bereits geworden ist, geben die Zahlen der Einkommens- und Vermögensstatistik. Sie sind von F. Fried in seinem Buche über: „Das Ende des Kapitalismus" in populärer Weise zusammengestellt (S. 50 ff.). Nach der letzten Einkommensteuerstatistik aus dem Jahre 1928 bezogen 89,4% der Erwerbstätigen, bei denen hier die mithelfenden Familienangehörigen nicht berücksichtigt sind, ein Einkommen bis 250 RM. monatlich und 57,2% ein Einkommen bis 100 RM. Fried hat berechnet, daß es unter den $32^1/_2$ Millionen Erwerbstätigen rund 100000 gibt, „die wirklich ohne Sorgen, auskömmlich und gut leben können". Vermögensteuerpflichtig waren in Deutschland im Jahr 1928 insgesamt 2,76 Millionen Personen. Von den deklarierten Vermögen im Gesamtbetrag von 77,37 Milliarden RM. entfallen 29,11 Milliarden = rund 37,6% auf Vermögen über 100000 RM. Diese sind im Besitz von 3,8% der Vermögensteuerpflichtigen, nämlich 104,955 Personen (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1931, S. 533 und 514f).

es zu einer schärferen Herausarbeitung der mit einer Planwirtschaft zusammenhängenden Problematik gekommen[1]).

Es ist das Verdienst Lorwins, dadurch eine gewisse Ordnung in das Sprachgewirr der planwirtschaftlichen Diskussion gebracht zu haben, daß er vier verschiedene Typen planwirtschaftlicher Systeme begrifflich trennte. In teilweiser Übereinstimmung mit ihm verstehen wir unter Planwirtschaft ein Wirtschaftsystem, in dem Produktion und Distribution zentral durch gesellschaftliche Planung reguliert werden, und unterscheiden zwei Haupttypen: kapitalistische Planwirtschaft auf Grundlage des Privateigentums an den Produktionsmitteln und damit im sozialen Rahmen einer Klassengesellschaft und sozialistische Planwirtschaft mit den Merkmalen des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln und des sozialen Raums einer klassenlosen Gesellschaft. In ein Schema, dessen Extreme durch diese beiden Haupttypen charakterisiert sind, lassen sich prinzipiell alle bisherigen planwirtschaftlichen Vorschläge einordnen. Am einen Ende findet sich das Generalkartell Hilferdings, in dem sämtliche Unternehmungen zusammengeschlossen sind, aber prinzipiell das Privateigentum an den Produktionsmitteln erhalten bleibt bei scharfer Scheidung zwischen einer relativ kleinen herrschenden Klasse und der großen Masse der Besitzlosen. Dann folgen die Entwürfe, in denen der Staat als größter Kapitalist auftritt, ohne daß das Privateigentum an den Produktionsmitteln prinzipiell aufgegeben wäre. Bei der Beurteilung dieser Formen entscheidet die Beantwortung der Frage, welche Klasse im Besitze der Staatsmacht ist, darüber, ob sie mehr zum kapitalistischen oder zum sozialistischen Typ zu zählen sind[2]). Von den Mischformen, wie sie den wirtschaftsdemokratischen Forderungen vorschweben und in denen öffentliches, genossenschaftliches und privates Eigentum an den Produktionsmitteln nebeneinander bestehen, führen dann theoretisch viele Übergänge zu dem sozialistischen Typ der Planwirtschaft[3]). So ver-

[1]) Wir verweisen vor allem auf die Publikationen von Heimann, Landauer, Lederer und Lorwin.

[2]) Solche planwirtschaftlichen Vorschläge wie etwa die des Tat-Kreises, in denen mit einem völlig ungeklärten Staatsbegriff operiert wird, lassen sich allerdings in unser Schema nur sehr schwer einreihen, da lediglich Vermutungen darüber möglich sind, was für ein Gebilde dieser Staat ist, der in der geforderten „Gesamtwirtschaft" die wirtschaftlichen „Kommandohöhen" besetzt hält. Viele Anzeichen lassen allerdings darauf schließen, daß als herrschende Klasse die kleinen Eigentümer unterstellt werden, womit sich die Charakterisierung als kapitalistische Planwirtschaft ergeben würde. Vgl. E. W. Eschmann, Übergang zur Gesamtwirtschaft, in: Die Tat, Septemberheft 1931.

[3]) Es muß hier daran erinnert werden, daß es ebensowenig eine allgemein anerkannte Theorie der Planwirtschaft gibt wie eine allgemein oder auch

schieden alle diese Typen in bezug auf das Wirtschaftsziel, ihren gesellschaftlichen Inhalt, die Differenzierung der Einkommen und damit auch die Bestimmung der Richtung der Produktion sein mögen, dies eine haben sie alle gemeinsam, daß an die Stelle der „Selbststeuerung" der Wirtschaft mit ihrer grundsätzlich immer zu spät eintretenden Korrektur wirtschaftlicher Fehlhandlungen ein Plan treten soll, dem im Idealfall alle Einzelheiten des wirtschaftlichen Geschehens derart einzuordnen sind, daß mit den vorhandenen Mitteln ein Optimum an Leistung erreicht wird. Das „ingenieurmäßige" Denken soll vom Einzelbetrieb auf die Gesamtwirtschaft übertragen und der Wirkungsgrad der gesellschaftlichen Zusammenarbeit auf eine bisher nicht erreichte Stufe gehoben werden. Es bleibt zunächst eine offene Frage, ob die verschiedenen Typen dasselbe wirtschaftliche Resultat erzielen können. Zuerst muß eine Klärung darüber herbeigeführt werden, von welchen ökonomischen Voraussetzungen der Erfolg einer planwirtschaftlichen Neuordnung abhängt.

VI.

Es gehört zu den Grundanschauungen der Marxschen ökonomischen Theorie, daß ein neues Wirtschaftssystem erst dann durchgesetzt werden kann, wenn seine ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen wenigstens in ihren Elementen unter der Oberfläche des früheren Systems vorgebildet und die Produktionsverhältnisse zur Fessel der Produktivkräfte geworden sind.

Ebenso wie die Beseitigung der alten Bindungen im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts nur deswegen eine schnelle wirtschaftliche Entwicklung im Gefolge hatte, weil unter den Trümmern der überlebten feudalen Wirtschaft die technischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen für das System des Laissez-faire bereits vorhanden waren, ist auch nur dann mit einer Entfesselung der vorhandenen Produktivkräfte durch eine planwirtschaftliche Neuordnung

---

nur von der Mehrheit der Fachvertreter angenommene Theorie der kapitalistischen Marktwirtschaft. Über diese Schwierigkeit hinaus befindet sich die planwirtschaftliche Theorie in der mißlichen Lage, daß sie nicht zu einer Schulenbildung gekommen ist und daß in bezug auf ihre positiven Thesen es kaum Autoren gibt, die in den wesentlichen Punkten miteinander einig wären. Soweit im nachstehenden bestimmte Thesen vertreten sind, betrachtet der Verfasser sie lediglich als einen Beitrag zu einer in den ersten Ansätzen befindlichen theoretischen Klärung. Der Charakter dieses Aufsatzes als eines räumlich eng begrenzten Diskussionsbeitrages bringt es mit sich, daß viele Behauptungen aufgestellt werden, deren Begründung hier nicht gegeben werden kann. Spätere Artikel sollen versuchen, die vorliegende grobe Skizze zu ergänzen und zu korrigieren.

zu rechnen, wenn deren Voraussetzungen schon gegeben sind. Ganz allgemein lassen sich ihre ökonomischen Bedingungen — von den politischen wird zunächst abgesehen — auf die Formel bringen, daß das Schwergewicht der industriellen Produktion bei der großbetrieblichen Massenfabrikation liegt und der Zentralisationsprozeß eine gewisse Stufe erreicht hat, daß die technischen und organisatorischen Mittel zur Bewältigung der Aufgaben einer zentralen Wirtschaftsleitung bekannt sind und daß eine erhebliche Produktivitätsreserve vorhanden ist, welche durch die Anwendung der planwirtschaftlichen Methoden ausgenützt werden kann. Es läßt sich leicht zeigen, daß alle diese ökonomischen Voraussetzungen in den großen Industriestaaten ebenso wie in der Weltwirtschaft in weitem Umfang vorhanden sind.

Gerade diejenige Entwicklung, die sich für den „normalen Ablauf des Marktmechanismus" als verhängnisvoll erweist, schafft eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Möglichkeit einer planmäßigen Leitung des Wirtschaftsprozesses. In vieler Hinsicht erleichtern die Konzentrations- und Zentralisationsprozesse eine zentrale Wirtschaftsleitung. Die technischen Erfordernisse der Massenproduktion bewirken eine ständige wachsende Nivellierung des Bedarfs, eine Verminderung der hergestellten Typen und vereinfachen damit ungemein die Bedarfserfassung. In den Großbetrieben und den Zentralbüros der Riesenunternehmungen werden die Methoden zur statistischen und organisatorischen Bewältigung sachlich und räumlich ausgedehnter wirtschaftlicher Vorgänge ausgebildet. Endlich verringern sich zahlreiche Schwierigkeiten einer zentralen Wirtschaftsleitung in dem Maße, wie die Zahl der zu regulierenden Betriebe kleiner wird. Die Durchführung eines Wirtschaftsplanes für ein großes Wirtschaftsgebiet erfordert gewaltige technische Mittel, gleichgültig wie weit die Dezentralisierung in der Ausführung des Planes auch durchgeführt sein mag. Diese Mittel stehen im modernen Kapitalismus bereit. Die Verbesserung des Nachrichtenverkehrs, die Entwicklung der statistischen Methoden und der technischen Mittel zu ihrer Anwendung, die noch vor einem Jahrzehnt nicht für möglich gehaltene Maschinisierung der Buchhaltung erlauben es, von einer zentralen Stelle aus wirtschaftliche Vorgänge größten Umfangs ohne Zeitverlust zu registrieren und übersichtlich zusammenzufassen.

Die Technik der Produktion und Distribution hat heute schon auf weiten Gebieten den Charakter des Individuellen verloren und wird mit dem Vordringen der wissenschaftlichen Betriebsführung uniformiert und in Lehrsätze gefaßt, die mit Hilfe einer jedem Durchschnitts-

menschen zugänglichen Ausbildung überall angewendet werden können. Einzelne Unternehmerfunktionen werden durch fortschreitende Spezialisierung erlernbar, andere von besonderen Einrichtungen übernommen. Der technische Fortschritt ist in der Regel nicht mehr zufälligen Entdeckungen überlassen, sondern wird planmäßig in den Laboratorien der großen Unternehmungen vorbereitet.

Die Probleme der organisatorischen Bewältigung großer planwirtschaftlicher Aufgaben sind im Rahmen der kapitalistischen Großstaaten längst praktisch in Angriff genommen worden. Bahnbrechend wirkte hier die Kriegswirtschaft, deren außerordentliche Leistungen, insbesondere in England und den Vereinigten Staaten, dank der Gegenpropaganda starker wirtschaftlicher Interessengruppen kaum Beachtung finden konnten. Aber auch die heutige kapitalistische Praxis bietet zahlreiche Beispiele dafür, wie große planwirtschaftliche Aufgaben von den Regierungen übernommen werden müssen. Die protektionistische Zollpolitik, die in manchen Staaten bis hart an die Grenzen eines Außenhandelsmonopols geht, die Organisation der Kohlen- und Elektrizitätswirtschaft etwa in Deutschland und Großbritannien, sowie die Maßnahmen auf dem Gebiete der Kreditwirtschaft in den Vereinigten Staaten, die ihre vorläufige Krönung in der Gründung der mit einer Verfügungsgewalt über 2 Milliarden Dollar ausgestatteten Reconstruction Finance Corporation gefunden haben, sind besonders charakteristische Belege wenn nicht für den Erfolg, so doch für den Zwang zur Vornahme regulierender Eingriffe. In welchem Umfang die dritte der von uns genannten Voraussetzungen, das Vorhandensein unausgenutzter Produktivitätsreserven gegeben ist, zeigt jede Untersuchung über das Verhältnis von Produktionskapazität und wirklicher Produktion im Durchschnitt eines Konjunkturzyklus. Auf allen Gebieten der Produktion und der Verteilung läßt sich der Tatbestand einer Fesselung der Produktivkräfte durch die Produktionsverhältnisse nachweisen. In diesem Zusammenhang wären auch die Produktionszweige zu nennen, an deren planmäßige Regulierung bereits im kapitalistischen System gegangen werden muß, weil die Mittel der Konkurrenz ganz offenbar die Ausnützung der vorhandenen technischen Möglichkeiten verhindern (Elektrizitätswirtschaft, Eisenbahnen usw.).

In wie hohem Maße die ökonomischen Voraussetzungen für eine planwirtschaftliche Ordnung der Gesamtwirtschaft bereits im Schoße des heutigen Wirtschaftssystems entwickelt sind, ergibt sich indirekt auch daraus, daß selbst die unentwegtesten Anhänger der freien Wirtschaft in kritischen Situationen den Staat zu Hilfe rufen. Sie geben damit zu,

daß der Marktmechanismus gerade bei den entscheidenden Aufgaben versagt und durch staatliche Eingriffe ergänzt werden muß.

VII.

Die Gegner einer planwirtschaftlichen Neuordnung haben bis heute ein sehr wichtiges Argument auf ihrer Seite. Das schlechte Funktionieren des Marktautomatismus und das Vorhandensein wichtiger ökonomischer Voraussetzungen für eine Planwirtschaft beweisen noch nicht, daß diese mehr leistet als das bisherige System. Ein Beweis hierfür ist letzten Endes ebenso nur durch die Praxis zu erbringen, wie die Verkünder des Laissez-faire-Prinzips in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst durch die Erfolge des von ihnen geforderten Systems ihre theoretischen Sätze verifizieren konnten. Bis dahin müssen sich auch die Vertreter des Plangedankens darauf beschränken, die gegnerischen Argumente auf ihre Tragfähigkeit möglichst sorgfältig zu prüfen und eine in sich widerspruchsfreie, dem heutigen Stand der sozialökonomischen Wissenschaft angemessene systematische Theorie einer planwirtschaftlichen Ordnung aufzustellen. Beide Aufgaben bieten so große Schwierigkeiten, daß sie nur durch kollektive Arbeit bewältigt werden können. Hier beschränken wir uns darauf, einen summarischen Überblick über die wichtigsten Streitfragen zu geben und die eigene Stellung nur anzudeuten.

Gegen eine Planwirtschaft wird in erster Linie das Bedenken erhoben, sie sei weniger produktiv als die heutige Marktwirtschaft, da sie den Markt zerstöre, ohne seine Funktionen ersetzen zu können. Vor allem sei es ihr unmöglich, ihre Kosten zu berechnen, und unter solchen Umständen sei „es immer noch besser, sich zuweilen etwas zu verrechnen, als überhaupt nicht zu rechnen“[1]). Während die Marktwirtschaft in den letzten 100 Jahren trotz großer Reibungsverluste die Bedürfnisse einer rasch wachsenden Bevölkerung immer besser befriedigte, müsse sich eine Planwirtschaft darauf beschränken, den status quo aufrecht zu erhalten, da sie weder Bedarfsverschiebungen noch Veränderungen der Technik auf ökonomisch brauchbare Weise erfassen könne. Auf dreierlei Weise begegneten planwirtschaftliche Theoretiker diesem Einwand: Marktorganisation und Planwirtschaft seien gar keine unvereinbaren Gegensätze, im Gegenteil, erst eine Planwirtschaft könne die Vorteile der Kostenermittlung durch die Marktpreisbildung voll aus-

[1]) Nachkriegskapitalismus l. c. 19.

nutzen[1]). Der zweite Gegeneinwand lautete, daß die Ermittlung der Kosten auch ohne das indirekte Mittel des Tauschverkehrs möglich sei. „Wie der Tauschverkehr die richtigen Preise nur durch Erproben ermittelt, so kann auch eine strenge Planwirtschaft nach Projektierung im großen für die Einzelbestimmung der Preise einzelne Güterteile von einer Produktion in die andere wirklich verschieben und tastend versuchen, wie sie auf Grund des höheren Nutzens der neuen Kombination die Bedeutungsgröße des betreffenden Gutes erhöhen kann"[2]). Von anderen Theoretikern wird sogar der Beweis angeboten, daß eine „naturalwirtschaftliche" Rechnung, die auch nicht mehr mit fiktiven Preisen arbeitet, der Kostenermittlung des Marktes überlegen sei[3]). Endlich kann man mit O. Bauer einwenden: „Die kapitalistische Gesellschaft ist gesellschaftlicher Rationalität nicht fähig. Sie senkt den Kostenaufwand des einzelnen Unternehmers ohne Rücksicht darauf, ob die Senkung seiner Kosten durch Mehraufwand an gesellschaftlichen Kosten überwogen wird. . . Erst in einer sozialistischen Gesellschaft, in der die Gesellschaft selbst über die Produktionsmittel verfügt und die Produktion leitet, wird jede wirtschaftliche Entschließung von rechnungsmäßigem Vergleich des gesellschaftlichen Ertrages und des gesellschaftlichen Aufwandes abhängig"[4]).

Auch wir halten die Möglichkeit, das Verhältnis von Kosten und Ertrag auf andere Weise als durch den Austausch festzustellen, bereits auf Grund der heutigen Erfahrungen für gegeben, wenn auch die dazu notwendigen Methoden noch sehr viel weiter ausgebildet sein müssen, bis das denkbare Optimum der wirtschaftlichen Erfolgsberechnung erreicht wird.

Ein zweiter Einwand besagt, daß in einer Planwirtschaft die entscheidende Triebkraft des Profitstrebens und der freien Konkurrenz, die zur Aktivierung aller wirtschaftlichen Kräfte führte, wegfiele und die Ergiebigkeit der Wirtschaft schnell nachließe. Dieser Einwand scheint uns auf einer unhaltbaren Psychologie zu beruhen.

Ferner wird behauptet, daß in einer Planwirtschaft der Anreiz zur Kapitalbildung fehle und das vorhandene Kapital unsachgemäß verteilt werde. Gerade hier könnte aber die Kapitalbildung der Willkür der einzelnen Wirtschaftssubjekte entzogen und den gesellschaftlichen

[1]) Vor allem E. Heimann, dessen Schrift „Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung", Potsdam 1932, sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt.

[2]) Landauer, l. c. S. 120.

[3]) O. Neurath, Wirtschaftsplan und Naturalrechnung. Berlin 1925, vor allem S. 53ff.

[4]) O. Bauer, Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg, 1. Bd. Rationalisierung-Fehlrationalisierung, Wien 1931, S. 181.

Organen übertragen werden, denen dann auch die zweckmäßige Anlage der Kapitalien läge. Fehlinvestitionen würden rascher bemerkt, und die Mittel zu ihrer Korrektur wären bedeutend wirksamer als heute[1]). Die Gefahr, daß die technischen Fortschritte in einer Planwirtschaft nachlassen, ist dadurch ausgeschaltet, daß die Erfindertätigkeit in den technisch-wissenschaftlichen Anstalten der Unternehmungen und des Staates bereits heute weitgehend rationalisiert ist und fast von einer fortlaufenden Produktion von Erfindungen gesprochen werden kann. Eine Planwirtschaft wird darauf sehen müssen, bei der Umsetzung neuer technischer Verfahren in die Praxis Tempo und Ausmaß der Umstellung zu regulieren, und wird dadurch die großen Störungen und Verluste, die notwendig bei profitorientierter Technisierung entstehen, vermeiden.

Eine weitere Gruppe von Streitfragen betrifft die organisatorischen Grundsätze einer Planwirtschaft. Die größte Schwierigkeit läßt sich auf das Problem zurückführen, wie die Prinzipien der Zentralisation und Dezentralisation am zweckmäßigsten miteinander vereinigt werden können. Denn die Forderung nach einer zentralen Leitung der gesamten Wirtschaftsprozesse kann nicht so verstanden werden, daß von einer Zentrale aus jeder einzelne Betrieb in allen Einzelheiten seiner Geschäftsführung bevormundet wird. Wo die Grenzen der zentralistischen Führung liegen, läßt sich nicht ein für allemal sagen, da dies offenbar bei einem verschiedenen Grad der Technik, der Vereinheitlichung des Produktions- und Verteilungsprozesses, der Differenzierung in der Vorbildung der Ausführenden ganz verschieden ist.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Problem steht der bereits oben genannte Vorschlag, sozusagen die gute Seite der Marktprozesse in den Dienst der Planwirtschaft zu stellen. Dadurch würde scheinbar der zentralen Tätigkeit eine klare Grenze gezogen und gleichzeitig die Lösung eines anderen schwierigen Problems, nämlich die rasche Anpassung der Produktion an die Wünsche der über ihr Einkommen frei verfügenden Konsumenten gesichert. Nach allen bisherigen Erfahrungen müßte die Überführung des heutigen Systems in eine Planwirtschaft zunächst an die Markteinrichtungen anknüpfen, denn die vielen vorhandenen Ansätze für eine marktlose Wirtschaft bedürfen einer Modifizierung, gegenseitiger Abstimmung und Ergänzung, ehe sich mit ihrer Hilfe die Marktfunktionen vorteilhaft ersetzen lassen. Unsere Bedenken richten sich nicht gegen die Beibehaltung der Marktorganisation in

[1]) Vgl. Landauer, l. c. S. 121—130, der uns auf diesen Seiten Entscheidendes zu dieser Frage gesagt zu haben scheint.

einer Übergangswirtschaft, sondern gegen die Auffassung, daß grundsätzlich nur der Markt die Rechnungen ermöglichen könne, an denen sich eine rationale Wirtschaftspolitik orientieren müßte. Es ist typisch für alle ernsthaften Versuche, den Marktmechanismus in das Gebäude einer Planwirtschaft einzubeziehen, daß das Prinzip der freien Preisbildung regelmäßig durchbrochen wird zugunsten „sozialer" Preise (Lorwin) oder solcher „diktierter" Preise, die etwa einer von der Gesellschaft bzw. ihren Planorganen beschlossenen Kapitalbildung dienen sollen (Heimann). Eine weitere Einschränkung erfährt in den meisten dieser Systeme die freie Preisbildung durch die Kreditpolitik, die in einer Planwirtschaft die Kapitalien nicht notwendig zum Ort der höchsten Rentabilität leiten muß. Vielmehr müssen die Planorgane „aktiv entscheiden, ob einem Produktionszweig das Kapital zugeleitet werden soll, das er von sich aus zinsbringend verwenden würde. Es wird ihm zugeleitet werden, nur, falls der Überblick über die Verschiebung des Arbeitsbedarfs im Gesamtrahmen der Volkswirtschaft keine Gefahr daraus erwarten läßt"[1]) und falls nicht eine andere Verteilung des Kapitals im Rahmen des Gesamtplans vorgesehen ist. Ob eine solche marktmäßige Ordnung der Planwirtschaft möglich ist, bedarf einer ausgiebigen Diskussion. Jedenfalls aber können keine Bedenken gegen die Verwendung von Preisen im Sinne bloßer Verrechnungsmittel erhoben werden. Die arbeitsteilig verbundenen Betriebe müssen miteinander abrechnen, und soweit den Konsumenten ihr Einkommen nicht in Naturalien zugewiesen wird, braucht man ein Mittel zur Verrechnung dieser Einkommen.

Je nach der Auffassung über den zu verwirklichenden Typus von Planwirtschaft ergibt sich eine abweichende Stellung zu den Problemen der Konsumfreiheit und der Frage, in welchem Maße die Konsumenten bei der Aufstellung des Wirtschaftsplanes über Richtung und Umfang des Konsums und damit der Produktion mitzubestimmen haben. Hier begegnen uns neben vielen ungelösten Fragen eine Anzahl von Scheinproblemen, so z. B. die Behauptung, daß ein Wirtschaftsplan jede Konsumfreiheit ausschließe. Eine Konsumfreiheit, jedenfalls im absoluten Sinne, hat es aber für die überwiegende Mehrzahl der Menschen nie gegeben und ist nur bei einem vorläufig nicht realisierbaren Reichtum der Gesellschaft denkbar. Durch eine beschränkte Konsumfreiheit wären aber erhebliche Störungen des Planes nicht zu befürchten, da die Bedarfsgewohnheiten bei mittleren Einkommenslagen relativ starr sind und diese Konstanz durch gesellschaftliche

[1]) Heimann, l. c. S. 39.

Beeinflussung und das Zusammendrücken der Einkommenspyramide sich noch verstärkte.

Hält man sich den verschiedenen Grad kapitalistischer Entwicklung und Reife in den einzelnen Ländern vor Augen, so erhebt sich die Frage, ob eine Planwirtschaft in einem einzelnen Lande oder nur international möglich sei und ob innerhalb einer Volkswirtschaft Teilpläne in die Marktwirtschaft eingebaut werden können. Lederer hat kürzlich nachzuweisen versucht, daß freie Wirtschaft und Planwirtschaft „nur prinzipielle Gegensätze seien, die sich in der Wirklichkeit nicht ausschließen", kommt aber dann zu dem Ergebnis, daß die Vorteile einer Planwirtschaft sich nur dann voll auswirken können, wenn alle Wirtschaftszweige in einen Gesamtplan einbezogen werden[1]).

Auch wir sind der Meinung, daß ein Teilplan qualitativ etwas ganz anderes darstellt als ein Gesamtplan und daß erst dann von einer Planwirtschaft gesprochen werden kann, wenn zumindest alle entscheidenden Wirtschaftszweige planmäßig reguliert werden. Dagegen dürfte ein planwirtschaftliches System auch im Rahmen nur einer Volkswirtschaft prinzipiell möglich sein, soweit es ihr gelingt, die Schwierigkeiten, die dem Plan aus der Abhängigkeit von der Belieferung durch das Ausland entstehen können, zu überwinden. Die von der ökonomischen Seite her drohenden Gefahren spielen hier wahrscheinlich eine viel geringere Rolle als diejenigen von der politischen. Durch die Verfügungsgewalt über ein relativ autarkes Gebiet wird allerdings die Planarbeit außerordentlich erleichtert.

Aus der Fülle der planwirtschaftlichen Probleme greifen wir noch die eine Frage heraus, ob eine Planwirtschaft mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln vereinbar ist. Wird unter Eigentum ausschließliche Verfügungsgewalt verstanden, so ist nicht einzusehen, wie ein Plan durchführbar sein sollte, wenn die einzelnen Eigentümer der Produktionsmittel die Wahl hätten, seine Anweisungen in dem Umfang zu befolgen, wie es ihnen zusagt. Dagegen würden ökonomisch keine Schwierigkeiten bestehen, das Privateigentum nominell beizubehalten, wenn die Verfügungsgewalt an die Planorgane abgetreten wäre. Es wäre dann zu dem geworden, was es in sehr vielen Fällen heute schon ist, nämlich zu einem mehr oder weniger sicheren Anspruch auf den Bezug einer Rente.

VIII.

Wenn auch der gegenwärtige Stand der planwirtschaftlichen Theorie es nicht erlaubt, ein bis in die Einzelheiten ausgeführtes Bild einer

[1]) E. Lederer, Planwirtschaft, l. c. S. 9ff., 39ff.

Planwirtschaft zu zeichnen, so erscheinen uns doch alle ökonomischen Voraussetzungen zu ihrer Verwirklichung gegeben zu sein[1]). Eine ganz andere Frage aber ist es, ob die ebenso wichtigen gesellschaftlichen und insbesondere die politischen Tatbestände in absehbarer Zeit eine planwirtschaftliche Neuordnung gestatten.

Eine kapitalistische Planwirtschaft kann von den Eigentümern der Produktionsmittel schon allein aus dem Grunde nicht geduldet werden, weil sie, wie oben bereits angedeutet, ihrer ökonomischen Funktion entkleidet und zu bloßen Rentenbeziehern degradiert werden müßten. In keiner Gesellschaftsordnung hat sich aber bisher der bloße Bezug von Renten auf Kosten der Gesellschaft ohne sichtbare Gegenleistung auf die Dauer aufrecht erhalten lassen.

Die Aussichten für die Verwirklichung einer sozialistischen Planwirtschaft sind trotz aller ökonomischer Möglichkeiten solange gering, wie der Einfluß der an einer solchen Wirtschaftsform durch ihre Klassenlage interessierten Schichten für eine Umwälzung nicht ausreicht. Wichtig aber bleibt, die auf eine Planwirtschaft hindrängenden Tendenzen zu verfolgen, alle Möglichkeiten einer solchen Wirtschaft zu überprüfen und eine geschlossene Theorie aufzubauen, die einer künftigen Wirtschaftspolitik als Orientierungsmittel dienen könnte.

---

[1]) Es wird bei manchen Befremden hervorrufen, daß wir unter den Argumenten für die Möglichkeit einer Planwirtschaft das sowjetrussische Wirtschaftssystem nicht angeführt haben. Wir sind nun allerdings der Überzeugung, daß die Theorie und Praxis der Planwirtschaft aus den russischen Versuchen sehr viel zu lernen hat, müssen aber im gegenwärtigen Stadium dem russischen Experiment die Beweiskraft dafür absprechen, ob diese Art der Planwirtschaft ökonomisch — und nur unter diesem Gesichtspunkt haben wir das Problem bisher erörtert — dem privatkapitalistischen System überlegen ist. Die Bedingungen, unter denen seit 1917 die Wirtschaftspolitik in der Sowjetunion steht, sind in negativem und positivem Sinn so einzigartige, daß sich heute kaum schon Aussagen darüber machen lassen, was von den Erfolgen oder Mißerfolgen aus den Eigenarten der russischen Situation und was aus den Besonderheiten der planwirtschaftlichen Methoden zu erklären ist.

Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie.

Von

Erich Fromm (Berlin).

Die Psychoanalyse ist eine naturwissenschaftliche, materialistische Psychologie. Sie hat als Motor menschlichen Verhaltens Triebregungen und Bedürfnisse nachgewiesen, die von den physiologisch verankerten, selbst nicht unmittelbar beobachtbaren „Trieben" gespeist werden. Sie hat aufgezeigt, daß die bewußte Seelentätigkeit nur einen relativ kleinen Sektor des Seelenlebens ausmacht, daß viele entscheidende Antriebe seelischen Verhaltens dem Menschen nicht bewußt sind. Sie hat insbesondere private und kollektive Ideologien als Ausdruck bestimmter, trieblich verankerter Wünsche und Bedürfnisse entlarvt und auch in den „moralischen" und ideellen Motiven verhüllte und rationalisierte Äußerungen von Trieben entdeckt[1]).

Freud hat zunächst, ganz entsprechend der populären Einteilung der Triebe in Hunger und Liebe, zwei Gruppen von Trieben angenommen, die als Motoren des menschlichen Seelenlebens wirksam sind: die Selbsterhaltungstriebe und die Sexualtriebe[2]). Die den Sexualtrieben innewohnende Energie hat er als Libido bezeichnet, seelische Vorgänge, die von dieser Energie gespeist sind, als libidinöse.

---

[1]) Das „Über-Ich" als Instanz pflichtgemäßen Handelns verdankt nach Freud seine Entstehung den Gefühlsbeziehungen zwischen Kind und Eltern, hat also seine Basis durchaus in den Trieben.

[2]) Unter dem Eindruck der Tatsache der libidinösen Beimengungen zu den Selbsterhaltungstrieben und der besonderen Bedeutung der destruktiven Tendenzen hat Freud seine ursprüngliche Annahme dahin modifiziert, daß er nun den lebenserhaltenden (erotischen) Trieben Zerstörungstriebe (Todestrieb) gegenüberstellt. So bedeutsam gewiß Freuds Argumentation für diese Modifikation seines ursprünglichen Standpunkts ist, so trägt sie doch einen bei weitem spekulativeren und weniger empirischen Charakter als seine ursprüngliche Position. Sie scheint uns auf einer von Freud sonst vermiedenen Vermischung biologischer Tatsachen und psychologischer Tendenzen zu beruhen. Sie steht auch im Gegensatz zu einer ursprünglichen Position Freuds, zur Auffassung der Triebe als primär wünschend, begehrend, den Lebenstendenzen dienend und sich ihnen anpassend. Uns scheint eine Konsequenz der Gesamtauffassung von Freud zu sein, daß die menschliche Seelentätigkeit sich in Anpassung an Lebensvorgänge und Lebensnotwendigkeiten entwickelt und daß die Triebe als solche gerade dem biologischen Todesprinzip entgegengesetzt sind. Die Diskussion über die Annahme von Todestrieben ist innerhalb der analytischen Wissenschaft noch im Gange; wir gehen bei unserer Darstellung der psychoanalytischen Theorie von der ursprünglichen Position Freuds aus.

Unter Sexualtrieben hat Freud in berechtigter Erweiterung der üblichen Verwendung dieses Begriffes alle, analog den genitalen Impulsen, körperlich bedingten und an Körperstellen („erogenen Zonen") haftenden Spannungen, die nach lustbringender Abfuhr verlangen, verstanden.

Als Hauptprinzip der Seelentätigkeit nimmt Freud das „Lustprinzip" an, die Tendenz zu maximaler, lustbringender Abfuhr der Triebspannungen. Dieses Lustprinzip wird durch das „Realitätsprinzip" modifiziert, das unter dem Einfluß der Beobachtung der Realität Verzicht oder Aufschub von Lust zugunsten der Vermeidung größerer Unlust oder der Gewinnung künftiger größerer Lust fordert.

Die Eigenart der spezifischen Triebstruktur eines Menschen sieht Freud durch zwei Faktoren bedingt: die mitgebrachte Konstitution und das Lebensschicksal, vor allem das Schicksal seiner frühen Kindheit. Er geht davon aus, daß mitgebrachte Konstitution und Erleben eine „Ergänzungsreihe" bilden und daß die spezifisch analytische Aufgabe die Erforschung des Einflusses des Erlebens auf die gegebene Triebkonstitution ist. Die analytische Methode ist also eine exquisit historische: sie fordert Verständnis der Triebstruktur aus dem Lebensschicksal. Diese Methode hat ihre Gültigkeit sowohl für das Seelenleben des Gesunden wie das des Kranken, der neurotischen Persönlichkeit. Das, was den neurotischen Menschen vom „normalen" unterscheidet, ist die Tatsache, daß bei diesem sich die Triebstruktur optimal seinen realen Lebensnotwendigkeiten angepaßt hat, während bei jenem die Triebentwicklung auf gewisse Hindernisse gestoßen ist, die eine genügende Anpassung der Triebe an die Realität verhinderten.

Um die Tatsache der Anpassung und Modifizierbarkeit der Sexualtriebe an die Realität ganz verständlich machen zu können, ist es notwendig, auf gewisse Eigenschaften der Sexualtriebe hinzuweisen, Eigenschaften, die sie gerade von den Selbsterhaltungstrieben unterscheiden.

Die Sexualtriebe sind im Gegensatz zu den Selbsterhaltungstrieben aufschiebbar, während jene imperativischer Natur sind, d. h. eine längere Nichtbefriedigung den Tod herbeiführt, bzw. seelisch absolut unerträglich ist. Diese Tatsache bewirkt, daß die Selbsterhaltungstriebe ein Primat vor den Sexualtrieben haben; nicht in dem Sinn, daß sie an sich eine größere Rolle spielen, aber so, daß im Falle des Konflikts sie die dringlicheren sind, daß sie sich, solange sie noch unbefriedigt sind, als die stärkeren erweisen.

Damit ist eng verknüpft, daß die Regungen der Sexualtriebe verdrängbar sind, während die sich aus den Selbsterhaltungstrieben ergebenden Wünsche nicht aus dem Bewußtsein entfernt werden und im Unbewußten deponiert bleiben können. Ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen beiden Triebgruppen ist die Tatsache, daß die Sexualtriebe sublimierbar sind, d. h. daß an die Stelle der direkten Befriedigung eines sexuellen Wunsches eine vom ursprünglichen Sexualziel entfernte, mit Leistungen des Ich amalgamierte Befriedigung treten kann. Die Selbsterhaltungstriebe sind solcher Sublimierung nicht fähig.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Tatsache, daß die Befriedigung der Selbsterhaltungsimpulse immer wirklicher Mittel bedarf, daß aber die Befriedigung der Sexualtriebe oft in Phantasien, ohne Aufwendung realer Mittel, vor sich gehen kann. Konkret gesprochen heißt das: den Hunger der Menschen kann man nur mit Brot befriedigen, aber etwa ihre Wünsche, geliebt zu werden, mit einer Phantasie von einem gütigen, liebenden Gott oder ihre sadistischen Tendenzen mit blutigen Volksschauspielen.

Wesentlich ist endlich, daß die verschiedenen Äußerungsformen der Sexualtriebe — wiederum im Gegensatz zu den Selbsterhaltungstrieben — in hohem Grade untereinander vertauschbar und verschiebbar sind. Bei Nichtbefriedigung einer Triebregung kann diese durch eine andere ersetzt werden, deren Befriedigung — aus innern oder äußern Gründen — möglich ist. Diese Verwandelbarkeit und Vertauschbarkeit innerhalb der Sexualtriebe ist einer der Schlüssel zum Verständnis des neurotischen wie des gesunden Seelenlebens und ein Kernstück der psychoanalytischen Theorie. Sie ist aber auch eine gesellschaftliche Tatsache von höchster Bedeutung. Sie erlaubt es, daß gerade diejenigen Befriedigungen den Massen geboten und von ihnen akzeptiert werden, die aus sozialen Gründen zur Verfügung stehen bzw. der herrschenden Klasse erwünscht sind[1]).

Zusammenfassend ergibt sich also, daß die Sexualtriebe infolge ihrer Aufschiebbarkeit, Verdrängbarkeit, Sublimierbarkeit und Verwandelbarkeit einen viel elastischeren und geschmeidigeren Charakter haben als die Selbsterhaltungstriebe. Sie lehnen sich diesen an, folgen

[1]) Eine besondere Rolle spielt die Aufpeitschung und Befriedigung sadistischer Impulse, die dann stattzuhaben pflegt, wenn andere Triebbefriedigungen positiver Natur aus sozialökonomischen Gründen ausgeschlossen sind. Der Sadismus ist das große Triebreservoir, auf das man zurückzugreifen pflegt, wenn man der Masse keine anderen — und gewöhnlich kostspieligeren — Befriedigungen zu bieten hat und mit dessen Hilfe man gleichzeitig seine Gegner vernichtet.

ihren Spuren[1]). Die Tatsache der größeren Geschmeidigkeit und Wandlungsfähigkeit der Sexualtriebe bedeutet aber nicht, daß sie auf die Dauer unbefriedigt bleiben können. Es gibt nicht nur ein physisches, sondern auch ein psychisches Existenzminimum, d. h. ein notwendiges Mindestmaß der Befriedigung der Sexualtriebe. Die hier charakterisierten Unterschiede zwischen Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben bedeuten vielmehr nur, daß sich die Sexualtriebe in hohem Maße den Befriedigungsmöglichkeiten, d. h. den realen Lebensumständen anpassen können. Sie entwickeln sich schon im Sinne dieser Anpassung, und nur bei neurotischen Individuen liegen Störungen der Anpassungsfähigkeit vor. Die Psychoanalyse hat gerade diese Modifizierbarkeit der Sexualtriebe aufgezeigt, sie hat gelehrt, die individuelle Triebstruktur aus dem Lebensschicksal bzw. aus der Beeinflussung der mitgebrachten Triebanlage durch das Lebensschicksal zu verstehen. Die aktive und passive Anpassung biologischer Tatbestände, der Triebe, an soziale ist die Kernauffassung der Psychoanalyse, und jede personalpsychologische Untersuchung geht von dieser Grundauffassung aus.

Freud hat sich ursprünglich — und auch späterhin vorwiegend — mit der Psychologie des Individuums beschäftigt. Nachdem aber einmal in den Trieben die Motive menschlichen Verhaltens, im Unbewußten die geheime Quelle der Ideologien und Verhaltungsweisen entdeckt waren, konnte es nicht ausbleiben, daß die analytischen Autoren den Versuch machten, vom Problem des Individuums zu dem der Gesellschaft, von der Personalpsychologie zur Sozialpsychologie vorzustoßen. Es mußte der Versuch unternommen werden, mit den Mitteln der Psychoanalyse den geheimen Sinn und Grund der im gesellschaftlichen Leben so augenfälligen irrationalen Verhaltungsweisen, wie sie sich in der Religion und in Volksbräuchen, aber auch in der Politik und Erziehung äußern, zu finden. Gewiß mußten damit Schwierigkeiten entstehen, die vermieden wurden, solange man sich auf das Gebiet der Personalpsychologie beschränkte.

Aber diese Schwierigkeiten ändern nichts daran, daß die Fragestellung eine völlig korrekte, legitime wissenschaftliche Konsequenz aus der Ausgangsposition der Psychoanalyse darstellt. Wenn sie im Triebleben, im Unbewußten, den Schlüssel zum Verständnis menschlichen Verhaltens gefunden hat, so muß sie auch berechtigt und imstande sein, Wesentliches über die Hintergründe gesellschaftlichen Verhaltens auszusagen.

[1]) vgl. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Sch. V Leipzig, Wien, Zürich 1924.

Denn auch die „Gesellschaft" besteht aus einzelnen lebendigen Individuen, die keinen anderen psychologischen Gesetzen unterliegen können als denen, die die Psychoanalyse im Individuum entdeckt hat.

Es scheint uns deshalb auch unrichtig zu sein, wenn man, wie W. Reich das tut, der Psychoanalyse das Gebiet der Personalpsychologie reserviert und ihre Verwendbarkeit für gesellschaftliche Erscheinungen wie Politik, Klassenbewußtsein etc. grundsätzlich bestreitet[1]). Die Tatsache, daß eine Erscheinung in der Gesellschaftslehre behandelt wird, heißt keineswegs, daß sie nicht Objekt der Psychoanalyse sein kann (so wenig wie es richtig ist, daß ein Gegenstand, den man unter physikalischen Gesichtspunkten untersucht, nicht auch unter chemischen untersucht werden dürfe). Es bedeutet nur, daß sie nur, insoweit — aber auch ganz insoweit — bei der Erscheinung psychische Tatsachen eine Rolle spielen, Objekt der Psychologie ist und speziell der Sozialpsychologie, die die gesellschaftlichen Hintergründe und Funktionen der psychischen Erscheinung festzustellen hat. Die These, die Psychologie habe es nur mit dem einzelnen, die Soziologie mit „der" Gesellschaft zu tun, ist falsch. Denn so sehr es die Psychologie immer mit dem vergesellschafteten Individuum zu tun hat, so sehr hat es die Soziologie mit einer Vielheit von einzelnen zu tun, deren seelische Struktur und Mechanismen von der Soziologie berücksichtigt werden müssen. Es wird später davon die Rede sein, welche Rolle psychische Tatbestände gerade bei gesellschaftlichen Erscheinungen spielen und daß gerade hier der methodische Ort einer analytischen Sozialpsychologie ist.

Die Soziologie, mit der die Psychoanalyse die meisten Berührungspunkte, aber auch die meisten Gegensätze zu haben scheint, ist der historische Materialismus.

[1]) „Der eigentliche Gegenstand der Psychoanalyse ist das Seelenleben des vergesellschafteten Menschen. Das der Masse kommt für sie nur insofern in Betracht, als individuelle Phänomene in der Masse in Erscheinung treten (etwa das Problem des Führers), ferner, soweit sie Erscheinungen der ‚Massenseele', wie Angst, Panik, Gehorsam usw. aus ihren Erfahrungen am einzelnen erklären kann. Aber es scheint, als ob ihr das Phänomen des Klassenbewußtseins kaum zugänglich wäre, und Probleme wie das der Massenbewegung, der Politik, des Streiks, die der Gesellschaftslehre angehören, können nicht Objekte ihrer Methode sein." (Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse. Unter dem Banner des Marxismus III, 5 S. 737.) Wir betonen, der prinzipiellen Bedeutung dieses methodologischen Problems wegen, diese Differenz zu dem von Reich vertretenen Standpunkt, den er, wie seine letzten Arbeiten zeigen, in fruchtbarer Weise modifiziert zu haben scheint. Wir kommen später noch auf die mannigfachen Übereinstimmungen mit seinen ausgezeichneten empirischen sozialpsychologischen Untersuchungen zurück.

Die meisten Berührungspunkte — denn sie sind beide materialistische Wissenschaften. Sie gehen nicht von „Ideen", sondern vom irdischen Leben, von Bedürfnissen aus. Sie berühren sich im besonderen in ihrer gemeinsamen Einschätzung des Bewußtseins, das ihnen weniger Motor menschlichen Verhaltens als Spiegelbild anderer geheimer Kräfte zu sein scheint. Aber hier, bei der Frage nach dem Wesen dieser eigentlichen, das Bewußtsein bestimmenden Faktoren scheint ein unversöhnlicher Gegensatz zu bestehen. Der historische Materialismus sieht im Bewußtsein einen Ausdruck des gesellschaftlichen Seins, die Psychoanalyse einen des Unbewußten, der Triebe. Es entsteht die unabweisbare Frage, ob diese beiden Thesen in einem Widerspruch zueinander stehen und, wenn nicht, in welcher Weise sie sich zueinander verhalten und endlich, ob und warum eine Benutzung psychoanalytischer Methoden für den historischen Materialismus eine Bereicherung darstellt.

Bevor wir uns der Diskussion dieser Fragen selbst zuwenden, erscheint es nötig zu erörtern, welche Voraussetzungen denn die Psychoanalyse zu einer Verwendung für gesellschaftliche Probleme mitbringt[1]).

Freud hat niemals den isolierten, aus dem sozialen Zusammenhang gelösten Menschen als Objekt der Psychologie angenommen. „Die Individualpsychologie ist zwar auf den einzelnen Menschen eingestellt und verfolgt, auf welchen Wegen derselbe die Befriedigung seiner Triebregungen zu erreichen sucht, allein sie kommt dabei nur selten, unter bestimmten Ausnahmebedingungen, in die Lage, von den Beziehungen dieses einzelnen zu den anderen Individuen abzusehen. Im Seelenleben des einzelnen kommt ganz regelmäßig der andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht, und die Individualpsychologie ist dabei von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten, aber durchaus berechtigten Sinne"[2]).

Freud hat aber auch gründlich mit der Illusion einer Sozialpsychologie aufgeräumt, deren Objekt eine Gruppe als solche, „die" Gesellschaft oder sonst ein soziales Gebilde mit einer entsprechenden „Massenseele" oder „Gesellschaftsseele" ist. Er geht vielmehr immer von der Tatsache aus, daß jede Gruppe nur aus Individuen besteht

---

[1]) Vgl. zum Methodologischen die ausführlichen Ausführungen in Fromm, Die Entwicklung des Christusdogmas, Wien 1931; ferner Bernfeld, Sozialismus und Psychoanalyse mit Diskussionsbemerkungen von E. Simmel und B. Lantos (Der sozialistische Arzt, II, 2/3, 1926); W. Reich, Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse (Unter dem Banner des Marxismus III, 5).

[2]) Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr. VI, S. 261.

und nur Individuen als solche Subjekt psychischer Eigenschaften sind[1]). Ebensowenig hat Freud einen „sozialen Trieb" angenommen. Das, was man als solchen bezeichnet, ist für ihn „kein ursprünglicher und unzerlegbarer" Trieb; er sieht „die Anfänge seiner Bildung in einem engeren Kreis, wie etwa in der Familie". Es ergibt sich als Konsequenz seiner Anschauungen, daß die sozialen Eigenschaften dem Einfluß bestimmter Umweltverhältnisse, gewisser Lebensbedingungen auf die Triebstruktur ihre Entstehung, ihre Verstärkung wie ihre Abschwächung verdanken.

Ist so für Freud immer nur der vergesellschaftete Mensch, der Mensch in seiner sozialen Verflochtenheit, Objekt der Psychologie, so spielen auch für ihn, worauf wir schon oben hingewiesen haben, Umwelt und Lebensbedingungen des Menschen die entscheidende Rolle für seine seelische Entwicklung wie für deren theoretisches Verständnis. Freud hat wohl die biologisch-physiologische Bedingtheit der Triebe erkannt, er hat aber gerade nachgewiesen, in welchem Maße diese Triebe modifizierbar sind und daß der modifizierende Faktor die Umwelt, die gesellschaftliche Realität ist.

Die Psychoanalyse scheint so alle Voraussetzungen mitzubringen, die ihre Methode auch brauchbar für sozialpsychologische Untersuchungen machen und alle Konflikte mit der Soziologie ausschalten. Sie fragt nach den den Mitgliedern einer Gruppe gemeinsamen seelischen Zügen, und sie versucht, diese gemeinsamen seelischen Haltungen aus gemeinsamen Lebensschicksalen zu erklären. Diese Lebensschicksale liegen aber nicht — je größer die Gruppe ist, um so weniger — im Bereich des Zufälligen und Persönlichen, sondern sie sind identisch mit der sozialökonomischen Situation eben dieser Gruppe. Analytische Sozialpsychologie heißt also: die Triebstruktur, die libidinöse, zum großen Teil unbewußte Haltung einer Gruppe aus ihrer sozialökonomischen Struktur heraus zu verstehen.

Hier scheint aber ein Einwand am Platze zu sein. Die Psychoanalyse erklärt die Triebentwicklung gerade aus dem Lebensschicksal der ersten Kindheitsjahre, also einer Periode, wo der Mensch noch kaum mit „der Gesellschaft" zu tun hat, sondern fast ausschließlich im Kreis der Familie lebt. Wie sollen also, nach psychoanalytischer Auffassung, die sozialökonomischen Verhältnisse eine solche Bedeutung

---

[1]) Vgl. zu dieser Frage die klärenden Bemerkungen von Georg Simmel: Über das Wesen der Sozialpsychologie. Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XXVI, 1908, S. 287f.

gewinnen können? Es handelt sich um ein Scheinproblem. Allerdings gehen die ersten entscheidenden Einflüsse auf das heranwachsende Kind von der Familie aus, aber die gesamte Struktur der Familie, alle typischen Gefühlsbeziehungen innerhalb ihrer, alle durch sie vertretenen Erziehungsideale sind ihrerseits selbst bedingt vom gesellschaftlichen und klassenmäßigen Hintergrund der Familie, von der sozialen Struktur, aus der sie erwächst. (Die Gefühlsbeziehungen etwa zwischen Vater und Sohn sind völlig andere in einer Familie der bürgerlichen, vaterrechtlichen Gesellschaft als in der „Familie" einer mutterrechtlichen Gesellschaft.) Die Familie ist das Medium, durch das die Gesellschaft bzw. die Klasse die ihr entsprechende, für sie spezifische Struktur dem Kind und damit dem Erwachsenen aufprägt; die Familie ist die psychologische Agentur der Gesellschaft.

Die bisherigen psychoanalytischen Arbeiten, die eine Anwendung der Psychoanalyse auf gesellschaftliche Probleme versuchen, entsprechen nun den Anforderungen, die an eine analytische Sozialpsychologie zu stellen sind, zum überwiegenden Teil nicht[1]). Der Fehler beginnt bei der Einschätzung der Funktion der Familie. Man sah zwar, daß der einzelne nur als vergesellschaftetes Wesen zu verstehen ist, man entdeckte, daß es die Beziehungen des Kindes zu den verschiedenen Mitgliedern der Familie sind, die seine Triebentwicklung so entscheidend bestimmen, aber man übersah fast vollkommen, daß die Familie ihrerseits in ihrer ganzen psychologischen und sozialen Struktur, mit den für sie spezifischen Erziehungszielen und affektiven Einstellungen, das Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen und, im engeren Sinn, einer bestimmten Klassenstruktur ist, daß sie tatsächlich nur die psychologische Agentur der Gesellschaft und Klasse ist, aus der sie erwächst. Man hatte den Ansatzpunkt gefunden, aus dem die psychologische Einwirkung der Gesellschaft auf das Kind zu

---

[1]) Auch wenn man von wissenschaftlich wertlosen Versuchen absieht (wie etwa dem oberflächlichen Schriftchen des einmal als Psychoanalytiker aufgetretenen A. Kolnai über Psychoanalyse und Soziologie oder dem nur mit den allerdürftigsten Kenntnissen ausgestatteten Verginschen Buch über „Psychoanalyse der europäischen Politik"), gilt diese Kritik jenen Autoren wie Reik, Roheim u. a. m., die sozialpsychologische Themen behandelt haben. Eine Ausnahme macht neben S. Bernfeld, der besonders auf die soziale Bedingtheit aller pädagogischen Bemühungen hingewiesen hat (Sysiphos oder über die Grenzen der Erziehung), vor allem W. Reich, dessen Einschätzung der Rolle der Familie weitgehend mit der hier entwickelten Ansicht übereinstimmt. Reich hat insbesondere das wichtige Problem der gesellschaftlichen Bedingtheit und der gesellschaftlichen Funktionen der Sexualmoral ausführlich untersucht. Vgl. sein „Geschlechtsreife, Enthaltsamkeit, Ehemoral" und die soeben erschienene Schrift „Einbruch der Sexualmoral".

verstehen war, aber man merkte es nicht. Wie war das möglich? Die psychoanalytischen Forscher hatten hier nur ein Vorurteil, das sie mit allen andern bürgerlichen — auch den fortschrittlichen — Forschern teilen: die Verabsolutierung der bürgerlich- kapitalistischen Gesellschaft und den mehr oder weniger deutlich bewußten Glauben, daß sie die „normale" Gesellschaft und ihre und die in ihr vorzufindenden psychischen Tatbestände die für „die" Gesellschaft überhaupt typischen seien.

Es gab aber noch einen besonderen Grund, der den analytischen Autoren diesen Fehler besonders nahelegte. Das Objekt ihrer Untersuchungen waren ja in erster Linie kranke und gesunde Angehörige der modernen bürgerlichen Gesellschaft, vorwiegend sogar der bürgerlichen Klasse[1]), bei denen also der die Familienstruktur bedingende Hintergrund gleich bzw. konstant war. Was das Lebensschicksal entschied und unterschied, waren also die auf dieser allgemeinen Grundlage basierenden individuellen, persönlichen und, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus gesehen, zufälligen Ereignisse. Die sich aus der Tatsache einer autoritären, auf Klassenherrschaft und Klassenunterordnung, auf Erwerb nach zweckrationalen Methoden usw. organisierten Gesellschaft ergebenden psychischen Züge waren allen Untersuchungsobjekten gemeinsam; was sie unterschied, war die Tatsache, ob einer einen überstrengen Vater, den er als Kind übermäßig fürchtete, ein anderer eine etwas ältere Schwester, der seine ganze Liebe galt, oder ein Dritter eine Mutter hatte, die ihn so stark an sich band, daß er diese libidinöse Bindung nie mehr aufgeben konnte. Gewiß waren diese persönlichen Schicksale für die individuelle, persönliche Entwicklung von höchster Wichtigkeit, und mit der Beseitigung der aus diesen Schicksalen erwachsenden seelischen Schwierigkeiten hatte die Analyse als Therapie vollauf ihre Schuldigkeit getan, d. h. sie hatte den Patienten zu einem an die bestehende

[1]) Es sind psychologisch zwar am Individuum zu unterscheiden die für die Gesamtgesellschaft typischen Züge von den für seine Klasse typischen, aber da die psychische Struktur der Gesamtgesellschaft sich den einzelnen Klassen in gewissen grundlegenden Zügen weitgehend aufprägt, sind die spezifischen Züge der Klasse bei aller Gewichtigkeit nur von sekundärer Bedeutung gegenüber denen der Gesamtgesellschaft. Gerade der Widerspruch zwischen der — mindestens erstrebten — relativen Einheitlichkeit der psychischen Struktur der verschiedenen Klassen und der Gegensätzlichkeit ihrer ökonomischen Interessen ist eines der Charakteristika der Klassengesellschaft, verdeckt durch Ideologien. Je stärker allerdings eine Gesellschaft ökonomisch, sozial und psychologisch zerfällt, je mehr die bindende und prägende Kraft der Gesamtgesellschaft bzw. der in ihr herrschenden Klasse schwindet, desto größer werden auch die Differenzen der psychischen Struktur der verschiedenen Klassen.

gesellschaftliche Realität angepaßten Menschen gemacht. Weiter ging ihr therapeutisches Ziel nicht — und brauchte es nicht zu gehen; weiter ging aber auch das theoretische Verständnis nicht. Mehr war für das wesentliche Arbeitsgebiet der Analyse, die Personalpsychologie, nicht nötig, denn die Vernachlässigung der die Familienstruktur bedingenden gesellschaftlichen Struktur für die Personalpsychologie machte eine praktisch irrelevante Fehlerquelle aus.

Ganz anders lagen die Dinge, wenn man von personalpsychologischen zu sozialpsychologischen Untersuchungen überging. Was dort eine praktisch irrelevante Vernachlässigung war, mußte hier zu einer für die gesamte Arbeit von vornherein verhängnisvollen Fehlerquelle werden.

Nachdem man einmal die Struktur der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer vaterrechtlichen Familie als die „normale" empfand, nachdem man in der personalpsychologischen Arbeit gelernt hatte, die individuellen Differenzen gerade aus den an sich zufälligen Traumen zu verstehen, begann man in entsprechender Weise auch die verschiedenen sozialpsychologischen Erscheinungen unter dem gleichen Gesichtspunkt des Traumas, also des sozial Zufälligen, zu betrachten. Man kam auf diesem Wege notwendigerweise dazu, die eigentliche analytische Methode aufzugeben. Da man sich um die Verschiedenheit des „Lebensschicksals", d. h. also der ökonomisch-sozialen Situation anderer Gesellschaftsformationen nicht bekümmerte, infolgedessen auch nicht versuchte, ihre psychische Struktur aus ihrer sozialen zu verstehen, mußte man, anstatt zu analysieren, analogisieren, d. h. man behandelte die Menschheit oder eine bestimmte Gesellschaft wie ein Individuum, übertrug die spezifischen Mechanismen, die man beim heutigen Menschen vorgefunden hatte, auf alle möglichen Gesellschaftsformationen und „erklärte" dann deren psychische Struktur aus der Analogie mit gewissen Erscheinungen vor allem krankhafter Art, die sich typischerweise beim Menschen der eigenen Gesellschaft vorfanden.

Man übersah bei diesem Analogisieren einen Gesichtspunkt, der geradezu zu den Fundamenten der analytischen Personalpsychologie gehört: die Tatsache, daß die Neurose, sei es das neurotische Symptom, sei es der neurotische Charakterzug, das Resultat einer mangelnden Angepaßtheit der Triebstruktur eines „anormalen" Individuums an die ihm gegebene Realität ist; daß aber bei Massen, also „Gesunden", gerade die Fähigkeit zur Anpassung vorliegt, d. h. also schon aus diesem Grunde massenpsychologische Erscheinungen grundsätzlich nicht in Analogie an neurotische verstanden werden

können, sondern nur als Resultat der Anpassung der Triebstruktur an die gesellschaftliche Realität, nur häufig an eine von der bestehenden mehr oder weniger stark abweichende.

Das markanteste Beispiel dieses Vorgehens ist wohl die Verabsolutierung des „Oedipuskomplexes" (des aus der Rivalität um die Mutter entspringenden Hasses gegen den Vater) zu einem allgemeinmenschlichen Mechanismus, obwohl vergleichende soziologische und völkerpsychologische Untersuchungen mit Wahrscheinlichkeit zeigen, daß diese spezifische Gefühlseinstellung eben nur ganz für die Familie der vaterrechtlichen Gesellschaft typisch ist und keinen so allgemeinmenschlichen Charakter trägt. Die Verabsolutierung des Oedipuskomplexes führte Freud dazu, die Entwicklung der gesamten Menschheit auf diesen Mechanismus des Vaterhasses und der daraus resultierenden Reaktionen zu basieren[1]), ohne daß dem materiellen Lebensprozeß der untersuchten Gruppe Beachtung geschenkt wurde.

Wenn der geniale Blick Freuds auch bei einem soziologisch falschen Ausgangspunkt immer noch Fruchtbares und Bedeutsames entdeckte[2]), so mußte bei den andern analytischen Autoren diese Fehler-

[1]) vgl. sein „Totem und Tabu"!

[2]) In der „Zukunft einer Illusion" (1927) weicht Freud von diesem die gesellschaftliche Realität und ihre Veränderungen vernachlässigenden Standpunkt ab und kommt unter Würdigung der Bedeutung der ökonomischen Bedingungen von der personalpsychologischen Fragestellung, wie Religion (personal-)psychologisch möglich ist (nämlich als Wiederholung der infantilen Einstellung zum Vater) zur sozialpsychologischen Fragestellung, warum Religion sozial möglich und nötig ist. Er findet die Antwort, daß Religion nötig war, solange die Menschen durch ihre Ohnmacht gegenüber der Natur, also durch den geringen Grad der Entwicklung der Produktivkräfte der religiösen Illusionen bedurften, daß sie aber mit dem Wachstum der Technik, aber auch mit dem damit verknüpften „Erwachsenwerden" des Menschen zu einer überflüssigen und schädlichen Illusion wird. Wenn gewiß auch in dieser Schrift nicht alle gesellschaftlich relevanten Funktionen der Religion berührt werden, besonders auch nicht das Problem des Zusammenhanges bestimmter Religionsformen mit bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen, so ist diese Schrift Freuds doch diejenige, die methodisch und inhaltlich einer materialistischen Sozialpsychologie am nächsten steht. (Es sei zum Inhaltlichen nur an den Satz erinnert: „Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient.") (Freuds Buch berührt sich mit dem Standpunkt des jungen Marx, der ihm geradezu als Motto dienen könnte: „Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf. Die Kritik der Religion ist also im Keim die Kritik des Jammertals, dessen Heiligenschein die Religion ist." [Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Lit. Nachlaß 1923 Bd. 1 S. 385]) In seiner nächsten sozialpsychologische Probleme behandelnden Arbeit über „Das Unbehagen in der Kultur" setzt Freud aber diese Linie weder methodisch noch inhaltlich fort. Sie ist vielmehr geradezu als ein Gegensatz zur „Zukunft einer Illusion" anzusehen.

quelle zu einem die Analyse in den Augen der Soziologie und speziell der marxistischen Gesellschaftswissenschaft geradezu kompromittierenden Ergebnis führen.

Es war aber falsch, die Psychoanalyse als solche dafür zu belasten. Im Gegenteil, gerade die klassische Methode der psychoanalytischen Personalpsychologie brauchte nur konsequent auf die Sozialpsychologie angewandt zu werden, um zu völlig einwandfreien Resultaten zu führen. Der Fehler lag nicht an der psychoanalytischen Methode, sondern daran, daß die psychoanalytischen Autoren aufhörten, sie in konsequenter und korrekter Weise anzuwenden, wenn sie statt über Individuen über Gesellschaften, Gruppen, Klassen, kurz über soziale Phänomene Untersuchungen anstellten.

Eine ergänzende Bemerkung ist hier am Platze.

Wir haben in den Mittelpunkt unserer Darstellung die Modifizierbarkeit des Triebapparates durch die Einwirkung äußerer, d. h. also letzten Endes sozialer Faktoren gerückt. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der Triebapparat, quantitativ wie qualitativ, gewisse physiologisch und biologisch bedingte Grenzen seiner Modifizierbarkeit besitzt und daß er nur innerhalb dieser Grenzen der Beeinflussung durch die sozialen Faktoren unterliegt. Infolge der Stärke der in ihm aufgespeicherten Energiemengen stellt aber der Triebapparat selbst eine höchst aktive Kraft dar, der ihrerseits die Tendenz innewohnt, die Lebensbedingungen im Sinne der Triebziele zu verändern[1]). Im Wechselspiel des Aufeinanderwirkens der psychischen Antriebe und der ökonomischen Bedingungen kommt letzteren ein Primat zu. Nicht in dem Sinn, daß sie das „stärkere" Motiv darstellten — diese Fragestellung beträfe ein Scheinproblem, weil es sich gar nicht um quantitativ vergleichbare „Motive" gleicher Ebene handelt —, ein Primat aber in dem Sinne, daß die Befriedigung eines großen Teils der Bedürfnisse, speziell aber der dringlichsten, der Selbsterhaltungsbedürfnisse, an die materielle Produktion gebunden ist und daß die Modifizierbarkeit der ökonomischen außermenschlichen Realität weit geringer ist als die des menschlichen Triebapparates, speziell als die der Sexualtriebe.

Die konsequente Anwendung der Methode der analytischen Personalpsychologie auf soziale Phänomene ergibt folgende sozialpsychologische Methode: Die sozialpsychologischen Erscheinungen sind aufzufassen als Prozesse der aktiven und

[1]) Vgl. die später angeführte Äußerung von Marx im „Kapital" über die Bedürfnissteigerung als eine Quelle der wirtschaftlichen Entwicklung!

passiven Anpassung des Triebapparates an die sozialökonomische Situation. Der Triebapparat selbst ist — in gewissen Grundlagen — biologisch gegeben, aber weitgehend modifizierbar; den ökonomischen Bedingungen kommt die Rolle als primär formenden Faktoren zu. Die Familie ist das wesentlichste Medium, durch das die ökonomische Situation ihren formenden Einfluß auf die Psyche des einzelnen ausübt. Die Sozialpsychologie hat die gemeinsamen — sozial relevanten — seelischen Haltungen und Ideologien — und insbesondere deren unbewußte Wurzeln — aus der Einwirkung der ökonomischen Bedingungen auf die libidinösen Strebungen zu erklären.

Scheint soweit die Methode der Sozialpsychologie in einem guten Einklang sowohl mit der Methode der Freudschen Personalpsychologie wie auch mit den Anforderungen der materialistischen Geschichtsauffassung zu stehen, so ergeben sich neue Schwierigkeiten, wenn diese analytische Methode mit einer falschen, sehr verbreiteten Interpretation der marxistischen Theorie konfrontiert wird: der Auffassung des historischen Materialismus als psychologischer Theorie und speziell als ökonomistischer Psychologie.

Wenn es wirklich so ist, wie Bertrand Russell meint[1]), daß Marx im „Geldmachen", Freud in der Liebe das entscheidende Motiv menschlichen Handelns sähe, dann wären beide Wissenschaften allerdings so unvereinbar, wie Russell es glaubt. Aber wenn die von Russell zitierte Eintagsfliege wirklich theoretisch denken könnte, würde sie statt der ihr in den Mund gelegten Antwort erklären, daß

[1]) In einem 1927 im jüdischen „Forward" veröffentlichten Aufsatz: „Warum ist die Psychoanalyse populär?" (zitiert bei Kautsky, Der historische Materialismus, Bd. I S. 340/1) schreibt Russell: „Selbstverständlich ist sie (die Psychoanalyse) ganz unvereinbar mit dem Marxismus. Denn Marx legt den Nachdruck auf das ökonomische Motiv, das höchstens im Zusammenhang mit der Selbsterhaltung steht, die Psychoanalyse betont dagegen das biologische Motiv, das mit der Selbsterhaltung durch Fortpflanzung zusammenhängt. Unzweifelhaft sind beide Gesichtspunkte einseitig, beide Motive spielen eine Rolle." Russell spricht dann von der Eintagsfliege, die im Larvenstadium nur Organe zum Fressen, nicht aber zum Lieben hat, während sie als vollentwickeltes Insekt (Imago) im Gegenteil nur über Organe zur Fortpflanzung, nicht aber zur Ernährung verfügt. Diese braucht sie nicht, da sie in diesem Stadium nur einige Stunden am Leben bleibt. Was würde geschehen, könnte die Eintagsfliege theoretisch denken? „Als Larve würde sie ein Marxist sein, als Imago ein Freudianer." Russell fügt hinzu, Marx, „der Bücherwurm des britischen Museums" sei der richtige Repräsentant der Larvenphilosophie. Russell selbst fühlte sich von Freud mehr angezogen, denn „er sei für die Freuden der Liebe nicht unempfänglich, verstehe sich dagegen nicht aufs Geldmachen, also nicht auf die orthodoxe Ökonomie, die von ausgetrockneten älteren Herren geschaffen wurde".

Russell sowohl die Psychoanalyse als auch den Marxismus ganz und gar falsch versteht, daß die Psychoanalyse gerade die Anpassung biologischer Faktoren, der Triebe, an soziale untersucht und der Marxismus wiederum überhaupt keine psychologische Theorie ist.

Russell ist nicht der einzige, der beide Theorien so mißversteht, er befindet sich dabei in Gesellschaft einer Reihe von Theoretikern und verbreiteter Anschauungen.

Besonders deutlich und drastisch wird diese Auffassung der materialistischen Geschichtsauffassung als einer ökonomistischen Psychologie von Hendrik de Man vertreten. Er sagt[1]):

„Marx selber hat bekanntlich seine Motivlehre niemals formuliert. Er hat sogar niemals umschrieben, was unter Klasse zu verstehen sei; der Tod hat sein letztes Werk unterbrochen, als er dabei war, sich diesem Gegenstand zuzuwenden. Über die Grundanschauungen, von denen er ausging, besteht jedoch kein Zweifel; diese bestätigen sich auch ohne Definition als stillschweigende Voraussetzung durch die stete Anwendung sowohl bei seiner wissenschaftlichen wie bei seiner politischen Tätigkeit. Jeder ökonomische Lehrsatz und jede politisch-strategische Meinung Marxens beruht auf der Voraussetzung, daß die menschlichen Willensmotive, wodurch sich der gesellschaftliche Fortschritt vollzieht, in erster Linie vom wirtschaftlichen Interesse diktiert seien. Denselben Gedanken würde die Sprache der heutigen Sozialpsychologie als Bestimmung des gesellschaftlichen Verhaltens durch den Erwerbstrieb, d. h. den Trieb zur Aneignung von sachlichen Werten ausdrücken.

Wenn Marx selber diese oder ähnliche Formeln für überflüssig gehalten hat, so erklärt sich das einfach daraus, daß ihr Inhalt der gesamten Nationalökonomie seiner Zeit als selbstverständlich galt."

Was Hendrik de Man für eine „stillschweigende Voraussetzung des Marxismus" hält, stillschweigend, weil es allen zeitgenössischen (lies bürgerlichen) Nationalökonomen eine selbstverständliche Vorstellung war, ist ganz und gar nicht die Auffassung von Marx, der ja auch in manchen andern Punkten die Auffassung der Theoretiker „seiner Zeit" nicht geteilt hat.

Auch Bernstein ist, wenn auch weniger ausdrücklich, nicht weit von dieser psychologistischen Interpretation entfernt, wenn er eine Art Ehrenrettung des historischen Materialismus durch folgende Bemerkung vornehmen will[2]):

„Ökonomische Geschichtsauffassung braucht nicht zu heißen, daß bloß ökonomische Kräfte, bloß ökonomische Motive anerkannt werden, sondern nur, daß die Ökonomie die immer wieder entscheidende Kraft, den Angelpunkt der großen Bewegungen in der Geschichte bildet (Sperrungen E. F.)."

---

[1]) Zur Psychologie des Sozialismus, 1927, S. 281.

[2]) Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie, Stuttgart 1899, S. 13.

Hinter diesen verschwommenen Formulierungen verbirgt sich die Auffassung des Marxismus als ökonomistischer Psychologie, die von Bernstein im idealistischen Sinn gereinigt und verbessert wird[1]).

Der Gedanke, daß der „Erwerbstrieb" das wesentliche oder einzige Motiv des menschlichen Handelns sei, ist ein Gedanke des Liberalismus. Er wurde von bürgerlicher Seite einerseits als psychologisches Argument gegen die Verwirklichungsmöglichkeit des Sozialismus verwendet[2]), andererseits aber wurde der Marxismus von seinen kleinbürgerlichen Anhängern im Sinne dieser ökonomistischen Psychologie interpretiert. In Wirklichkeit ist der historische Materialismus weit davon entfernt, eine psychologische Theorie zu sein. Er hat nur einige, ganz wenige psychologische Voraussetzungen.

Zunächst die, daß es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen, weiterhin die, daß es die Bedürfnisse sind, die das Handeln und Fühlen der Menschen motivieren (Hunger und Liebe) und weiterhin, daß diese Bedürfnisse im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung steigen und dieses Steigen der Bedürfnisse eine Bedingung für die steigende wirtschaftliche Tätigkeit darstellt[3]).

Der ökonomische Faktor spielt im Zusammenhang mit der Psychologie im historischen Materialismus nur insofern eine Rolle, als die menschlichen Bedürfnisse — und zunächst die nach Selbsterhaltung — zum großen Teil ihre Befriedigung durch Produktion von Gütern finden, also in den Bedürfnissen der Hebel und Anreiz zur Produktion zu suchen ist. Marx und Engels haben wohl betont, daß unter den Bedürfnissen die nach Selbsterhaltung allen anderen voranstehen, sie haben sich im einzelnen aber über die Qualität der verschiedenen Triebe und Bedürfnisse nicht geäußert. Ganz gewiß aber haben sie nie den „Erwerbstrieb", also das Bedürfnis, das auf den Erwerb an

---

[1]) Kautsky lehnt gleich zu Beginn seines Buches „Der historische Materialismus" die psychologistische Interpretation sehr entschieden ab, ergänzt aber den historischen Materialismus durch eine rein idealistische Psychologie, durch die Annahme eines ursprünglichen „sozialen Triebes". Vgl. unten S. 48.

[2]) Wie ja überhaupt ein großer Teil der gegen den historischen Materialismus gerichteten Angriffe in Wirklichkeit nicht diesen, sondern seine von „Freunden" oder Gegnern hineingeschmuggelten spezifisch bürgerlichen Beimengungen trifft.

[3]) „Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dies Reich der Naturnotwendigkeit, weil (gesperrt E. F.) die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen." (Marx, Kapital, Hamburg 1922, III, 2, S. 355.)

sich, den Erwerb als Selbstzweck geht, für das einzige oder auch nur wesentlichste Bedürfnis gehalten. Es ist nur eine naive Verabsolutierung eines psychischen Zuges, der in der kapitalistischen Gesellschaft eine unerhörte Stärke erlangt hat, wenn man ihn in dieser Stärke und Ausprägung für einen allgemein-menschlichen deklariert. Marx und Engels ist am allerwenigsten eine solche Verklärung bürgerlich-kapitalistischer Züge zu allgemein-menschlichen zuzumuten. Sie wußten sehr wohl, welche Stelle der Psychologie innerhalb der Soziologie zukommt, sie waren aber keine Psychologen und wollten auch keine sein, indem sie über diese allgemeinen Hinweise hinaus nähere Aussagen über Inhalt und Mechanismen der menschlichen Triebwelt machten. Es stand ihnen auch abgesehen von gewissen und sicherlich nicht zu unterschätzenden Ansätzen in der Literatur der französischen Aufklärung (vor allem Helvetius) keine wissenschaftliche materialistische Psychologie zur Verfügung. Erst die Psychoanalyse hat diese Psychologie geliefert und gezeigt, daß der „Erwerbstrieb" zwar eine wichtige, aber neben andern (genitalen, sadistischen, narzistischen u. a. m.) Bedürfnissen keineswegs eine überragende Rolle im Seelenhaushalt des Menschen spielt. Insbesondere kann sie aufzeigen, daß zu einem großen Teil der „Erwerbstrieb" gar nicht als tiefste Ursache das Bedürfnis zu erwerben oder zu besitzen hat, sondern daß er selbst nur ein Ausdruck narzistischer Bedürfnisse ist, des Wunsches, bei sich selbst und bei andern Anerkennung zu finden. Es ist klar, daß in einer Gesellschaft, die dem Besitzenden, Reichen das Höchstmaß an Anerkennung und Bewunderung zollt, die narzistischen Bedürfnisse der Mitglieder dieser Gesellschaft zu einer außerordentlichen Intensivierung des Besitzwunsches führen müssen, während in einer Gesellschaft, in der Besitz nicht die Basis des gesellschaftlichen Ansehens ist, sondern etwa für die Gesamtheit wichtige Leistungen, die gleichen narzistischen Impulse sich nicht als „Erwerbstrieb" äußern, sondern als „Trieb" zur sozial wichtigen Leistung. Da die narzistischen Bedürfnisse zu den elementarsten und mächtigsten seelischen Strebungen gehören, ist es besonders wichtig zu erkennen, daß die Ziele und damit die konkreten Inhalte der narzistischen Strebungen von der bestimmten Struktur einer Gesellschaft abhängen und daß deshalb der „Erwerbstrieb" zu einem großen Teil nur der besonderen Hochschätzung des Besitzes in der bürgerlichen Gesellschaft seine imponierende Rolle verdankt.

Wenn also in der materialistischen Geschichtsauffassung von ökonomischen Ursachen gesprochen wird, so ist — abgesehen von der

eben angeführten Bedeutung — nicht Ökonomie als subjektives psychologisches Motiv, sondern als objektive Bedingung der menschlichen Lebenstätigkeit gemeint. Alles menschliche Agieren, die Befriedigung aller Bedürfnisse hängt ab von der Eigenart der vorgefundenen natürlichen ökonomischen Bedingungen, und diese Bedingungen sind es, die das Wie des Lebens der Menschen vorschreiben. Das Bewußtsein der Menschen ist für Marx nur zu verstehen aus ihrem gesellschaftlichen Sein, aus ihrem irdischen, realen, eben durch den Stand der Produktivkräfte bedingten Leben.

„Die Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewußtseins ist zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit und den materiellen Verkehr der Menschen, Sprache des wirklichen Lebens. Das Vorstellen, Denken, der geistige Verkehr der Menschen erscheinen hier noch als direkter Ausfluß ihres materiellen Verhaltens. Von der geistigen Produktion, wie sie in der Sprache der Politik, der Gesetze, der Moral, der Religion, Metaphysik usw. eines Volkes sich darstellt, gilt dasselbe. Die Menschen sind die Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen usw., aber die wirklichen, wirkenden Menschen, wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihrer Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs bis zu seinen weitesten Formationen hinauf. Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß. Wenn in der ganzen Ideologie die Menschen und ihre Verhältnisse wie in einer camera obscura auf den Kopf gestellt erscheinen, so geht dieses Phänomen ebensosehr aus ihrem historischen Lebensprozeß hervor, wie die Umdrehung der Gegenstände auf der Netzhaut aus ihrem unmittelbar physischen.“[1])

Der historische Materialismus faßt den geschichtlichen Prozeß als Prozeß der aktiven und passiven Anpassung des Menschen an die ihn umgebenden natürlichen Bedingungen auf. „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber.“[2]) Der Mensch und die Natur sind die beiden aufeinander einwirkenden, sich wechselseitig verändernden und bedingenden Pole. Immer bleibt der historische Prozeß an die Gegebenheiten der natürlichen Bedingungen außerhalb des Menschen wie seiner eigenen Beschaffenheit gebunden. Obwohl Marx gerade davon ausging, in welchem ungeheuren Ausmaß der Mensch die Natur und sich selbst im gesellschaftlichen Prozeß verändert, hat er immer wieder betont, daß alle Veränderungen an die natürlichen Bedingungen gebunden sind. Dies unterscheidet gerade seinen Standpunkt von gewissen idealistischen,

---

[1]) Marx und Engels, Teil I der „Deutschen Ideologie“. Marx-Engels Archiv, Bd. I, S. 239.

[2]) Marx, Kapital S. 140.

dem menschlichen Willen unbeschränkte Macht zutrauenden Positionen[1]).

Marx und Engels sagen in der „Deutschen Ideologie"[2]):

„Die Voraussetzungen, mit denen wir beginnen, sind keine willkürlichen, keine Dogmen, es sind wirkliche Voraussetzungen, von denen man nur in der Einbildung abstrahieren kann. Es sind die wirklichen Individuen, ihre Aktion und ihre materiellen Lebensbedingungen, sowohl die vorgefundenen wie die durch ihre eigene Aktion erzeugten. Diese Voraussetzungen sind also auf rein empirischem Wege konstatierbar.

Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen. Der erste zu konstatierende Tatbestand ist also die körperliche Organisation dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur übrigen Natur. Wir können hier natürlich weder auf die physische Beschaffenheit der Menschen selbst noch auf die von den Menschen vorgefundenen Naturbedingungen, die geologischen, orohydrographischen, klimatischen und anderen Verhältnisse eingehen. Alle Geschichtsschreibung muß von diesen natürlichen Grundlagen und ihrer Modifikation im Laufe der Geschichte durch die Aktion der Menschen ausgehen."

Wie stellt sich nun, nach Beseitigung der gröbsten Mißverständnisse, das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und historischem Materialismus dar?

Die Psychoanalyse kann die Gesamtauffassung des historischen Materialismus an einer ganz bestimmten Stelle bereichern, nämlich in der umfassenderen Kenntnis eines der im gesellschaftlichen Prozeß wirksamen Faktoren, der Beschaffenheit des Menschen selbst, seiner „Natur". Sie reiht den Triebapparat des Menschen in die Reihe der natürlichen Bedingungen ein, die selber modifizieren, aber in deren Natur auch die Grenzen der Modifizierbarkeit liegen. Der Triebapparat des Menschen ist eine der „natürlichen" Bedingungen, die zum Unterbau des gesellschaftlichen Prozesses gehören. Aber nicht der Triebapparat „im allgemeinen", in seiner biologischen „Urform". Als solcher erscheint er in Wirklichkeit niemals, sondern immer schon in einer bestimmten, eben durch den gesellschaftlichen Prozeß veränderten Form. Die menschliche Psyche bzw. deren Wurzeln, die libidinösen Kräfte, gehören mit zum Unterbau, sie sind aber nicht etwa „der" Unterbau, wie eine psychologistische Interpretation meint, und „die" menschliche Psyche ist auch immer nur die durch den gesellschaftlichen Prozeß

---

[1]) Vgl. zu dieser Frage die das Naturmoment besonders klar hervorhebende Arbeit von Bucharin, Die Theorie des historischen Materialismus, 1922, und die dieses Problem speziell behandelnde und klärende Arbeit von K. A. Wittfogel, Geopolitik, geographischer Materialismus und Marxismus. (Unter dem Banner des Marxismus III, 1, 4, 5.)

[2]) a. a. O. S. 237f.

modifizierte Psyche. Der historische Materialismus verlangt eine Psychologie, d. h. eine Wissenschaft von den seelischen Eigenschaften des Menschen. Erst die Psychoanalyse hat eine Psychologie geliefert, die für den historischen Materialismus brauchbar ist.

Diese Ergänzung ist besonders aus folgendem Grunde wichtig. Marx und Engels konstatierten die Abhängigkeit allen ideologischen Geschehens vom ökonomischen Unterbau, sahen im Geistigen „das in den Menschenkopf umgesetzte Materielle". Gewiß konnte in vielen Fällen der historische Materialismus auch ohne alle psychologischen Voraussetzungen richtige Antworten geben. Aber doch nur entweder da, wo die Ideologie einen mehr oder weniger zweckrationalen Charakter mit Bezug auf gewisse Klassenziele trägt oder da, wo es sich darum handelt, richtige Zuordnungen zwischen ökonomischem Unterbau und ideologischem Überbau vorzunehmen, ohne doch zu erklären, wie der Weg von der Ökonomie zum menschlichen Kopf oder Herz geht[1]). Aber über das Wie der Umsetzung des Materiellen in den Menschenkopf konnten und wollten — mangels einer brauchbaren Psychologie — Marx und Engels keine Antwort geben. Die Psychoanalyse kann zeigen, daß die Ideologien die Produkte von bestimmten Wünschen, Triebregungen, Interessen, Bedürfnissen sind, die, selber zum großen Teil nicht bewußt, als „Rationalisierung" in Form der Ideologie auftreten; daß aber diese Triebregungen selbst zwar einerseits auf der Basis biologisch bedingter Triebe erwachsen, aber weitgehend ihrer Quantität und ihrem Inhalt nach von der sozial-ökonomischen Situation des Individuums bzw. seiner Klasse geprägt sind. Wenn, wie Marx sagt, die Menschen die Produzenten ihrer Ideologie sind, so kann eben gerade die analytische Sozialpsychologie die Eigenart dieses Produktionsprozesses der Ideologien, die Art des Zusammenwirkens „natürlicher" und gesellschaftlicher Faktoren in ihm beschreiben und erklären. Die Psychoanalyse kann also zeigen, wie sich auf dem Wege über das Triebleben die ökonomische Situation in Ideologie umsetzt. Dabei ist ganz besonders zu betonen, daß dieser „Stoffwechsel" zwischen Triebwelt und Umwelt dazu führt, daß sich der Mensch als solcher verändert,

[1]) Zur Frage nach dem Wesen des ideologischen Überbaus vgl. auch Engels' Brief an Mehring (v. 14. Juli 1893, zitiert nach Duncker, Über historischen Materialismus, Berlin 1930): „Nämlich wir alle haben zunächst das Hauptgewicht auf die Ableitung der politischen, rechtlichen und sonstigen ideologischen Vorstellungen und durch diese Vorstellungen vermittelter Handlungen aus den ökonomischen Grundtatsachen gelegt und legen müssen. Dabei haben wir dann die formelle Seite über der inhaltlichen vernachlässigt: die Art und Weise, wie diese Vorstellungen zustande kommen."

genau so wie die „Arbeit" die außermenschliche Natur verändert. Die Richtung dieser Veränderung des Menschen kann hier nur angedeutet werden. Sie liegt vor allem in dem von Freud verschiedentlich betonten Wachstum der Ich-Organisation und dem damit verbundenen Wachstum der Sublimierungsfähigkeit[1]). Die Psychoanalyse erlaubt uns also, die Ideologiebildung als eine Art „Arbeitsprozeß", als eine der Situationen des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur anzusehen, wobei die Besonderheit darin liegt, daß die „Natur" in diesem Fall innerhalb und nicht außerhalb des Menschen liegt.

Die Psychoanalyse kann gleichzeitig über die Wirkungsweise der Ideologien oder Ideen auf die Gesellschaft Aufschluß geben. Sie kann aufzeigen, daß die Wirkung einer „Idee" wesentlich auf ihrem unbewußten und an bestimmte Triebtendenzen appellierenden Gehalt beruht, d. h. daß es Art und Stärke des libidinösen Resonanzbodens der Gesellschaft oder einer Klasse ist, die über die soziale Wirkung der Ideologien mitbestimmt.

Wenn so klar zu sein scheint, daß die psychoanalytische Sozialpsychologie in einem ganz bestimmten Punkt ihren Platz innerhalb des historischen Materialismus hat, so ist noch auf einige Punkte hinzuweisen, in denen sie ganz unmittelbar gewisse Schwierigkeiten zu beseitigen imstande ist.

Zunächst einmal kann der historische Materialismus gewissen Einwänden klarer entgegnen. Wenn darauf hingewiesen wurde, welche Rolle in der Geschichte ideelle Momente, wie Freiheitswille, Liebe zur Gruppe, der man angehört, usw. spielen, so konnte man vom Standpunkt des historischen Materialismus aus wohl diese Fragestellung als eine psychologische ablehnen und sich darauf beschränken, die objektive ökonomische Bedingtheit der historischen Ereignisse nachzuweisen. Man war aber nicht imstande, eine klare Antwort darauf zu geben, welcher Art und Herkunft denn nun wirklich diese — als psychische Antriebe doch offenbar sehr wirksamen — menschlichen Kräfte sind und wie man sie im gesellschaftlichen Prozeß einzuordnen hat. Die Psychoanalyse kann aufzeigen, daß diese scheinbar ideellen Motive in Wirklichkeit nichts anderes als der rationalisierte Ausdruck von triebhaften, libidinösen Bedürfnissen sind und daß Inhalt und Umfang der jeweils herrschenden Bedürfnisse wiederum nur aus dem

[1]) Daß damit allerdings auch ein Wachstum des Über-Ichs und der Verdrängungen verknüpft sein soll, erscheint uns ein innerer Widerspruch. Wachstum des Ichs und der Sublimierungsmöglichkeiten heißt ja gerade Bewältigung der Triebe auf anderem Weg als dem der Verdrängung.

Einfluß der sozialökonomischen Situation auf die gegebene Triebstruktur der die Ideologie bzw. das dahinterstehende Bedürfnis produzierenden Gruppe zu verstehen sind. Es ist also der Psychoanalyse möglich, auch die sublimsten ideellen Beweggründe auf ihren irdischen libidinösen Kern zu reduzieren, ohne dabei gezwungen zu sein, die ökonomischen Bedürfnisse als die allein wichtigen anzusehen.

Der Mangel an einer dem historischen Materialismus adäquaten Psychologie führte dazu, daß gewisse Vertreter des historischen Materialismus an dieser Stelle eine private, rein idealistische Psychologie aufstellten. Ein typisches Beispiel — typischer noch als offen idealistische Autoren wie Bernstein — ist Kautsky. Er nimmt an, daß es einen dem Menschen eingeborenen „sozialen Trieb" gibt. Das Verhältnis zwischen diesem sozialen Trieb und den sozialen Verhältnissen beschreibt er folgendermaßen: „Je nach der Stärke und Schwäche seiner sozialen Triebe wird der Mensch mehr zum Bösen oder Guten neigen. Doch hängt dies nicht minder von seinen Lebensbedingungen in der Gesellschaft ab"[1]). Es ist klar, daß dieser eingeborene soziale Trieb nichts anderes ist als das dem Menschen eingeborene moralische Prinzip und daß sich der kautskysche Standpunkt nur in der Ausdrucksweise von einer idealistischen Ethik unterscheidet[2]).

Diejenigen marxistischen Autoren aber, die nicht die Wendung zu einer idealistischen Psychologie und Ethik gemacht haben, schenken der Psychologie überhaupt wenig Beachtung[3]). Nun ist es gewiß

[1]) a. a. O., S. 262.

[2]) Die gleiche Position vertritt Kautsky, wenn er der Annahme, der historische Materialismus sei eine ökonomistische Psychologie, folgendermaßen entgegnet: „Würde die materialistische Geschichtsauffassung wirklich behaupten, daß die Menschen nur von ökonomischen Motiven oder von materiellen Interessen bewegt werden, dann würde es sich nicht lohnen, daß wir uns ausführlich mit ihr beschäftigen. Dann wäre sie nur eine Vergröberung jener sehr alten Anschauung, die im Egoismus oder im Streben nach Lust das einzige Motiv menschlichen Handelns erblickt. Dann hätten auch Marx und Engels ihre Theorie durch ihre eigene Praxis schlagend widerlegt, denn es hat nie zwei Menschen gegeben, die selbstloser waren und weniger durch materielle Motive bewegt wurden, als meine beiden Meister" (a. a. O., S. 6). Hier enthüllt sich klar die idealistische Position Kautskys. Er bemerkt keineswegs, daß ökonomische Motive und Streben nach Lust zwei ganz verschiedene Dinge sind und daß auch die wertvollen persönlichen Qualitäten nicht jenseits des von Bedürfnissen der verschiedensten Art erfüllten und auf ihre Befriedigung bedachten seelischen Apparates stehen.

[3]) Bucharin hat in seiner „Theorie des historischen Materialismus" dem Problem der Psychologie ein besonderes Kapitel gewidmet. Er erklärt darin vollkommen richtig, daß die Psychologie einer Klasse nicht identisch ist mit ihrem „Interesse", worunter er ihre realen, ökonomischen Interessen versteht; daß aber immer die Psychologie der Klasse aus ihrer öko-

Freie Universität Institut für Soziologie Berlin

richtig, worauf oben schon hingewiesen wurde, daß der gesellschaftliche Prozeß auch ohne Psychologie aus der Kenntnis der ökonomischen und von ihnen abhängigen sozialen Kräfte verstanden werden kann. Da ja aber nicht die gesellschaftlichen Gesetze es sind, welche handeln, sondern lebendige Menschen, d. h. da die ökonomischen und sozialen Notwendigkeiten sich durch das Medium nicht nur des menschlichen rationalen Denkens, sondern vor allem des menschlichen Triebapparates, seiner libidinösen Kräfte, durchsetzen, ergibt sich folgendes: einmal ist die menschliche Triebwelt eine Naturkraft, die gleich andern (also etwa Bodenfruchtbarkeit, Bewässerung usw.) unmittelbar zum Unterbau des gesellschaftlichen Prozesses gehört und einen wichtigen naturalen, sich unter dem Einfluß des gesellschaftlichen Prozesses verändernden Faktor darstellt, dessen Kenntnis also zum vollständigen Verständnis des gesellschaftlichen Prozesses notwendig ist; weiterhin, daß die Produktion und Wirkungsweise der Ideologien nur aus der Kenntnis des Funktionierens des Triebapparates richtig verstanden werden kann; endlich, daß beim Auftreffen der ökonomisch bedingenden Faktoren auf dieses Medium, die Triebwelt, gleichsam gewisse Brechungen entstehen, d. h. daß durch die Eigenart der Triebstruktur sich faktisch der soziale Prozeß, vor allem im Tempo, anders — rascher oder langsamer — vollzieht, als dies bei theoretischer Vernachlässigung des psychischen Faktors zu erwarten ist. Es ergibt sich also aus der Verwendung der Psychoanalyse innerhalb des historischen Materialismus eine Verfeinerung der Methode, eine Erweiterung der Kenntnis der im gesellschaftlichen Prozeß wirksamen Kräfte, eine noch größere Sicherheit sowohl im Verständnis historischer Abläufe als in der Prognose künf-

---

nomisch-sozialen Rolle verstanden werden muß. Er erwähnt als Beispiel Situationen, wo eine Verzweiflungsstimmung die Massen oder Gruppen nach einer großen Niederlage im Klassenkampf erfaßt. „Dann ist ein Zusammenhang mit dem Klasseninteresse nachweisbar, aber dieser Zusammenhang ist eigentümlicher Art: der Kampf wurde von verborgenen Triebfedern der Interessen (gesperrt E. F.) geführt, aber nun ist die Armee der Kämpfer geschlagen; auf diesem Boden entsteht die Zersetzung, die Verzweiflung, es beginnt das Hoffen auf ein Wunder, das Predigen der Menschenflucht, die Blicke richten sich gen Himmel." Bucharin fährt dann fort: „Wir sehen also, daß bei der Betrachtung der Klassenpsychologie wir es mit einer wiederum sehr komplizierten Erscheinung zu tun haben, die sich keineswegs auf das nackte Interesse allein zurückführen läßt, die aber stets durch jenes konkrete Milieu zu erklären ist, in das die betreffende Klasse geraten ist." Er spricht dann weiterhin auch von den ideologischen Prozessen als von einer besonderen Art der gesellschaftlichen Arbeit. Aber da ihm eine entsprechende Psychologie nicht zur Verfügung steht, kommt er nicht weiter als eben bis zu dieser Feststellung, kann es ihm nicht gelingen, die Art dieses Arbeitsprozesses zu verstehen.

tigen gesellschaftlichen Geschehens und speziell das vollkommene Verständnis der Produktion der Ideologien.

Der Grad der Fruchtbarkeit einer psychoanalytischen Sozialpsychologie hängt natürlich ab von dem Grad der Bedeutung, den die libidinösen Kräfte im gesellschaftlichen Prozeß haben. Eine auch nur einigermaßen vollständige Untersuchung müßte weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen. Wir begnügen uns deshalb an dieser Stelle mit einigen andeutenden grundsätzlichen Bemerkungen.

Wenn man fragt, durch welche Kräfte eine bestimmte Gesellschaft in ihrer Stabilität gehalten, durch welche andererseits diese Stabilität erschüttert wird, so sieht man, daß es zwar die ökonomischen Bedingungen, die gesellschaftlichen Widersprüche sind, die über Stabilität oder Zerfall einer Gesellschaft entscheiden, daß aber der Faktor, der auf der Basis dieser Bedingungen ein überaus wichtiges Element in der gesellschaftlichen Struktur darstellt, die in den Menschen wirksamen libidinösen Tendenzen sind. Gehen wir zunächst von einer relativ stabilen gesellschaftlichen Konstellation aus. Was hält die Menschen zusammen, was macht gewisse Solidaritätsgefühle, was gewisse Einstellungen der Unter- und Überordnung möglich? Gewiß, es ist der äußere Machtapparat (also Polizei, Justiz, Militär usw.), der die Gesellschaft nicht aus den Fugen gehen läßt. Gewiß, es sind die zweckrationalen, egoistischen Interessen, die zur Formierung und Stabilität beitragen. Aber weder der äußere Machtapparat noch die rationalen Interessen würden ausreichen, um das Funktionieren der Gesellschaft zu garantieren, wenn nicht die libidinösen Strebungen der Menschen hinzukämen. Es sind die libidinösen Kräfte der Menschen, die gleichsam den Kitt formieren, ohne den die Gesellschaft nicht zusammenhielte, und die zur Produktion der großen gesellschaftlichen Ideologien in allen kulturellen Sphären beitragen.

Verdeutlichen wir dies an einer besonders wichtigen gesellschaftlichen Konstellation, am Verhältnis der Klassen zueinander. In der uns bekannten Geschichte herrscht eine Minorität über die Majorität der Gesellschaft. Diese Klassenherrschaft war nicht der Erfolg von List und Betrug, wie es etwa die Aufklärung darstellt, sondern sie war notwendig und bedingt von der ökonomischen Gesamtsituation der Gesellschaft, vom Stand der Produktivkräfte. So erscheint etwa Necker „das Volk durch Eigentumsgesetze verdammt, immer nur das Allernotwendigste für seine Arbeit zu bekommen". Die Gesetze werden als Schutzmaßregeln der Besitzenden gegen die Besitzlosen angesehen. Sie seien, so schreibt Linguet, gewissermaßen „eine Ver-

schwörung gegen den zahlreichsten Teil des Menschengeschlechts, gegen den dieser nirgends und auf keine Art Hilfe finden könne“[1]).

Die Aufklärung hat das Abhängigkeitsverhältnis beschrieben und kritisiert, wenn sie auch seine ökonomische Bedingtheit nicht erkannte. In der Tat entspricht die Feststellung der Herrschaft einer Minorität dem geschichtlichen Verlauf. Welches sind aber die Faktoren, die diesem Abhängigkeitsverhältnis Bestand verleihen?

Es sind wohl in erster Reihe die Mittel physischen Zwangs, und es sind bestimmte Gruppen, die mit der Handhabung dieser Mittel beauftragt sind, aber daneben gibt es noch einen anderen wichtigen Faktor: die libidinösen Bindungen, Angst, Liebe, Vertrauen, die die Seelen der Majorität in ihrem Verhältnis zur herrschenden Klasse erfüllen. Diese seelische Einstellung ist aber keine willkürliche, zufällige, sie ist der Ausdruck der libidinösen Anpassung der Menschen an die ökonomisch notwendigen Lebensbedingungen. Da und solange diese die Herrschaft einer Minorität über eine Majorität notwendig machen, paßt sich auch die Libido dieser ökonomischen Struktur an und wird damit selbst zu einem das Klassenverhältnis stabilisierenden Moment.

Über der Anerkennung der ökonomischen Bedingtheit der libidinösen Struktur darf aber die Sozialpsychologie nicht vergessen, die psychologische Basis dieser Struktur zu untersuchen; d. h. es ist nicht nur zu erforschen, warum diese libidinöse Struktur notwendig ist, sondern auch wie sie psychologisch möglich ist, durch welche Mechanismen sie funktioniert. Bei der Untersuchung dieser Wurzeln der libidinösen Bindung der Majorität an die herrschende Minorität wird etwa die Sozialpsychologie feststellen, daß diese Bindung eine Wiederholung bzw. eine Fortsetzung der seelischen Haltung ist, die diese erwachsenen Menschen als Kinder zu ihren Eltern, speziell zu ihrem Vater gehabt haben (innerhalb der bürgerlichen Familie)[2]). Es handelt sich um eine Mischung von Bewunderung, Angst, Glauben an die Kraft, Klugheit und guten Absichten des Vaters, d. h. affektiv bedingte Überschätzung seiner intellektuellen und moralischen Qualitäten, wie wir sie beim Kind im Verhältnis zum Vater wie beim Erwachsenen innerhalb der patriarchalischen Klassengesellschaft im Verhältnis zum Angehörigen der herrschenden Klasse finden. Hiermit eng verknüpft sind gewisse moralische Prinzipien,

[1]) Zitiert nach Grünberg in den „Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik“ in Stuttgart 1924, S. 31.

[2]) Es darf aber nicht vergessen werden, daß dieses bestimmte Vater-Kind-Verhältnis seinerseits selbst gesellschaftlich bedingt ist.

die es den Armen vorziehen lassen zu leiden, als „Unrecht" zu tun, die ihn glauben lassen, der Sinn seines Lebens sei Gehorsam und Pflichterfüllung im Dienste der Mächtigen usf. Auch diese für die soziale Stabilität so überaus wichtigen ethischen Vorstellungen sind das Produkt bestimmter affektiver, emotionaler Beziehungen zu denjenigen, die diese Vorstellungen inaugurieren und vertreten.

Selbstverständlich wird es nicht dem Zufall überlassen, ob solche Vorstellungen entstehen oder nicht. Vielmehr dient ein ganz wesentlicher Teil des Kulturapparates dazu, die sozial geforderte Haltung systematisch und planmäßig zu schaffen. Die Darstellung der Rolle, die das gesamte Erziehungswesen oder auch z. B die Strafjustiz hierbei spielen, ist eine wichtige Aufgabe der Sozialpsychologie[1]).

Wir haben die libidinösen Beziehungen zwischen der herrschenden Minorität und der beherrschten Majorität herausgegriffen, weil dieses Verhältnis der soziale wie psychische Kern jeder Klassengesellschaft ist. Aber auch alle andern Beziehungen innerhalb der Gesellschaft tragen ihr besonderes libidinöses Gepräge. Etwa die Beziehungen der Angehörigen der gleichen Klasse weisen eine andere psychische Färbung innerhalb des Kleinbürgertums als innerhalb des Proletariats auf, die libidinöse Beziehung zum politischen Führer ist psychologisch anders strukturiert beim seine Klasse zwar führenden, aber sich mit ihr identifizierenden und ihren Wünschen dienenden, proletarischen und anders bei dem der Masse als starker Mann, als mächtiger, vergrößerter pater familias gegenüberstehenden, kommandierenden Führer[2]).

---

[1]) Vgl. Fromm, Zur Psychologie des Verbrechers und der strafenden Gesellschaft. Imago, XVII, 12. — Der Kulturapparat dient auch nicht nur dazu, die libidinösen Kräfte (speziell die praegenitalen und die Partialtriebe) der Menschen in bestimmte, gesellschaftlich erwünschte Richtungen zu lenken, sondern auch, die libidinösen Kräfte so weit zu schwächen, daß sie nicht zu einer Gefahr für die gesellschaftliche Stabilität werden. In dieser Abdämpfung der libidinösen Kräfte, bzw. ihrer Zurücklenkung auf das praegenitale Gebiet, ist auch ein Grund der Sexualmoral gewisser Gesellschaften zu finden.

[2]) Freud hat in seiner „Massenpsychologie und Ich-Analyse" gerade auf die libidinösen Momente des Verhältnisses zum Führer hingewiesen. Er hat aber „den Führer" abstrakt genommen, wie er „die Masse" abstrakt nimmt, d. h. ohne Rücksicht auf ihre konkrete Situation. Dadurch bekommt auch die Darstellung der psychischen Vorgänge eine Allgemeinheit, die der Wirklichkeit nicht entspricht, bzw. es wird ein bestimmter Typ der Beziehung zum Führer zum allgemeinen gestempelt. Auch wird überhaupt das entscheidende Problem der Sozialpsychologie, das Verhältnis der Klassen, durch ein sekundäres, das Verhältnis Masse-Führer ersetzt. Es bleibt aber bemerkenswert, daß Freud in dieser Arbeit die die Masse herabsetzenden Tendenzen der bürgerlichen Sozialpsychologen feststellt und seinerseits nicht teilt.

Entsprechend der Mannigfaltigkeit der möglichen libidinösen Beziehungen herrschen auch tatsächlich die allerverschiedensten Arten gefühlsmäßiger Bindungen innerhalb der Gesellschaft. Ihre Beschreibung und Erklärung ist an dieser Stelle auch nur andeutungsweise ganz unmöglich. Es ist dies eine Hauptaufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. Nur soviel muß gesagt werden, daß jede Gesellschaft, so, wie sie eine bestimmte ökonomische und eine soziale, politische und geistige Struktur hat, auch eine ihr ganz spezifische libidinöse Struktur hat. Die libidinöse Struktur ist das Produkt der Einwirkung der sozial-ökonomischen Bedingungen auf die Triebtendenzen, und sie ist ihrerseits ein wichtiges bestimmendes Moment für die Gefühlsbildung innerhalb der verschiedenen Schichten der Gesellschaft wie auch für die Beschaffenheit des „ideologischen Überbaus". Die libidinöse Struktur einer Gesellschaft ist das Medium, in dem sich die Einwirkung der Ökonomie auf die eigentlich menschlichen, seelisch-geistigen Erscheinungen vollzieht.

Selbstverständlich bleibt die libidinöse Struktur einer Gesellschaft so wenig konstant wie ihre ökonomische und soziale. Sie hat aber eine relative Konstanz, solange die Gesellschaftsstruktur in einem gewissen Gleichgewicht ist, d. h. also in den relativ konsolidierten Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung. Mit dem Wachsen der objektiven Widersprüche innerhalb der Gesellschaft, mit der beginnenden stärkeren Zersetzung einer bestimmten Gesellschaftsform treten auch gewisse Veränderungen in der libidinösen Struktur der Gesellschaft ein; traditionelle, die Stabilität der Gesellschaft erhaltende Bindungen verschwinden, traditionelle Gefühlshaltungen ändern sich. Libidinöse Kräfte werden zu neuen Verwendungen frei und verändern damit ihre soziale Funktion. Sie tragen nun nicht mehr dazu bei, die Gesellschaft zu erhalten, sondern sie führen zum Aufbau neuer Gesellschaftsformationen, sie hören gleichsam auf, Kitt zu sein und werden Sprengstoff.

Kehren wir noch einmal zu der am Eingang diskutierten Fragestellung zurück, dem Verhältnis der Triebe zu den Lebensschicksalen, also den äußeren Lebensbedingungen des Menschen! Wir hatten gesehen, daß die analytische Personalpsychologie die Triebentwicklung als Produkt der aktiven und passiven Anpassung der Triebstruktur an die Lebensbedingungen ansieht. Das Verhältnis zwischen der libidinösen Struktur der Gesellschaft und ihren ökonomischen Bedingungen ist prinzipiell genau das gleiche. Es handelt sich um einen Prozeß der aktiven und passiven Anpassung der libidinösen

Struktur der Gesellschaft an die ökonomischen Bedingungen. Die Menschen, eben getrieben von ihren libidinösen Impulsen, verändern ihrerseits die ökonomischen Bedingungen, die veränderten ökonomischen Bedingungen bewirken, daß neue libidinöse Strebungen und Befriedigungen entstehen usf. Entscheidend ist, daß alle diese Veränderungen in letzter Instanz auf die ökonomischen Bedingungen zurückgehen, daß sich die Triebregungen und Bedürfnisse im Sinne der ökonomischen Bedingungen, d. h. des jeweils Möglichen bzw. Notwendigen verändern und anpassen.

Innerhalb der Auffassung des historischen Materialismus findet die analytische Psychologie eindeutig ihren Platz. Sie untersucht einen der im Verhältnis Gesellschaft — Natur wirksamen natürlichen Faktoren, die menschliche Triebwelt, die aktive und passive Rolle, die sie innerhalb des gesellschaftlichen Prozesses spielt. Sie untersucht damit zugleich einen entscheidenden zwischen der ökonomischen Basis und der Ideologiebildung vermittelnden Faktor. Die analytische Sozialpsychologie ermöglicht dadurch das volle Verständnis des ideologischen Überbaus aus dem zwischen Gesellschaft und Natur sich abspielenden Prozeß.

Kurz zusammengefaßt ist das Ergebnis dieser Untersuchung über Methode und Aufgabe einer psychoanalytischen Sozialpsychologie:

Die Methode ist die der klassischen Freudschen Psychoanalyse, d. h. auf soziale Phänomene übertragen: Verständnis der gemeinsamen, sozial relevanten seelischen Haltungen aus dem Prozeß der aktiven und passiven Anpassung des Triebapparates an die sozial-ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft.

Die Aufgabe einer psychoanalytischen Sozialpsychologie liegt zunächst in der Herausarbeitung der sozial wichtigen libidinösen Strebungen, mit anderen Worten in der Darstellung der libidinösen Struktur der Gesellschaft. Ferner hat die Sozialpsychologie die Entstehung dieser libidinösen Struktur und ihre Funktion im gesellschaftlichen Prozeß zu erklären. Die Theorie, wie die Ideologien aus dem Zusammenwirken von seelischem Triebapparat und sozialökonomischen Bedingungen entstehen, wird dabei ein besonders wichtiges Stück sein.

Die Wert-Preis-Transformation bei Marx und das Krisenproblem.

Von

Henryk Grossmann (Frankfurt a. M.).

I. Die konkrete Wirklichkeit als Objekt und Ziel der Marxschen Erkenntnis.

Die Aufgabe aller Wissenschaft besteht in der Erforschung und dem Verständnis der konkret gegebenen Totalität der Phänomene, ihres Zusammenhanges und ihrer Veränderungen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe liegt darin, daß die Phänomene nicht unmittelbar mit dem Wesen der Dinge zusammenfallen. Die Erforschung des Wesens bildet die Voraussetzung für die Erkenntnis der Erscheinungswelt. Allein wenn Marx im Gegensatz zur Vulgärökonomie das „verborgene Wesen" und den „inneren Zusammenhang" der ökonomischen Realität erkennen will (Marx, Kapital III 2, S. 352[1]), so besagt das nicht, daß ihn die konkreten Erscheinungen nicht interessieren. Im Gegenteil! Unmittelbar sind dem Bewußtsein nur die Erscheinungen gegeben, woraus sich — schon rein methodologisch — ergibt, daß man nur durch die Analyse der Erscheinungen zu ihrem verborgenen wesentlichen „Kern" gelangen kann (vgl. Marx, Kapital, III 1, S. 17, 22).

Aber die konkreten Erscheinungen sind für Marx nicht nur deshalb wichtig, weil sie Ausgangspunkt und Mittel für die Erkenntnis der „wirklichen Bewegung" sind, sondern sie selbst sind es, die Marx letzten Endes in ihrem Zusammenhang erkennen und verstehen will. Denn keinesfalls will er sich — unter Ausschaltung der Phänomene — lediglich auf die Erforschung des „Wesens" beschränken. Vielmehr hat das erkannte Wesentliche die Funktion, uns zu befähigen, die konkreten Erscheinungen zu begreifen. Deshalb ist Marx bemüht, „das Gesetz der Phänomene", das sie beherrscht, also „das Gesetz ihrer Veränderungen" zu finden. (Nachwort zur 2. Ausg. d. „Kapital".)

Unverständlich und „prima facie abgeschmackt" sind nach Marx nur die Phänomene an sich, ohne Zusammenhang mit dem „ver-

[1]) Im folgenden werden der I. und der III. Band des Marxschen „Kapital" nach der dritten, der II. Band nach der ersten Auflage, „Theorien über den Mehrwert" als „Mehrwert" zitiert.

borgenen Wesen" der Dinge. Aber es wäre ein verhängnisvoller Fehler der ökonomischen Wissenschaft, wenn sie — in den umgekehrten Irrtum der Vulgärökonomie verfallend — nun in der Analyse bei dem gefundenen „verborgenen Wesen" der Dinge verbliebe, ohne von ihm her den Rückweg zur konkreten Erscheinung, um deren Erklärung es sich doch handelt, zu finden, d. h. ohne die vielen Vermittlungen zwischen Wesen und Erscheinungsform zu rekonstruieren! Deshalb sieht auch Marx in diesem Wege vom Abstrakten zum Konkreten „offenbar die wissenschaftlich richtige Methode". Hier „führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens", weil „die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein Konkretes geistig zu reproduzieren". (Einltg. z. Kritik d. Polit. Ökonomie, S. XXXVI).

An einem konkreten Beispiel zeigt Marx, daß es nicht genügt, die in der industriellen Produktion geschaffenen Werte auf das allgemeine Gesetz, d. h. darauf zurückzuführen, „daß die Werte der Waren bestimmt sind durch die in ihnen enthaltene Arbeitszeit". Denn die empirischen Vorgänge in der Zirkulationssphäre, z. B. der praktisch sichtbare Einfluß des Kaufmannskapitals auf die Warenpreise, zeigt „Phänomene, die ohne sehr weitläufige Analyse der Mittelglieder eine rein willkürliche Bestimmung der Preise vorauszusetzen scheinen", so daß der Schein entsteht, „als ob der Zirkulationsprozeß als solcher die Preise der Waren bestimme, unabhängig (innerhalb gewisser Grenzen) vom Produktionsprozeß", also von der Arbeitszeit. Um also das Illusorische dieses Scheins nachzuweisen und den „inneren Zusammenhang" zwischen dem Phänomen und dem „wirklichen Vorgang" herzustellen — was „ein sehr verwickeltes Ding und eine sehr ausführliche Arbeit ist" —, „ist es ein Werk der Wissenschaft, die sichtbare, bloß erscheinende Bewegung auf die innere wirkliche Bewegung zu reduzieren" (Kapital, III 1, S. 297), „ganz wie die scheinbare Bewegung der Himmelskörper nur dem verständlich, der ihre wirkliche, aber sinnlich nicht wahrnehmbare Bewegung kennt" (Kapital, I, S. 314).

Das entscheidend wichtige „Werk der Wissenschaft" ist also, die „Vermittlungen", die „Mittelglieder" zu finden, die von dem Wesen zum konkreten Phänomen führen, da ohne diese Mittelglieder die Theorie, d. h. das „Wesen" der Dinge im Widerspruch zur konkreten Wirklichkeit stünde. Mit Recht verspottet Marx solche

„Theoretiker", die sich in wirklichkeitsfremden Konstruktionen verlieren. Nur „der Vulgus hat daher geschlossen, daß die theoretischen Wahrheiten Abstraktionen sind, die den wirklichen Verhältnissen widersprechen" (Mehrwert, II 1, S. 166).

Diesem methodologischen Grundgedanken Marxens entspricht auch, wie ich dies bereits gezeigt habe[1]), der Aufbau des Marxschen „Kapital" und das darin angewandte „Annäherungsverfahren", das seinen prägnantesten Ausdruck in der Konstruktion des Marxschen Reproduktionsschemas gefunden hat. Unter Anwendung zahlreicher vereinfachender Annahmen wird dort zunächst die „Reise" vom Konkreten zum Abstrakten unternommen. Es wird von der gegebenen Erscheinungswelt, von den konkreten Teilformen, in denen der Mehrwert in der Zirkulationssphäre auftritt (Unternehmergewinn, Zins, Handelsprofit usw.), abgesehen und die ganze Analyse des I. und II. Bandes des „Kapital" auf den Wert und Mehrwert als Ganzes, auf ihre Schöpfung und ihre Größenvariation im Produktions- und Akkumulationsprozeß konzentriert. Dabei wird der „dem Zirkulationsprozeß angehörige Schein" (K. I, S. 600) ausgeschaltet. Bestand die Aufgabe der Analyse im I. und II. Band des „Kapital" darin, die Schöpfung des Mehrwerts als das Wesen des ökonomischen Gesamtprozesses zu erforschen, so galt es nachher — und das bildet, wie dies Marx ausdrücklich betont, gerade die Aufgabe und den Inhalt des III. Bandes —, den „inneren Zusammenhang" zwischen dem aufgedeckten „Wesen" und seiner Erscheinungsform: den empirisch gegebenen Formen des Mehrwerts, herzustellen, d. h. „die konkreten Formen aufzufinden und darzustellen, welche aus dem Bewegungsprozeß des Kapitals als Ganzes betrachtet hervorwachsen. In ihrer wirklichen Bewegung treten sich die Kapitale in solchen konkreten Formen gegenüber" (Kapital, III 1, S. 1).

Hier, im III. Bande werden daher die früher gemachten vereinfachenden Voraussetzungen (z. B. der Verkauf der Waren zu ihren Werten, die Ausschaltung der Zirkulationssphäre und der Konkurrenz, die Behandlung des Mehrwerts in seiner Totalität und unter Ausschaltung der Teilformen, in die er sich spaltet usw.) fallen gelassen

---

[1]) H. Grossmann, Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems, Leipzig 1929, S. VIff. — „Die Änderung des ursprünglichen Aufbauplans des Marxschen ‚Kapital' und ihre Ursachen" (Arch. f. d. Gesch. d. Sozialismus, Jahrg. XIV, 1929). — „Die Goldproduktion im Reproduktionsschema v. Marx und Rosa Luxemburg", Festschrift für C. Grünberg, Leipzig 1932, S. 152.

und nachträglich, in dieser zweiten Etappe des Annäherungsverfahrens, schrittweise die bisher vernachlässigten Vermittlungen berücksichtigt und die konkreten Profitformen, wie sie in der empirischen Wirklichkeit sichtbar sind (Grundrente, Zins, Handelsprofit usw.), behandelt. Erst dadurch wird der Kreis der Marxschen Analyse geschlossen und der Nachweis erbracht, daß die Arbeitswerttheorie keine wirklichkeitsfremde Konstruktion ist, daß sie vielmehr tatsächlich das „Gesetz der Phänomene", d. h. die Grundlage bildet, die uns befähigt, die reale Welt der Erscheinungen zu erklären. Mit nicht mißzuverstehender Klarheit wird dieser methodologische Grundgedanke formuliert, wenn Marx sagt: „Wir hatten es in Buch I und II nur mit den Werten der Waren zu tun" . . . „Jetzt", d. h. im III. Buch, „hat sich der Produktionspreis als eine verwandelte Form des Werts entwickelt." (Kapital, III 1, S. 142). — „Die Gestaltungen des Kapitals, wie wir sie in diesem (dritten) Buch entwickeln, nähern sich also schrittweise der Form, worin sie auf der Oberfläche der Gesellschaft, in der Aktion der verschiedenen Kapitale aufeinander, der Konkurrenz, und im gewöhnlichen Bewußtsein der Produktionsagenten selbst auftreten."

II. Der Widerspruch zwischen dem Wertschema und der Wirklichkeit.

Bildet somit, wie gezeigt wurde, die Reproduktion der konkreten Wirklichkeit im Wege des Denkens das Ziel der Marxschen Erkenntnis, dann ist auch die Funktion des Marxschen Reproduktionsschemas innerhalb der Marxschen Forschungsmethode klar zu erkennen: es beansprucht nicht, für sich allein ein Abbild der konkreten kapitalistischen Wirklichkeit zu sein, es ist nur ein Glied im Marxschen Annäherungsverfahren, das, zusammen mit den vereinfachenden Annahmen, die dem Schema zugrunde liegen, und den nachträglichen Modifikationen im Sinne einer progressiven Konkretisierung ein unzertrennliches Ganzes bildet. Dabei verliert jeder dieser drei Teile für sich allein, ohne die beiden anderen, für die Erkenntnis der Wahrheit jeden Sinn und kann nur ein vorläufiges Erkenntnisstadium, die erste Etappe im Annäherungsverfahren an die konkrete Wirklichkeit, bedeuten.

Ist man sich über diesen Charakter des Marxschen Reproduktionsschemas im klaren, weiß man, daß es nur ein Hilfsmittel unseres Denkens und keine Wiedergabe konkreter Vorgänge ist, dann kann man auch über den Charakter der einzelnen Elemente, aus welchen das

Schema aufgebaut ist — Werte, Mehrwerte, verschiedene Profitraten in den einzelnen Produktionssphären — keinen Zweifel haben. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, ist der Mehrwert eine reale Größe. (Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz, S. 196.) Dies gilt jedoch nur für die Gesamtgesellschaft, für welche die Werte und Preise, daher auch Mehrwert und Profit, quantitativ identische Größen sind. Anders verhält sich die Sache in bezug auf die einzelnen Produktionssphären. Innerhalb dieser haben wir in der kapitalistischen Wirklichkeit nicht Werte, sondern die von ihnen quantitativ divergierenden Produktionspreise, wir haben nicht Mehrwertgrößen, sondern Profitgrößen. Kurz, die im Reproduktionsschema vorkommenden Werte und Mehrwerte sind, quantitativ betrachtet, keine Wirklichkeitskategorien, sie sind nicht unmittelbar in der Welt der kapitalistischen Wirklichkeit gegeben, sind vielmehr aus methodologischen Gründen der Vereinfachung freigewählte Annahmen, die zunächst der Wirklichkeit widersprechen. Nehmen wir zunächst die Werte. Ist es noch nötig, daran zu erinnern, daß bei Marx der Verkauf der Waren zu ihren Werten nur den Charakter einer theoretischen vorläufigen Annahme hat, daß aber Marx nie und nirgends behauptet, daß diese Annahme der Wirklichkeit entspricht? So wird doch im I. Band des „Kapital" ausdrücklich gesagt: „Wir unterstellen hier also . . ., daß der Kapitalist, der die Waren produziert, sie zu ihrem Wert verkauft" (Kapital, I, S. 579) — „Wir unterstellen, daß die Waren zu ihrem Wert verkauft werden" (Kapital, I, S. 530). — Auch im II. Band wird der theoretische Charakter dieser Voraussetzung betont, indem Marx sagt: „Im I. Buch . . . wurde unterstellt, daß der Kapitalist . . . das Produkt zu seinem Wert verkauft" (Kapital, II, S. 343). Aber nirgends wird behauptet, daß diese Annahme der Wirklichkeit entspricht, vielmehr wird das Gegenteil gesagt, daß man sich durch diese Annahme von der Wirklichkeit entfernt und prima facie mit ihr in einen offenbaren Widerspruch gerät. Mit ungewöhnlicher Klarheit konstatiert nämlich Marx bereits im I. Band des „Kapital", daß der Verkauf der Waren zu ihren Werten nur für den von ihm angenommenen theoretischen „Normalverlauf" gilt, „sofern" und „wenn" das Phänomen „rein" vor sich geht: „In seiner reinen Form bedingt der Zirkulationsprozeß den Warenaustausch von Äquivalenten. Jedoch gehen die Dinge in der Wirklichkeit nicht rein zu" (Kapital, I, S. 136). — Hier wird also der „reine" Vorgang der Wirklichkeit gegenübergestellt. Nur im ersteren, nicht aber in der letzteren werden die Waren

zu ihren Werten ausgetauscht. In einem Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1868 geißelt Marx dann mit dem ihm eigentümlichen Sarkasmus die in der bürgerlichen Ökonomie oft vorkommende Verwechslung der theoretischen Annahme mit der Erfahrung. „Der Vulgärökonom hat nicht die geringste Ahnung davon, daß die wirklichen täglichen Austauschverhältnisse und die Wertgrößen nicht unmittelbar identisch sind."

An unzähligen anderen Stellen in allen Bänden des „Kapital" und in den „Theorien über den Mehrwert" wiederholt Marx immer wieder, daß die Waren in der Wirklichkeit nicht zu ihren Werten, sondern zu Produktionspreisen verkauft werden, wobei „die Produktionspreise der meisten Waren von ihren Werten . . . abweichen müssen" (Mehrwert, III, S. 92). Eben deshalb polemisiert er gegen die Ricardosche Behauptung, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden: „Das ist die erste falsche Voraussetzung . . . Die Waren tauschen sich nur ausnahmsweise aus zu ihren Werten" (Mehrwert, II 1, S. 191). Und A. Smith gegenüber wird gesagt: — „Wie ich später nachweisen werde, selbst der Durchschnittspreis der Waren ist stets von ihrem Werte verschieden" (Mehrwert, I, S. 162).

Was hier vom Wert gesagt wurde, gilt auch vom Mehrwert. Im Reproduktionsschema haben wir zwar Mehrwerte, nicht aber in der Wirklichkeit. Denn Mehrwert ist das „Unsichtbare", während in der Realität des Kapitalismus nur verschiedene Profitformen wie Unternehmergewinn, Zins, Handelsprofit, Grundrente vorkommen. Die in jeder Produktionssphäre des Schemas dargestellten Mehrwerte sind daher nur vorläufige Annahmen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Dasselbe gilt endlich in bezug auf die im Schema sichtbaren Profitraten. In einem auf Werten aufgebauten Reproduktionsschema, also unter Annahme, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden, müssen in jeder Abteilung des Schemas verschiedene Profitraten bestehen, während doch die Erfahrung eines konkurrenzbedingten kapitalistischen Systems zeigt, daß in der Wirklichkeit eine Tendenz zur Ausgleichung der verschiedenen Profitraten in den einzelnen Sphären zu einer allgemeinen, d. h. Durchschnittsprofitrate herrscht, was schon im Begriff des Produktionspreises eingeschlossen ist: „Dasein und Begriff des Produktionspreises und der allgemeinen Profitrate, die er einschließt, beruhen darauf, daß die einzelnen Waren nicht zu ihren Werten verkauft werden" (Kapital, III, 2, S. 293), wie umgekehrt „die bloße

Existenz einer allgemeinen Profitrate von den Werten unterschiedene Produktionspreise bedingt" (Mehrwert, II 1, S. 17). —

So ergibt es sich, daß das Reproduktionsschema, indem es nur Werte, Mehrwerte und in den einzelnen Sphären verschiedene Profitraten aufweist, zunächst im Widerspruch zur konkreten Wirklichkeit steht. Der theoretische, vorläufige Charakter des Reproduktionsschemas und speziell der Annahme, daß die Waren sich zu ihren Werten austauschen, ist somit klar. Die wirklichen Vorgänge spielen sich ganz anders als im Reproduktionsschema ab. Und zwar handelt es sich dabei nicht etwa um zufällige, vorübergehende Abweichungen von den im Schema dargestellten Vorgängen, die somit von der Wissenschaft vernachlässigt werden dürfen, sondern der wirkliche Ablauf der Reproduktion ist wesentlich ein anderer, als das Schema zeigt. Die Abweichungen der Preise von den Werten, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, sind keine bloß vorübergehenden Schwankungen, wie dies z. B. bei den Marktpreisen der Fall ist, sondern die faktisch eintretende Verwandlung der Werte in Produktionspreise „schafft dauernd Abweichungen von den Werten" (Mehrwert, II 1, S. 164). Im Schema werden in den einzelnen Sphären die von ihnen produzierten Mehrwerte realisiert. Ganz anders in der Wirklichkeit. Auf die Dauer werden nicht die Mehrwerte, sondern der von ihnen dauernd abweichende Durchschnittsprofit realisiert. „So streben alle Kapitale, welches immer der von ihnen selbst erzeugte Mehrwert, an Stelle dieses Mehrwertes den Durchschnittsprofit durch die Preise ihrer Waren zu realisieren" (Kapital, III 1, S. 152).

„Es scheint also — sagt daher Marx — daß die Werttheorie hier unvereinbar ist mit der wirklichen Bewegung, unvereinbar mit den tatsächlichen Erscheinungen der Produktion, und daß daher überhaupt darauf verzichtet werden muß, die letzteren zu begreifen" (Kapital, III 1, S. 132).

III. Die Produktionspreise und die allgemeine Profitrate als „Regulatoren" der kapitalistischen Produktion.

Für das Verständnis des kapitalistischen Mechanismus genügt es indessen nicht, sich auf die Feststellung zu beschränken, daß das Wertschema des Reproduktionsprozesses und die darin enthaltenen Kategorien des Mehrwertes sowie der besonderen Profitraten in den einzelnen Produktionssphären der konkreten Realität nicht entsprechen. Wir müssen weiter fragen: Welche Kategorien sind dann

für die kapitalistische Wirklichkeit maßgebend und für die „wirkliche Bewegung" des kapitalistischen Mechanismus entscheidend wichtig? Die Marxsche Antwort auf diese Frage — und sie bildet den Inhalt des III. Bandes des „Kapital" — ist bekannt. Nicht die theoretisch angenommenen Werte, sondern die erfahrungsgemäß gegebenen Produktionspreise bilden das objektive Gravitationszentrum, um welches die täglichen Marktpreise oszillieren. Für die konkreten Kapitalbewegungen sind nicht die im Schema theoretisch angenommenen verschiedenen Profitraten, sondern die erfahrungsmäßig gegebene allgemeine Durchschnittsprofitrate entscheidend wichtig.

„Andererseits — sagt Marx — unterliegt es keinem Zweifel, daß in der Wirklichkeit (von unwesentlichen, zufälligen und sich ausgleichenden Unterschieden abgesehen) die Verschiedenheit der durchschnittlichen Profitraten für die verschiedenen Industriezweige nicht existiert und nicht existieren könnte, ohne das ganze System der kapitalistischen Produktion aufzuheben" (Kapital, III 1, S. 132). Von dieser allgemeinen Profitrate sagt Marx, sie „sei die treibende Macht in der kapitalistischen Produktion" (Kapital, III 1, S. 241). Dieser „Durchschnittsprofit ist . . . wie es in der kapitalistischen Produktionsweise der Fall ist, als Regulator der Produktion überhaupt" zu betrachten (Kapital, III 2, S. 316), er ist das „regelnde Gesetz . . . der kapitalistischen Gesellschaft". (Kapital, III 2, S. 355.) Aus demselben Grunde ist für Marx „das Grundgesetz der kapitalistischen Konkurrenz das Gesetz, welches die allgemeine Profitrate und die durch sie bestimmten sog. Produktionspreise regelt" (Kapital, III 1, S. 12). Von der Ausgleichung endlich meint Marx, daß „die Bewegung dieser Ausgleichung (die Grundlage ist, H. G.), worauf die ganze kapitalistische Produktion beruht" (Kapital, III 1, S. 422). Denn nicht die Werte, sondern die Produktionspreise „sind die wirklich regulierenden Durchschnitts-Marktpreise", d. h. sie bilden die Basis, um welche die wirklichen Marktpreise oszillieren: „Die Marktpreise steigen über und fallen unter diese regulierenden Produktionspreise" (Kapital, III 2, S. 396), „da nicht die Werte, sondern die von ihnen verschiedenen Produktionspreise in jeder Produktionssphäre die regulierenden Durchschnittspreise bilden" (Kapital, III 2, S. 409; vgl. Kapital, III 2, S. 181, 187, 364, 381, 396 u. öfters).

„Regulierende Durchschnittspreise" heißt aber nichts anderes, als daß auf die Dauer eben der Produktionspreis und nicht der Wert die

Bedingung der Reproduktion bildet, wie dies Marx ausdrücklich feststellt: „Es ist tatsächlich dasselbe, was . . . Ricardo price of production, cost of production, die Physiokraten prix nécessaire nennen, . . . weil er auf die Dauer Bedingung der Zufuhr, der Reproduktion der Ware jeder besonderen Produktionssphäre ist" (Kapital, III 1, S. 178).

Noch mehr aber! Die praktische Wichtigkeit und Bedeutung der allgemeinen Profitrate wird noch klarer hervortreten, wenn wir erwägen, daß auf ihr die Gemeinsamkeit der ökonomischen Klasseninteressen der Unternehmer beruht. Würden sich nämlich die Waren zu ihren Werten austauschen, dann wäre jeder Unternehmer nur an der Exploitation der von ihm selbst beschäftigten Arbeiter interessiert und sein Gewinn mit dem von „seinen" Arbeitern produzierten Mehrwert identisch. Erst die Verwandlung des Mehrwerts in den Durchschnittsprofit bewirkt, „daß jeder einzelne Kapitalist, wie die Gesamtheit aller Kapitalisten, . . . in der Exploitation der Gesamtarbeiterklasse durch das Gesamtkapital und in dem Grad dieser Exploitation nicht nur aus allgemeiner Klassensympathie, sondern direkt ökonomisch beteiligt ist, weil . . . die Durchschnittsprofitrate abhängt von dem Exploitationsgrad der Gesamtarbeit durch das Gesamtkapital" (Kapital, III 1, S. 177).

Hält man sich an das Wertschema, wo der Verkauf der Waren zu ihren Werten stattfindet, daher auch in den einzelnen Sphären verschiedene Profitraten bestehen, so bleibt die Konkurrenz und ihr Ergebnis — die Tatsache der regulierenden Produktionspreise — unberücksichtigt[1]), und die Durchschnittsprofitrate, also die „treibende Macht" — „worauf die ganze kapitalistische Produktion beruht" — geht verloren!

---

[1]) Der Einwand Sternbergs gegen meine Wertauffassung, daß sie „die Bedeutung der Konkurrenz im Kapitalismus übersehe" („Die Umwälzung der Wissenschaft", Berlin 1930, S. 12), stellt die Tatsachen auf den Kopf. Nicht ich habe die Konkurrenz übersehen, vielmehr blieb sie in der ganzen bisherigen 30jährigen Diskussion über das Akkumulations- und Krisenproblem unberücksichtigt. Herr Sternberg spricht zwar von der Notwendigkeit, die Konkurrenz zu berücksichtigen, tut es aber ebensowenig wie die anderen Autoren von Tugan-Baranowsky bis Bucharin, da sie alle mit einem Schema operieren, das nur Werte kennt. Im Begriff des Wertes ist aber auch die Verschiedenheit der Profitraten in den einzelnen Sphären, daher auch die Ausschaltung der Konkurrenz, eingeschlossen, da „erst die Konkurrenz der Kapitale in den verschiedenen Sphären den Produktionspreis hervorbringt, der die Profitraten zwischen den verschiedenen Sphären egalisiert" (Kapital, III 1, S. 156). Wo man die Krisen als primär partielle, aus der Disproportionalität der einzelnen Sphären sich ergebende behandelt — wie in den Arbeiten der genannten Autoren —, ist die Berücksichtigung der Konkurrenz, d. h. der Tendenz zur Ausgleichung

Weil aber ein solches Wertschema uns nichts über die Produktionspreise und den Durchschnittsprofit als Ganzes sagt und sagen kann, so kann es selbstverständlich ebensowenig auch die einzelnen Teilformen des Profits, die aus der Spaltung des Mehrwerts entstehen, erklären; es ist also ungeeignet „die konkreten Formen . . . darzustellen, welche aus dem Bewegungsprozeß des Kapitals, als Ganzes betrachtet, hervorwachsen". Die Existenz aller dieser Profitformen ist mit dem Wertschema unvereinbar, daher auch vom Standpunkt der ihm zugrundeliegenden Werttheorie zunächst nicht erklärbar.

Das Wertschema umfaßt nämlich bloß das produktive, an der Produktion von Wert und Mehrwert beteiligte, nicht aber das in der Zirkulationssphäre fungierende Geld- und Kaufmannskapital. Wenn also die industriellen Produzenten die Waren zu ihren Werten, d. h. zu „Wertpreisen", die mit den Werten quantitativ identisch sind (Kapital, III 1, S. 153), verkaufen (wie dies im Wertschema geschieht), so ist die Existenz des Handelsprofits, also der Profit des Kaufmannskapitals, das an der Produktion gar nicht beteiligt ist, ein unlösbares Rätsel. „Prima facie erscheint der reine, unabhängige Handelsprofit unmöglich, solange Produkte zu ihren Werten verkauft werden." (Kapital, III 1, S. 313). „Die aus der Betrachtung des industriellen Kapitals unmittelbar abgeleiteten Sätze über Wertbildung, Profit usw. passen nicht direkt auf das Kaufmannskapital" (Kapital III 1, S. 308). Solange wir also innerhalb der Wertbetrachtung verbleiben, solange ist zugleich ein großer und wichtiger Teil der Phänomene der kapitalistischen Wirk-

der Profitraten, unbedingt notwendig. Anders ist es in meinem Buche, wo es um die Erklärung der primär allgemeinen, sämtliche Sphären zugleich erfassenden Überakkumulationskrisen geht. Für die Gesamtgesellschaft „verliert die Unterscheidung der Werte von den Produktionspreisen jede Bedeutung" (vgl. mein „Akkumulationsgesetz", S. 107 und 211), da hier beide Größen identisch sind.

Ebenso unrichtig ist der weitere Einwand, daß die Wirkung der Konkurrenz schon im Werte selbst enthalten wäre, weil die Konkurrenz den Wert, d. h. die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, bestimme. Diese Auffassung ist mit den wesentlichen Grundlagen der Marxschen Wertlehre absolut unvereinbar. Tatsächlich ist die Funktion der Konkurrenz für den Wert nicht konstitutiv, sondern bloß deklaratorisch. Sie bestimmt nicht die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, stellt sie vielmehr nur nachträglich fest. Die Konkurrenz spielt sich nämlich auf dem Markt, also innerhalb der Zirkulationssphäre, ab. Der Wert aber wird in der Produktion geschaffen, geht also aller Konkurrenz voraus. „Der Wert der Waren" — sagt Marx — „ist in ihren Preisen dargestellt, bevor sie in die Zirkulation treten, also Voraussetzung und nicht Resultat derselben" (Kapital, I, S. 133. Ähnlich „Zur Kritik", S. 49). Bereits die Physiokraten Quesnay und Mercier de la Rivière wußten, daß die Waren den Tauschwert besitzen, bevor sie zum Austausch auf den Markt kommen (vgl. Marx, Kapital, I, S. 133 und Aug. Oncken, Gesch. d. Nationalökon., Leipzig 1902, S. 370).

lichkeit — der Profit des Kaufmannskapitals — speziell auch in seiner internationalen Gestalt, d. h. die Erscheinungen des Weltmarktes und des Welthandels unerklärbar.

Indes auch die Verwandlung der Werte (der Wertpreise) des Schemas in Produktionspreise und die Ausgleichung der verschiedenen Profitraten in den einzelnen Sphären des Schemas zur allgemeinen Profitrate würden zur Erklärung der Existenz des Handelsgewinns noch keinesfalls ausreichen. Denn wir hätten damit bloß die produktiven, d. h. an der Schöpfung des Mehrwerts beteiligten Kapitale bei der Bildung der allgemeinen Profitrate und der Umwandlung der Wertpreise in Produktionspreise berücksichtigt. Ein solches Ausgleichsverfahren wäre somit bloß „die erste Betrachtung" der allgemeinen Profitrate, keinesfalls aber ihre „fertige Gestalt" (Kapital, III 1, S. 322). Immer noch bliebe das an der Schöpfung des Mehrwerts unbeteiligte Handelskapital unberücksichtigt. Um die Existenz des Handelsprofits zu erklären, wäre daher eine weitere Stufe im Annäherungsverfahren erforderlich, nämlich die, daß das erste Ausgleichungsverfahren der produktiven Kapitale allein nachher durch „die Teilnahme des Handelskapitals an dieser Ausgleichung," also durch eine Ausgleichung zweiten Grades „ergänzt" wird (ebenda). Erst dadurch wird die „fertige Gestalt" der Durchschnittsprofitrate erreicht, nachdem die Produktionspreise nunmehr eine „einschränkende Bestimmung" erfahren haben (Kapital, III 1, S. 269) und weiter in „merkantile Preise" (Kapital, III 1, S. 298) modifiziert werden, wodurch auch der ursprüngliche Durchschnittsprofit „sich jetzt innerhalb engerer Grenzen" als vorher darstellt (Kapital, III 1, S. 322). Wir sehen: will man die konkrete, empirisch gegebene Form des Handelsprofits verstehen, so muß vorher das Wertschema eine Reihe von Wandlungen im Annäherungsverfahren durchmachen. Unter den Voraussetzungen des Wertschemas, d. h. ohne Auffindung dieser Zwischenstufen, die von den „Wertpreisen" über die „Produktionspreise" zu der Erscheinung der „merkantilen Preise" führen, wäre die Existenz des Handelsprofits weder möglich noch begreifbar.

Und nicht nur dies allein! Es kommt der weitere Umstand hinzu, daß der im Wertschema dargestellte Verlauf des Akkumulationsprozesses durch die Existenz des Handelsprofits, d. h. durch die Umwandlung der Werte in Produktions- resp. merkantile Preise, stark modifiziert wird.

Denn es ist ohne weiteres klar, daß jener Teil des im Wertschema dargestellten Mehrwerts, der dem Handelskapital als Profit zufällt

und innerhalb der Zirkulationssphäre akkumuliert wird (Geschäftsgebäude der Handelsunternehmungen, Büroeinrichtungen, Betriebskapital usw.) einen „Abzug vom Profit des industriellen Kapitals" (Kapital, III 1, S. 270) bedeutet und „pro tanto den Umfang, worin das vorgeschossene Kapital produktiv fungiert, vermindert" (Kapital, II, S. 109). Für die Zukunft scheidet dieser Teil des Mehrwerts aus der im Wertschema dargestellten Akkumulation des produktiven Kapitals aus und ist an der Schöpfung des Mehrwerts nicht mehr beteiligt, nimmt jedoch teil an der Verteilung des Profits. Durch beide Tatsachen: durch die Verminderung der Aktivseite und die Vergrößerung der Passivseite wird das Tempo der Akkumulation des industriellen Kapitals pro tanto verlangsamt. „Je größer das Kaufmannskapital im Verhältnis zum industriellen Kapital, desto kleiner die Rate des industriellen Profits" (Kapital, III 1, S. 270). Zugleich ist es klar, daß durch die Tatsache des Handelsprofits ein Teil des Mehrwerts — vom Standpunkt R. Luxemburgs ein Teil des „unabsetzbaren Mehrwertrestes" — aus der Produktionssphäre in die Zirkulationssphäre verschoben wird. Die Umrechnung der Wertpreise in Produktionspreise resp. in merkantile Preise hat somit eine Störung aller im Wertschema errechneten Proportionalitäten zur Folge!

Was hier vom Handelskapital gesagt wurde, gilt wörtlich und aus denselben Gründen auch für das Geld- und Bankkapital. Auch dieses Kapital fungiert ausschließlich in der Zirkulationssphäre, ist zwar an der Verteilung, nicht aber an der Produktion von Mehrwert beteiligt. Werden die Waren zu ihren Werten verkauft, d. h. behalten die Industriellen den ganzen Mehrwert, den sie sich zunächst aneigneten, dann „wäre bei dieser Annahme (das) . . . Bankkapital unmöglich", weil es keinen Profit machte[1]).

Schließlich ist auf Basis des Wertschemas nicht bloß die Existenz des Geldzinses unmöglich, sondern auch die Bewegung des Zinsfußes nicht verständlich. „Der Zinsfuß verhält sich zur Profitrate ähnlich wie der Marktpreis der Ware zu ihrem Wert. Soweit der Zinsfuß durch die Profitrate bestimmt ist, ist es stets durch die allgemeine Profitrate, nicht durch die spezifischen Profitraten, die in besonderen Industriezweigen herrschen mögen" . . . „Die allgemeine Profitrate erscheint daher in der Tat als empirisches, gegebenes Faktum wieder in der Durchschnittszinsrate" (Kapital, III 1, S. 350).

[1]) Brief von Engels 15. X. 1888 an Nikolaion (Die Briefe von K. Marx und Fr. Engels an Danielson, Leipzig 1929, S. 45).

„In diesem Sinn", heißt es an anderer Stelle, „kann man sagen, daß der Zins reguliert wird . . . durch die allgemeine Profitrate" (Kapital, III 1, S. 344). In einem Wertschema mit seinen verschiedenen Profitraten in den einzelnen Sphären und mit seinem Gesamtmehrwert sind weder die Existenz des Zinfußes noch dessen Bewegungen erklärbar, daher auch das Bank- und Finanzkapital, also diejenige konkrete Form des Kapitals unmöglich, der gerade Hilferding für die neueste Entwicklung des Kapitalismus eine entscheidend wichtige Bedeutung zuerkennt.

Und dasselbe gilt von der Grundrente in ihrer modernen, kapitalistischen Form, die „nur in einer Gesellschaft existiert, deren Basis die kapitalistische Produktionsweise ist" (Mehrwert, III, S. 454). Aus einem Wertschema, d. h. unter der Annahme, daß sämtliche Waren zu ihren Werten verkauft werden, ist die Existenz der Grundrente nicht erklärbar[1]).

Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich zur Genüge, daß für die Erkenntnis des konkreten Ablaufs des kapitalistischen Produktionsprozesses unmittelbar nicht die im Reproduktionsschema dargestellten Kategorien: Wert, Mehrwert und die verschiedenen Profitraten von entscheidender Bedeutung sind, sondern die darin nicht erfaßten Kategorien: Produktionspreise, Profit und seine Teilformen, schließlich die allgemeine Durchschnittsprofitrate. Diesen Kategorien muß somit das Primat für die unmittelbare Erkenntnis der konkreten kapitalistischen Produktion zuerkannt werden, weil eben der Durchschnittsprofit der „Regulator" und die „treibende Macht" dieser Produktion ist, und weil auf der Ausgleichsbewegung verschiedener Profitraten „die ganze kapitalistische Bewegung beruht".

---

[1]) Denn die absolute Rente ist bloß ein „Überprofit", d. h. ein „Überschuß über den Durchschnittsprofit" (Mehrwert, III, S. 450, Mehrwert, II 2, S. 4, Kapital, III 2, S, 174, 316). „So bildet der Überschuß dieses Wertes (der Agrikulturprodukte) über den Produktionspreis die absolute Rente. Aber damit dieser Überschuß des Wertes über den Produktionspreis (gemessen) werden könne, muß der Produktionspreis das Prius sein, also der Agrikultur von der Industrie als Gesetz aufgezwängt werden" (Mehrwert, III, S. 114). — „Die Rente ist . . . absolut nicht zu erklären, wenn der industrielle Profit nicht den landwirtschaftlichen regulierte" (l. c. S. 113). „Um überhaupt von einem Überschuß über den Durchschnittsprofit sprechen zu können, muß dieser Durchschnittsprofit selbst als Maßstab und wie es in der kapitalistischen Produktionsweise der Fall ist, als Regulator der Produktion überhaupt hergestellt sein" (Kapital, III 2, S. 316). Aus dem Wertschema, in dem dieser Regulator nicht besteht, ist daher die Existenz der absoluten Grundrente unerklärbar.

Vergegenwärtigt man sich diesen Sachverhalt, dann ist es klar, daß ein Wertschema, in dem alle diese realen Kategorien fehlen, auf denen die wirkliche kapitalistische Bewegung beruht, uns wohl die geschichtlichen Entwicklungstendenzen, also „das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation", wie es Marx bereits im I. Bande des „Kapital" darstellt, zu erkennen erlaubt, aber unmöglich imstande ist, die konkreten Bewegungsformen des Kapitals im Wege des Denkens zu reproduzieren. Eben deshalb sind die aus einem Wertschema gezogenen Schlußfolgerungen über die Proportionalität oder Disproportionalität der einzelnen Produktionssphären nicht beweiskräftig und zumindest verfrüht.

IV. Das Wertschema als ein historischer und theoretischer Ausgangspunkt.

Legt man den erfahrungsmäßig gegebenen Kategorien Produktionspreis, Durchschnittsprofit und allgemeine Profitrate die Rolle des Regulators, der treibenden Macht der kapitalistischen Produktion bei, so drängt sich die Frage auf: welche Funktion erfüllen dann die Werte? Ist ein auf Werten aufgebautes Reproduktionsschema nicht bedeutungslos, nachdem es doch kein adäquates Abbild der kapitalistischen Warenproduktion darstellt und keine unmittelbare Wirklichkeitsgeltung besitzt? Eine solche Folgerung wäre verfehlt. Die Werte behalten trotz der Realität der Produktionspreise ihre zentrale Bedeutung für den Kapitalismus, und zwar, wie Marx betont, in doppelter Hinsicht:

1. Sie sind einmal das historische Prius, gültig für die Epoche der einfachen, d. h. vorkapitalistischen Warenproduktion der selbständigen Produzenten — Handwerker, Bauern — „solange die in jedem Produktionszweig festgesetzten Produktionsmittel nur mit Schwierigkeit aus der einen Sphäre in die andere übertragbar sind" (Kapital, III 1, S. 156), d. h. solange für die Kapitalwanderungen rechtliche oder faktische Hindernisse bestehen, welche die Bildung der allgemeinen Profitrate verhindern (Kapital, III 1, S. 292). Nur in dieser Periode der einfachen Warenproduktion ist der Austausch der Waren zu ihren (Markt-)Werten keine bloß theoretische Annahme, sondern ein tatsächlicher Vorgang in dem Sinne, daß die täglichen Schwankungen der Marktpreise sich um die Werte als Gravitationszentrum drehen (Kapital, III 1, S. 157).

2. In der kapitalistischen Warenproduktion dagegen modifiziert sich die bisherige Funktion der Werte im Austausch: die Waren

tauschen sich nun zu Produktionspreisen aus, die von den Werten quantitativ verschieden sind, wobei die Werte nur noch die Funktion des theoretischen Prius für die Ableitung der Produktionspreise erfüllen. Die Produktionspreise sind der Regulator des Produktionsumfangs im Kapitalismus, sie entscheiden über die Kapitalwanderungen, d. h. über die beständige Zufuhr und Entziehung von Kapital in den einzelnen Produktionssphären, also über die Verteilung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals, sie und nicht die Werte sind daher auch für die Proportionalität oder Disproportionalität dieser Verteilung verantwortlich. Während jedoch die bürgerliche Ökonomie die Produktionspreise als Tatsache hinnimmt, ohne weiter ihre Entstehung zu prüfen, weist Marx nach, daß die Produktionspreise selbst aus den Werten abgeleitet werden müssen, daß ohne eine solche Ableitung „die allgemeine Profitrate (und daher auch der Produktionspreis der Ware) eine sinn- und begrifflose Vorstellung bliebe" (Kapital, III 1, S. 136 und Mehrwert, II 1, S. 36/37). Um vom Durchschnittsprofit sprechen zu können, muß man die Komponenten kennen, aus welchen der Durchschnitt berechnet wird. „Ohne diese ist der Durchschnittsprofit Durchschnitt von nichts, bloßes Hirngespinst. Nur noch in diesem Sinne beherrscht das Wertgesetz (die) Bewegung der Warenpreise im Kapitalismus" (Kapital, III 1, S. 156, Mehrwert, III, S. 91/92). Das hindert aber nicht, daß in den einzelnen Produktionssphären nicht die Werte, sondern die Produktionspreise das Zentrum bilden, um welches die täglichen Marktpreise oszillieren[1]) und „wozu sie sich in bestimmten Perioden ausgleichen" (Kapital, III 1, S. 158), daß ferner die Produktionspreise und nicht die Werte die Produktion, ihren Umfang und die Kapitalverteilung regulieren, also gerade diejenigen Momente bestimmen, die für das Verständnis der Krisen — soweit sie auf die Disproportionalität der Kapitalverteilung zurückzuführen sind — von ausschlaggebender Bedeutung sind[2]).

---

[1]) Es ist somit unrichtig, wenn K. Diehl, scheinbar Marx entgegenkommend, zwar die Inkongruenz der Preise und der Werte einzelner Waren innerhalb der Marxschen Theorie als berechtigt und notwendig anerkennt, dann aber behauptet: „Für die durchschnittlichen Marktpreise nimmt Marx entschieden den Arbeitswert als das Gravitationszentrum an." (K. Diehl, Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von K. Marx, Jena 1898, S. 6 und ebenso noch in der 3. Ausgabe von „Sozialwissenschaftl. Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen d. Volkswirtschaft, 1921, Bd. I. 96.)

[2]) „Der ganze kapitalistische Produktionsprozeß ist reguliert durch die Preise der Produkte. Aber die regulierenden Produktionspreise sind selbst wieder reguliert durch die Ausgleichung der Profitrate und die ihr

Wir sehen, der Verkauf der Waren zu ihren Werten gilt nicht für die kapitalistische Wirklichkeit. „Der Austausch von Waren zu ihren Werten . . ." sagt Marx, „erfordert also eine viel niedrigere Stufe als der Austausch zu Produktionspreisen, wozu eine bestimmte Höhe kapitalistischer Entwicklung nötig ist" (Kapital, III 1, S. 156). Die Ausgleichung verschiedener Profitraten einzelner Industriesphären (daher auch die Herausbildung der Produktionspreise) gelingt dem Kapital um so mehr, „je höher die kapitalistische Entwicklung in einer gegebenen nationalen Gesellschaft ist" (Kapital, III 1, S. 176 und III 1, S. 159).

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Beweisführung R. Luxemburgs und ihrer Anhänger, aber ebenso auch Hilferdings und Otto Bauers von vornherein verfehlt sein mußte, da sie es unternahmen, die Krisengesetzmäßigkeit des Kapitalismus an einem Schema zu demonstrieren (oder zu negieren), das nur den Verkauf von Waren zu ihren Werten kennt, also nach Marx Ausdruck einer „niedrigeren Stufe" der Entwicklung, nämlich der vorkapitalistischen Warenproduktion, ist. Damit ignorierten sie das für den entwickelten Kapitalismus maßgebende Produktionspreisschema, also gerade alle jene Momente, wie Produktionspreise und Durchschnittsprofit, die für die Proportionalität oder Disproportionalität der Kapitalverteilung im entwickelten Kapitalismus entscheidend sind. Die wirklichen, den ganzen Mechanismus regulierenden Kategorien werden vernachlässigt; berücksichtigt werden dagegen Kategorien, die unwirklich sind (Verschiedenheit der Profitraten) und die — wenn sie verwirklicht wären — „das ganze System der kapitalistischen Produktion aufheben" müßten!

Das Unzureichende eines solchen Verfahrens ist klar. Soll der früher geschilderte Gegensatz zwischen der Werttheorie und den „tatsächlichen Erscheinungen der Produktion", zwischen dem Wertschema und der kapitalistischen Wirklichkeit beseitigt werden, dann darf man in der Analyse des kapitalistischen Reproduktionsprozesses nicht bei dem Wertschema mit seinen verschiedenen Profitraten stehen bleiben, dann muß man es tatsächlich nur als ein „theoretisches Prius" betrachten, d. h. die Werttheorie, also auch das Wertschema nur als den Ausgangspunkt einer Analyse nehmen, von dem aus mit Hilfe einer Reihe von Mittelgliedern die Brücke zu finden ist,

entsprechende Verteilung des Kapitals in den verschiedenen gesellschaftlichen Produktionssphären. Der Profit erscheint hier also als Hauptfaktor, nicht der Verteilung der Produkte, sondern ihrer Produktion selbst" (Kapital, III 2, S. 419).

die zu den tatsächlichen Erscheinungen, zu den Produktionspreisen und zur allgemeinen Profitrate, führt. Kurz, das Wertschema muß in einer mehrstufigen und schrittweisen Annäherung in ein Produktionspreisschema verwandelt werden. „Es ist klar, daß die Darstellung, Verwirklichung, Herstellung der allgemeinen Profitrate die Verwandlung der Werte in von ihnen verschiedene Produktionspreise ernötigt" (Mehrwert, II 1, S. 161).

Wohl beginnt Marx im II. Band des „Kapital" seine Analyse der Krisenproblematik an einem Wertschema. Aber seine Beweisführung auf dieser von der Wirklichkeit entfernten und zunächst mit ihr im Widerspruch sich befindenden Abstraktionsstufe ist nicht und kann nicht definitiv sein. Sie hat einen bloß vorläufigen Charakter und wird durch die Lehre des III. Bandes des „Kapital", durch die Lehre von der Transformation der Werte in Produktionspreise, vervollständigt. Das Wertschema bildet in der Marxschen Analyse lediglich die Keimform, die erste Etappe im Annäherungsverfahren, die erst durch eine Reihe von Metamorphosen zur Preisform heranreifen muß!

Das Marxsche Wertschema beschränkt die Analyse lediglich auf die Wert- und Mehrwertschöpfung als Ganzes, d. h. in der Form, wie sie aus dem Produktionsprozeß hervorgehen, wobei zunächst von der Konkurrenz und von den Einflüssen der Zirkulationssphäre auf die Verteilung dieses Mehrwerts abgesehen wird. Nachträglich müssen jedoch die ausgeschiedenen Elemente berücksichtigt werden und daher die Analyse der Schöpfung des Mehrwerts im Produktionsprozeß durch die Analyse seiner vermittels der Konkurrenz erfolgenden Verteilung im Zirkulationsprozeß ergänzt werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich für die Krisenproblematik — soweit sie die gegenseitigen Abhängigkeits- und Proportionalitätsverhältnisse der einzelnen Produktionssphären betrifft — der folgende Schluß, der zugleich auch den einzuschlagenden Forschungsweg anzeigt.

Soll die Analyse der Krisengesetzmäßigkeit für die kapitalistische Realität beweiskräftig sein, dann darf sie sich unmöglich auf das Wertschema, auf die erste Etappe im Annäherungsverfahren, beschränken, sondern muß vielmehr für alle seine Etappen erfolgen und auch an einem Produktionspreisschema nachgewiesen werden.

V. Die Krisenproblematik und die Lehren des III. Bandes des Marxschen „Kapital".

Das soeben formulierte Forschungsprogramm steht indes in eklatantem Gegensatz zur tatsächlichen Geschichte der Krisenproblematik im marxistischen Lager. „In der politischen Ökonomie" — sagt Marx — „ist die gedankenlose Tradition mächtiger als in jeder anderen Wissenschaft" (Mehrwert, III, S. 387). Wir werden sehen, daß dies nicht bloß für die bürgerliche Ökonomie allein, sondern ebenso auch von der politischen Ökonomie mancher Marx-Epigonen gilt. Zunächst wurde die Bedeutung der im II. Band des „Kapital" entwickelten Reproduktionsschemata für die Krisenproblematik überhaupt nicht erkannt. In einer 1886 in der „Neuen Zeit" erschienenen Besprechung des II. Bandes des „Kapital" führt K. Kautsky die Gründe an, warum nach seiner Meinung dieser Band für die Arbeiterklasse geringeres Interesse habe als der erste. Für sie sei nur die Produktion des Mehrwerts in der Fabrik von Wichtigkeit. Die weitere Frage, wie dieser Mehrwert realisiert wird, interessiere mehr die Kapitalisten als die Arbeiterklasse. Und dasselbe Urteil, zum Teil sogar mit denselben Worten, wiederholt kritiklos 10 Jahre später (1895) Ed. Bernstein, anläßlich des Erscheinens des III. „Kapital"-Bandes in einem Überblick über das ganze nun zum Abschluß gelangte Marxsche Hauptwerk. Die Praktiker der Bewegung haben oft nur den ersten Band gelesen, die weiteren Bände durch Jahrzehnte überhaupt nicht in der Hand gehabt. „Da Du im Loch Kapital II und III ochsen willst", schreibt F. Engels noch am 16. III. 1895 an Viktor Adler nach Wien, „so will ich Dir zur Erleichterung einige Winke geben." Mit Recht spricht daher Hilferding von den bis zum Erscheinen des Buches von Tugan-Baranowsky, 1901, „unbeachteten Analysen des II. Bandes" (Finanzkapital, Wien, 1910, S. 303) und fügt dann hinzu: „Es ist das Verdienst Tugan-Baranowskys, auf die Bedeutung dieser Untersuchungen für das Krisenproblem in seinen bekannten „Studien . . ." hingewiesen zu haben. Merkwürdig ist nur, daß es erst eines solchen Hinweises bedurfte" (ebda, S. 304).

Mit der Wendung, die seit dem Erscheinen des Tuganschen Buches eintrat, fiel man in das entgegengesetzte Extrem. Wurde bis dahin die Bedeutung des Reproduktionsschemas für das Krisenproblem überhaupt nicht gesehen, so beginnt man es nun

— wie ich an anderer Stelle gezeigt habe[1]) —, in überschwenglichster Weise zu verherrlichen, man schreibt ihm eine „objektive, gesellschaftliche Existenz" zu und erblickt in ihm ein exaktes Abbild des kapitalistischen Reproduktionsprozesses, so daß aus den Verhältnissen des Reproduktionsschemas unmittelbar Schlußfolgerungen über die Vorgänge in der kapitalistischen Wirklichkeit gezogen werden! So sagt z. B. Rosa Luxemburg: „Wir haben uns zu fragen, welche Bedeutung das analysierte Schema des Reproduktionsprozesses für die Wirklichkeit hat" (Akkumulation des Kapitals., S. 76). Ihre Antwort geht dahin, daß die exakten Proportionen des Marxschen Schemas die „allgemeine absolute Grundlage der gesellschaftlichen Reproduktion" bilden, und zwar sowohl für die kapitalistische, als auch für die sozialistische, überhaupt jede planmäßige Produktion! (l. c. S. 56, 75, 103.) In einer planmäßig geleiteten sozialistischen Wirtschaft würde die Produktion exakt den Schemaverhältnissen entsprechen. „In der kapitalistischen Wirtschaft", sagt Rosa Luxemburg weiter, „fehlt jede planmäßige Organisation des Gesamtprozesses. Deshalb (! H. G.) geht in ihr auch nichts so glatt nach der mathematischen Formel, wie es im Schema aussieht. Der Kreislauf der Reproduktion verläuft vielmehr unter ständigen Abweichungen von den Verhältnissen des Schemas" (l. c. S. 76). — „Bei all diesen Abweichungen jedoch stellt das Schema jenen gesellschaftlich notwendigen Durchschnitt dar, um den sich jene Bewegungen vollziehen und dem sie immer wieder zustreben, nachdem sie sich von ihm entfernt haben" (l. c. S. 77).

Nicht anders verhält sich die Sache bei Otto Bauer. Auch bei ihm stellt schon das Wertschema jenen ausgeglichenen Gleichgewichtszustand zwischen Kapitalakkumulation und Bevölkerung dar, um welchen der Kreislauf der wirklichen Reproduktion oszilliert. Die Wirklichkeit zeigt zwar ständige zyklische Abweichungen vom Gleichgewichtszustand des Wertschemas, indem der Produktionsapparat im Verhältnis zum Bevölkerungswachstum eine Überakkumulation oder Unterakkumulation aufweist. Zugleich aber besteht in der kapitalistischen Produktionsweise eine Tendenz, welche — wenn auch „durch Vermittlung großer Krisen" — „selbsttätig Überakkumulation und Unterakkumulation aufhebt, die Akkumu-

[1]) Die Goldproduktion im Reproduktionsschema von Marx und Rosa Luxemburg. l. c. S. 153ff.

lation des Kapitals immer wieder dem Wachstum der Bevölkerung anpaßt" (Neue Zeit, 1913, Bd. I, S. 872), d. h., daß die wirkliche Bewegung jenem theoretisch errechneten Gleichgewichtszustand, welcher durch das Wertschema repräsentiert wird, zustrebt.

Im frappanten Gegensatz zu der oben entwickelten Lehre Marxens von der regulierenden Funktion des Durchschnittsprofits und der Produktionspreise, im Gegensatz zur Lehre, daß nicht Werte, sondern erst ihre verwandelte Form, die Produktionspreise, das Gravitationszentrum für die Schwankungen der Marktpreise bilden, schreiben R. Luxemburg und O. Bauer diese Funktion den Werten zu. Die Verhältnisse des Wertschemas sind bei beiden nicht nur die erste Etappe im Annäherungsverfahren wie bei Marx, sondern sie spiegeln unmittelbar die Wirklichkeit wider.

Aus dieser Divergenz in der Auffassung des Wertschemas bei Marx einerseits und R. Luxemburg und O. Bauer andererseits ergeben sich auch die weiteren Konsequenzen für die Analyse der Krisenproblematik. Das im II. Band des „Kapital" entwickelte Reproduktionsschema mit seinen Werten und verschiedenen — mangels Konkurrenz nicht ausgeglichenen — Profitraten entspricht nicht der Wirklichkeit. Soll die Werttheorie den wirklichen Erscheinungen nicht widersprechen, sondern sie erklären, dann müssen die Werte — im Einklang mit der Marxschen Lehre des III. Bandes des „Kapital" — mit Hilfe der Konkurrenz in konkretere Produktionspreise umgewandelt, d. h. „eine Masse von Mittelgliedern" entwickelt werden, die zur allgemeinen Profitrate, schließlich zu den empirisch gegebenen Profitformen (Zins, Grundrente, Handelsgewinn) führen. Indem R. Luxemburg und O. Bauer der methodologischen, vorläufigen Marxschen Annahme, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden, Wirklichkeitsgeltung zuerkennen, daher das Wertschema als Widerspiegelung der Wirklichkeit betrachten, schalten sie damit von vornherein aus dem Kreis ihrer Problematik die Notwendigkeit der Umwandlung der Werte in Produktionspreise und weiter in merkantile Preise aus. Sie verzichten auf die Methode der fortschreitenden Konkretisierung der im Schema dargestellten Verhältnisse, auf die Methode zunehmender Genauigkeit des Reproduktionsschemas. Man braucht sich nicht erst stufenweise der Erfassung der Wirklichkeit zu nähern, nachdem doch, nach R. Luxemburg und O. Bauer, das Schema bereits die Wirklichkeit widerspiegelt!

Es ist somit nur die logische Konsequenz dieses verhängnisvollen Fehlers, daß für R. Luxemburg und O. Bauer nicht nur das Problem der Wert-Preis-Transformation, sondern auch das damit verknüpfte Problem der allgemeinen Profitrate, sowie das Problem der Verwandlung des Mehrwerts in seine besonderen Profitformen (Handelsgewinn, Zins usw.), also die ganze Lehre des III. Bandes des Marxschen „Kapital" nicht existiert! Sie bleiben innerhalb der „Keimform" des Wertschemas, bei der von der Wirklichkeit entfernten Abstraktionsstufe, stehen, ohne die „Metamorphosen", d. h. den Weg, der zur Annäherung an die konkrete kapitalistische Wirklichkeit führt, zu betreten. Daß infolge dieser fatalen Verkennung der Marxschen Methodik der Zusammenhang des Problems der Wert-Preis-Transformation mit dem Krisenproblem nicht gesehen und nicht behandelt wird, ist nach dem Gesagten selbstverständlich.

Worin besteht nun dieser Zusammenhang und die spezifische Funktion der Preisrechnung? Um dies zu zeigen, wenden wir uns an die Problemstellung, wie sie sich bei R. Luxemburg vorfindet. Durch ihre kritische Analyse des Marxschen Reproduktionsschemas gelangte sie nämlich zum Ergebnis, daß innerhalb eines solchen Schemas — soweit in dessen beiden Abteilungen verschiedene organische Zusammensetzung des Kapitals besteht — ein restloser Absatz der Waren, somit ein Gleichgewicht, nicht möglich sei, weil „mit jedem Jahre . . . ein wachsender Überschuß an Konsumtionsmitteln entstehen muß" (l. c., S. 306). „Dieser unabsetzbare Mehrwertrest in der Abteilung II wird durch die Berücksichtigung der steigenden Produktivität der Arbeit noch verstärkt, weil diese . . . auf einen viel stärkeren Überschuß unabsetzbarer Konsumtionsmittel hinweist, als dies aus der Wertsumme dieses Überschusses hervorgeht" (l. c., S. 308).

Unterstellen wir einmal, R. Luxemburg wäre dieser Nachweis gelungen. Was hätte sie damit bewiesen? Lediglich den Umstand, daß der „unabsetzbare Rest" in der Abteilung II innerhalb des Wertschemas entsteht, d. h. unter der Voraussetzung, daß die Waren zu ihren Werten ausgetauscht werden. Aber wir wissen, daß diese Voraussetzung der Wirklichkeit nicht entspricht. Im Wertschema, das der Analyse R. Luxemburgs zugrunde liegt, sind in den einzelnen Produktionsabteilungen verschiedene Profitraten, die mangels der Konkurrenz nicht zur Durchschnittsrate ausgeglichen werden. Auch dies widerspricht der Wirklichkeit, wo infolge der Konkurrenz eine Tendenz zur Ausgleichung verschiedener Profitraten zur all-

gemeinen Profitrate besteht. Welche Beweiskraft für die Wirklichkeit haben somit die Schlußfolgerungen R. Luxemburgs — der Nachweis eines unabsetzbaren Konsumtionsrestes —, die aus einem Schema abgeleitet werden, dem keine Wirklichkeitsgeltung zukommt? Da infolge der Konkurrenz die Umwandlung der Werte in Produktionspreise und dadurch eine Neuverteilung des Mehrwerts unter die einzelnen Industriezweige im Schema stattfindet, wodurch notwendigerweise auch eine Änderung der bisherigen Proportionalitätsverhältnisse der einzelnen Sphären des Schemas erfolgt, so ist es durchaus möglich und wahrscheinlich, daß ein „Konsumtionsrest" im Wertschema nachher im Produktionspreisschema verschwindet und umgekehrt, daß ein ursprüngliches Gleichgewicht des Wertschemas sich nachher im Produktionspreisschema in eine Disproportionalität verwandelt. Die Mangelhaftigkeit der Beweisführung, die sich lediglich auf die Analyse des Wertschemas beschränkt und mit Werten und verschiedenen Profitraten, statt mit Produktionspreisen und der allgemeinen Profitrate operiert, ist evident. Sagt doch R. Luxemburg selbst: „Das gesellschaftliche Gesamtkapital mit seinem Gegenstück, dem gesellschaftlichen Gesamtmehrwert, sind also nicht bloß reale Größen von objektiver Evidenz, sondern ihr Verhältnis, der Durchschnittsprofit, leitet und lenkt — vermittels des Mechanismus des Wertgesetzes — den ganzen Austausch, nämlich die quantitativen Austauschverhältnisse der einzelnen Waren unabhängig von ihren besonderen Wertverhältnissen." Die Durchschnittsprofitrate ist nämlich die leitende Macht, „die tatsächlich jedes Privatkapital nur als Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals behandelt, ihm den Profit als einen ihm nach Größe zukommenden Teil des in der Gesellschaft herausgepreßten Gesamtmehrwertes ohne Rücksicht auf das von ihm tatsächlich erzielte Quantum zuweist" (l. c., S. 50).

Nach dieser Darstellung R. Luxemburgs lenkt der Durchschnittsprofit den ganzen Warenaustausch. Trotzdem prüft sie die Frage, ob ein restloser Austausch möglich ist, an einem Schema, das keinen Durchschnittsprofit kennt. Kann man sich einen größeren Widerspruch vorstellen? Wenn weiter, wie R. Luxemburg feststellt, die Austauschverhältnisse einzelner Waren in der konkreten Wirklichkeit „unabhängig von ihren besonderen Wertverhältnissen" stattfinden, wenn jedes Kapital nicht das von ihm selbst erzeugte Quantum Mehrwert realisiert, sondern bloß den zu seiner Größe pro-

portionalen Durchschnittsprofit erhält, so gibt doch R. Luxemburg damit indirekt zu, daß ihre Theorie von der Notwendigkeit der Realisierung des Mehrwerts falsch ist, so gibt sie indirekt zu, daß die Waren sich nicht zu ihren Werten, sondern zu Preisen, nämlich zu Produktionspreisen, austauschen, die von den Werten dauernd abweichen, da es nach Marx „die Durchschnittsrate des Profits ist, die allein die Produktionspreise herstellt" (Mehrwert II 1, S. 78). Sind ja im Marxschen System gleicher Durchschnittsprofit und von den Werten abweichende Produktionspreise korrelative Begriffe! Es ist daher ein offenbarer logischer Widerspruch, wenn R. Luxemburg aus ihrer eigenen Feststellung des empirischen Faktums des Durchschnittsprofits und seiner zentralen leitenden Rolle für den weiteren Gang ihrer Analyse keine Konsequenzen zieht, daß sie zwar die Existenz der Durchschnittsprofitrate anerkennt, gleichwohl aber an der Vorstellung festhält, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden! Die oben angeführte Stelle ihres Buches ist auch die einzige, wo sie vom Durchschnittsprofit und in verhüllter Weise von den Produktionspreisen spricht. Nirgends aber wird diese Erkenntnis für die Analyse des Krisenproblems verwertet.

R. Luxemburg hatte offenbar selbst das Gefühl, daß das Wertschema eine wirklichkeitsferne Konstruktion ist, wenn sie in ihrer „Antikritik" vom III. Bande des „Kapital" und dessen Verhältnis zur Wertlehre des I. Bandes sagt: „Denn hier steht im Mittelpunkt als eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen ökonomischen Theorie die Lehre von dem Durchschnittsprofit. Dies gibt der Werttheorie des ersten Bandes erst realen Sinn." (S. 38.)

Sie stellt somit selbst fest, daß nicht die Wertlehre des I. Bandes, sondern erst die „Produktionspreise" und der Durchschnittsprofit des III. Bandes einen „realen Sinn" haben. Aber in ihrem Buche über die „Akkumulation" und in ihrer „Antikritik" werden die Produktionspreise nicht einmal erwähnt und es wird an der falschen Voraussetzung festgehalten, daß der Austausch der Waren zwischen I (v + m) und IIc zu ihren Werten keine bloß methodologische Annahme, sondern in der kapitalistischen Wirklichkeit ein tatsächlicher Vorgang ist! So sagt sie z. B., daß der Lebensmittelbedarf für die Abteilung I des Schemas, durch das variable Kapital und den Mehrwert dieser Abteilung ausgedrückt, aus dem Produkt der Abteilung II „doch nur im Austausch gegen die gleiche Wertmenge des Produkts I erhältlich" ist. (Akkumulation, S. 100, 311.) Noch in ihrem letzten posthum erschienenen Werke behauptet sie: „Alle Waren tauschen

sich gegeneinander nach ihrem Wert" (Einführung in die Nationalökonomie, Berlin 1925, S. 239)[1]). Diese in sich widerspruchsvolle Stellungnahme R. Luxemburgs, durch welche sie in die schlimmsten Irrtümer des Vulgärsozialismus verfällt, ist kein Zufall. Sie entspringt aus ihrer falschen Vorstellung von der ein für allemal durch die Naturgestalt des Mehrwerts bereits gegebenen Funktionsbestimmung desselben, entweder als Produktionsmittel innerhalb der Abteilung I oder als Konsumtionsmittel innerhalb der Abteilung II zu wirken. Aus dieser funktionellen Vorausbestimmung ergibt sich für R. Luxemburg, daß irgendwelche Verschiebungen des Mehrwerts (oder eines Teiles desselben) aus der Abteilung II in die Abteilung I unmöglich ist. Eine solche Übertragung des Mehrwerts scheitert nach R. Luxemburg noch aus einem zweiten Grund, nämlich an der Gleichwertigkeit der Austauschverhältnisse zwischen beiden Abteilungen (Die Akkumulation, S. 311).

Mit dieser Behauptung gelangt R. Luxemburg notwendig zur Negation des ganzen Inhalts des III. Bandes des „Kapital" und speziell der dort entwickelten Lehre von den Produktionspreisen und von der Herausbildung einer gleichen Profitrate. Ihr Wortzugeständnis, daß im Mittelpunkt des III. Bandes die Lehre von dem Durchschnittsprofit, „eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen Theorie", steht, kann den wahren Sachverhalt, daß sie die Lehre vom Durchschnittsprofit preisgegeben hat, nicht verschleiern; vielmehr wird diese Preisgabe noch dadurch unterstrichen, daß R. Luxemburg den einzigen Weg, auf welchem sich ein gleicher Durchschnittsprofit herausbilden kann, als unmöglich bezeichnet. Vergegenwärtigen wir uns den Sachverhalt an dem Marxschen Schema der einfachen Reproduktion:

$$\begin{aligned} \text{I}\quad & 4000c + 1000v + 1000m = 6000 \quad && \text{Profitrate} = 20\% \\ \text{II}\quad & 2000c + 1000v + 1000m = 4000 \quad && \text{Profitrate} = 33\% \end{aligned}$$

Wir sehen, hält man an dem Wertschema, an dem Austausch von Äquivalenten fest, also daran, daß 1000v + 1000m der Abteilung I sich gleichwertig gegen 2000c der Abteilung II austauschen, dann fällt die Marxsche Lehre von den Produktionspreisen unter den Tisch, dann müssen in beiden Abteilungen verschiedene Profitraten bestehen. Die Profitrate der Abteilung I beträgt 20%, die der Abteilung II

[1]) Ähnlich sagt auch E. Heimann: „Auf dem Markte tauschen sich Warenmengen gleichen Wertes." (Mehrwert und Gemeinwirtschaft, Berlin 1922, S. 10.)

33%. Wie kann sich in den beiden Abteilungen des Marxschen Schemas eine gleiche Profitrate — im gegebenen Fall eine Profitrate von 25% — herausbilden? Es erscheint der Hinweis fast banal, daß dies nur im Wege der Herausbildung von Produktionspreisen möglich ist, also durch den Umstand, daß die an die Abteilung II abzutretenden Waren der Abteilung I über ihren Werten, dagegen die Waren der Abteilung II, soweit sie an Abteilung I gelangen, unter ihren Werten verkauft werden. Nur dadurch, daß die Abteilung I für ihre (v + m) = 2000 Werteinheiten von der Abteilung II mehr bekommt, nämlich 2250 Werteinheiten, kann in beiden Abteilungen die gleiche Profitrate entstehen. Auf diese Weise wird ein Teil des Mehrwerts der Abteilung II in die Abteilung I im Wege des Austausches übertragen. Nur dadurch kann in der Abteilung I ein gegenüber dem ursprünglich erzielten Mehrwert (= 1000m) größerer Profit, (nämlich 1250) erworben werden, was bei dem ausgelegten Kapital von 5000C eine Profitrate von 25% ausmacht. In der Abteilung II bleibt statt des ursprünglichen Mehrwerts (= 1000m) bloß ein Profit von 750, was beim vorgeschossenen Kapital von 3000C eine Profitrate von gleichfalls 25% ergibt.

Daß durch die Tendenz zur Nivellierung der Profitraten, durch die Tatsache der Übertragung eines Teiles des Mehrwertes aus der Abteilung II in die Abteilung I die Lehre R. Luxemburgs vom „unabsetzbaren Konsumtionsrest" in der Abteilung II in ihren Grundlagen erschüttert wird, ist nach dem Gesagten ohne weiteres klar, und ihre „unerschütterliche Position" (Sternberg) erweist sich als eine Seifenblase, die bei der Berührung mit der Wirklichkeit sofort platzt. Wollte R. Luxemburg ihren Gedanken vom unabsetzbaren Konsumtionsrest tatsächlich beweisen, dann hätte sie diesen Nachweis nicht bloß auf der Basis des Wertschemas, sondern weiter auch innerhalb des Produktionspreisschemas führen und zeigen müssen, daß ein solcher unabsetzbarer Rest sich auch nach Herausbildung der Durchschnittsprofitrate notwendig ergeben muß[1]). Einen solchen Nachweis hat sie aber nicht geführt und nicht einmal zu führen versucht.

---

[1]) In dem bekannten Reproduktionsschema Otto Bauers werden im ersten Produktionsjahr in jeder Abteilung aus dem Mehrwert 10000 c und 2500 v für Akkumulationszwecke bereitgestellt. Die faktische Akkumulation ist eine andere. Sie beträgt nämlich in der Abt. I mehr, und zwar 14666 c und 3667 v, dagegen in der Abt. II weniger, und zwar bloß 5334 c und 1333 v. Das besagt, daß Bauer einen Teil des zur Akkumulation in Abt. II bestimmten Mehrwerts in die Abt. I verschoben hat, ohne jedoch irgendeinen wissenschaftlich plausiblen Grund zur Rechtfertigung einer solchen Verschiebung angeben zu können. Der Rettungsversuch Helene Bauers, ihr Hinweis, daß

Die Tendenz zur Nivellierung der Profitrate in verschiedenen Produktionszweigen ist eine durch die Erfahrung bestätigte Beobachtung, die während eines ganzen Jahrhunderts von Theoretikern verschiedener wissenschaftlicher Richtungen gleichermaßen anerkannt wurde. Als Tatsache wurde sie bereits von Ricardo und Malthus gesehen. Auch Marx spricht von ihr als von einem „empirisch gegebenen Faktum" (Kapital, III 1, S. 350), als von einer „praktischen Tatsache" (ebenda, S. 149). „Die Beobachtung der Konkurrenz — der Phänomene der Produktion — zeigt, daß Kapitalien von gleicher Größe im Durchschnitt gleich viel Profit liefern" (Mehrwert III, 73). Diese Nivellierungstendenz ist auch von neueren Theoretikern, z. B. von Böhm-Bawerk und anderen, für den konkurrenzbedingten Kapitalismus nicht bestritten worden[1]).

Nur in der Art der Erklärung dieser Tatsache schieden sich die Richtungen und an der Schwierigkeit dieser Erklärung scheiterte speziell die nachricardosche Schule, weil sie es nicht verstand, die Tatsache der gleichen Profitrate mit der Theorie des Arbeitswertes in Einklang zu bringen. Hier war der Punkt, wo die historische

---

eine solche Verschiebung im Kreditwege erfolge, muß als eine naive Ausflucht betrachtet werden. Die Verschiebungen im Kreditwege — mögen sie in der Wirklichkeit eine große Rolle spielen — sind bei der theoretischen Analyse des Reproduktionsprozesses unzulässig. Gehört ja doch zu den vielen vereinfachenden Voraussetzungen des Marxschen Reproduktionsschemas auch die methodologische Annahme, daß vom Kredit abstrahiert wird. Die Aufgabe des Schemas besteht doch gerade darin, die Austauschbeziehungen zwischen seinen beiden Abteilungen aufzuzeigen und zu prüfen, ob ein restloser Absatz möglich sei. Nachdem man bei der Problemlösung in Schwierigkeiten geraten ist, ist es unzulässig, die ursprünglich gemachten Voraussetzungen nachträglich zu ändern. So konnte Fr. Sternberg einen allzu leichten Triumph über Bauer davontragen. Bildete indes für O. Bauer die Verschiebung eines Teils des Mehrwerts aus II nach I eine nicht zu erklärende Schwierigkeit, an der er gestolpert ist, so ist sie vom Standpunkt der im Text vertretenen Auffassung nicht nur zulässig und gerechtfertigt, sondern notwendig. Man übersah in der bisherigen Diskussion den Umstand, daß in den Abteilungen des Bauerschen Schemas verschiedene Profitraten bestehen. (In Abt. I p = 29,4%, in Abt. IIp = 38,4%.) Soll eine gleiche, d. h. eine Durchschnittsprofitrate von 33,3% hergestellt werden, dann müssen aus Abt. II nicht bloß (wie bei O. Bauer) 5833, nämlich 4666 c und 1167 v, sondern sogar 6667 aus Abt. II in Abt. I übertragen werden. Und diese Übertragung erfolgt im Wege des Austausches! Allerdings eines ungleichen Austausches, bei dem die Waren beider Abteilungen nicht zu ihren Werten, sondern zu Produktionspreisen ausgetauscht werden.

[1]) So spricht Böhm-Bawerk von der „als Erfahrungstatsache unzweifelhaft feststehenden Annahme, daß eine Nivellierung der Kapitalgewinne stattfindet". (Kapital und Kapitalzins, 3. Aufl. 1914, I. S. 537.) — Ebenso S. Budge: „Die Erfahrung lehrt, daß die Profitraten . . . dahin tendieren, sich auszugleichen, daß sie mithin in dem fingierten Gleichgewichtszustand des Wirtschaftsgetriebes, der „Statik" der Wirtschaft ausgeglichen sind." (Der Kapitalprofit, Jena 1920, S. 6.)

Großtat Marxens einsetzte. Er hat es verstanden, durch seine Lehre von der Divergenz zwischen den Produktionspreisen und den Werten die Tatsache der gleichen Profitrate, die prima facie dem Arbeitswertgesetz widerspricht, aus diesem Wertgesetz zu erklären. Indem R. Luxemburg aller Erfahrung zum Trotz die Möglichkeit der Übertragung eines Teiles des Mehrwerts aus Abteilung II in Abteilung I, also die Möglichkeit der Bildung der Produktionspreise, negiert und daran festhält, daß der Austausch der Waren in den einzelnen Sphären zu ihren Werten erfolgt, vermag sie nicht vom Boden der Arbeitswertlehre aus die Durchschnittsprofitrate zu erklären; obwohl sie starr an der Wertlehre festhält, gibt sie hier tatsächlich die Grundlage des Marxschen theoretischen Systems preis. Denn unter der Voraussetzung, daß die Waren zwischen den verschiedenen Produktionssphären sich gleichwertig austauschen, ist die Tatsache der gleichen Profitrate nicht zu erklären. Statt also jene falsche Voraussetzung vom „gleichwertigen Austausch" zwischen beiden Schemaabteilungen, sowie ferner von der Unmöglichkeit der Mehrwertübertragung aus Abteilung II in Abteilung I fallen zu lassen, um die Tatsachen erklären zu können, opfert R. Luxemburg eher die Tatsachen und zieht es vor, an jener falschen Voraussetzung vom „gleichwertigen" Warenaustausch festzuhalten! Mit einem Federstrich wird so die ganze Marxsche Lehre vom gleichen Durchschnittsprofit, nach R. Luxemburg selbst „eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen ökonomischen Theorie", einfach aus der Welt geschafft.

VI. Statt Fortentwicklung über Marx hinaus — Rückentwicklung zu Ricardo zurück.

Was wir oben von der Aufrollung der Krisenproblematik durch R. Luxemburg gesagt haben, das gilt wörtlich in bezug auf alle marxistischen Theoretiker, die sich mit dem Krisen- und Akkumulationsproblem beschäftigt haben. Wie seltsam das auch klingen mag, es ist dennoch eine Tatsache, daß in der ganzen bisherigen, mit dem Buche Tugan-Baranowskys 1901 eröffneten, nunmehr 30jährigen Diskussion über die Möglichkeit eines störungslosen Verlaufs des kapitalistischen Produktionsprozesses das eigentliche Problem — die Krisenproblematik auf allen Stufen des Annäherungsverfahrens nachzuweisen — von niemandem auch nur gestellt wurde. Ob es sich um die Neo-Harmoniker Kautsky, Hilferding und Otto Bauer oder um Rosa Luxemburg und ihre Anhänger, oder endlich um Bucharin und andere Theoretiker des Kommunismus handelt — sie alle haben das

Problem nur an seiner Schwelle, an Hand des Wertschemas, das Werte, Mehrwerte und verschiedene Profitraten kennt, behandelt, statt ihre Analyse und Schlußfolgerungen weiter auch auf Grundlage eines Produktionspreisschemas zu erhärten, eines Schemas also, das die regulierenden Kategorien der Produktionspreise, der Konkurrenz und der allgemeinen Profitrate zeigt. Ganz unabhängig davon, ob man sich für die Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit der Krisen im Kapitalismus ausspricht oder, wie die Neo-Harmoniker es tun, die Möglichkeit eines krisenlosen Verlaufs behauptet, ist es klar, daß die aus einem Wertschema gezogenen Schlußfolgerungen voreilig und nicht beweiskräftig sind. Wie könnte uns denn auch die Analyse eines Wertschemas über die Notwendigkeit der Proportionalität oder der Disproportionalität des Warenaustausches im Kapitalismus belehren, wenn die im Wertschema so mühsam errechneten Proportionalitätsverhältnisse nachher durch die Tendenz zur Ausgleichung der Profitraten und die dadurch bewirkte Neuverteilung des Mehrwerts notwendig umgeworfen werden! Keiner von den genannten Theoretikern hat die Bedeutung und die Tragweite der Umwandlung der Werte in die Produktionspreise für die Krisenproblematik erkannt und auch nur mit einem einzigen Worte erwähnt, geschweige denn behandelt[1]).

Die bürgerliche Ökonomie hat die „praktische Tatsache" (Kapital, III 1, S. 149) der gleichen Profitrate seit Ricardo und Malthus ge-

[1]) Dies gilt auch von J. J. Rubin, der in seinem Buch „Skizzen zur Marxschen Werttheorie" (4. Aufl. Moskau 1929, russisch) zwar feststellt: „Die Theorie des Arbeitswertes und der Produktionspreise repräsentieren nicht Theorien für zwei verschiedene Wirtschaftstypen, sondern die Theorie ein- und derselben kapitalistischen Wirtschaft auf zwei Stufen wissenschaftlicher Abstraktion" (S. 217); dennoch behandelt er aber weder eingehender die Frage der Umwandlung der Werte in Produktionspreise, noch die sich daraus für die Krisenproblematik ergebenden Konsequenzen, obwohl nach R. die Produktionspreise eine konkretere Abstraktionsstufe als die Werte zu repräsentieren scheinen. — Dasselbe gilt auch von zahlreichen anderen Autoren wie K. Diehl (Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx, Jena 1898), Tugan-Baranowsky (Theoretische Grundlagen des Marxismus, Leipzig 1905, bes. S. 174ff.), v. Bortkiewicz („Wertrechnung und Preisrechnung", Archiv f. Sozialwiss. 1907 und „Zur Berichtigung der grundlegenden theoretischen Konstruktion von Marx im III. Band des „Kapital" in Conrads Jahrb. für Nationalök., 1907) und in neuester Zeit Hans Zeisl („Ein Einwand gegen die Marxsche Wertlehre", Der Kampf, Wien 1930) und Emil Walter („Liquidation der Arbeitswertlehre ?", ebenda). Sie alle stellen zwar das Problem der Wert- und Preisrechnung in das Zentrum ihres Interesses. Aber sie behandeln es ausschließlich unter dem Gesichtspunkte, inwieweit die Marxsche Ableitung der Produktionspreise aus den Werten richtig und mit den Grundlagen der Marxschen Wertlehre vereinbar ist. Keiner dieser Autoren hat jedoch die Bedeutung der Wert-Preis-Transformation für die Krisenproblematik erkannt.

sehen. Aber weder die Klassiker noch die nachricardosche Schule haben es verstanden, diese Tatsache in Übereinstimmung mit der Wertlehre zu bringen und sind in eine theoretische Sackgasse geraten, indem sie gezwungen waren, entweder die Theorie zugunsten der Tatsachen, oder die Tatsachen zugunsten der Theorie preiszugeben[1]). An diesem Widerspruch zwischen der Theorie und den Tatsachen, an der Unmöglichkeit, aus dem abstrakten Arbeitswertgesetz die allgemeine Profitrate ableiten zu können, ist die nachricardosche Schule schließlich zugrunde gegangen, und mit Recht gab Marx in seinem Epitaph als Auflösungsursache der Schule an: „Bildung der allgemeinen Profitrate . . . Unverstandenes Verhältnis zwischen Wert und Produktionspreis" (Mehrwert, III, S. 280). Speziell gegen Ricardo erhebt er den Vorwurf, daß dieser in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zwar eine allgemeine Profitrate „unterstellt", ohne indes zu „untersuchen, inwieweit ihre Existenz überhaupt der Bestimmung der Werte durch die Arbeitszeit entspricht", während doch faktisch „sie ihr prima facie widerspricht, ihre Existenz also erst durch eine Masse Mittelglieder zu entwickeln ist" (Mehrwert, II 1, S. 14). Deshalb betont Marx die „wissenschaftliche Unzulänglichkeit" der Methode Ricardos, die ihn „zu irrigen Resultaten führt" und darin besteht, daß Ricardo, „von der Bestimmung der Wertgrößen der Waren durch die Arbeitszeit ausgeht" und dann untersucht, ob die übrigen ökonomischen Verhältnisse und Kategorien den Werten entsprechen oder widersprechen. Die Unzulänglichkeit dieser Methode liege also darin, „daß sie notwendige Mittelglieder überspringt und in unmittelbarer Weise die Kongruenz der ökonomischen Kategorien untereinander nachzuweisen sucht" (Mehrwert, II 1, S. 2).

Indem Marx diese „Mittelglieder" rekonstruiert hat und durch seine Lehre von der Bildung der allgemeinen Profitrate sowie von der Verwandlung der Werte in Produktionspreise resp. merkantile Preise die Arbeitswertlehre in Einklang mit den Tatsachen gebracht hat, hat er die ökonomische Theorie über den Punkt fortentwickelt, an dem die nachricardosche Schule zugrunde gegangen ist.

---

[1]) Nach Marx bestand diese „Verwirrung der Theoretiker" darin, „daß . . . die bisherige Ökonomie entweder gewaltsam von den Unterschieden zwischen Mehrwert und Profit, Mehrwertsrate und Profitrate abstrahierte, um die Wertbestimmung als Grundlage festhalten zu können, oder aber mit dieser Wertbestimmung allen Grund und Boden wissenschaftlichen Verhaltens aufgab, um an jenen in der Erscheinung auffälligen Unterschieden festzuhalten" (Kapital, III 1, S. 147).

Und gerade dieses spezifische Ergebnis der theoretischen Forschung Marxens verschwindet aus der ganzen bisherigen Diskussion über das Krisen- und Akkumulationsproblem. Es existiert für R. Luxemburg ebensowenig wie für Otto Bauer, Hilferding oder Bucharin. Sie alle bleiben in ihrer Analyse in der von der Wirklichkeit entfernten Sphäre des Wertschemas stecken, ohne sich darum zu kümmern, daß dieses Schema nur die erste Annäherung an die Wirklichkeit, nicht aber diese Wirklichkeit selbst darstellt. Sie übersehen, daß dieses Schema ohne die weiteren „Mittelglieder" kein geeignetes Mittel für die Erforschung der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise und jener konkreten Formen ist, in welchen die Kapitale „in ihrer wirklichen Bewegung" sich gegenübertreten. Denn wie Engels richtig im Vorwort zum II. Bande des „Kapital" sagt, „sind die Untersuchungen dieses Buch II . . . nur Vordersätze zum Inhalt des Buch III, das die Schlußergebnisse der Marxschen Darstellung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses auf kapitalistischer Grundlage entwickelt" (Kapital, II, S. XXIII). Die im II. Bande des „Kapital" gegebene Darstellung des Reproduktionsprozesses auf Basis der Wertschemata enthält somit nur die Vordersätze einer Beweisführung, deren Schlußsätze erst im III. Bande des „Kapital", in der Lehre von der Umwandlung der Wertschemata in Produktionspreisschemata folgen. Erst durch diese Lehre wird die Marxsche Gedankenkette geschlossen und das Annäherungsverfahren, in dem es durch alle Stufen hindurch bei der konkreten Wirklichkeit angelangt ist, beendet. Es ist allerdings eine sonderbare Manier der bisherigen Marxdiskussion, sich nicht an die Totalität der Marxschen Beweisführung auf allen ihren Stufen, sondern bloß an die aus dieser geschlossenen Gedankenkette herausgerissenen „Vordersätze", d. h. an die Wertschemata zu halten. Anstatt, wie die genannten Theoretiker meinen, Marx fortzuentwickeln, kehren sie alle zu jenem Punkte zurück: „unverstandenes Verhältnis zwischen Wert und Produktionspreis", an dem die nachricardosche Schule um 1850 stehen geblieben und schließlich gescheitert ist.

Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur.

Von

Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.)

I.

Den Schwierigkeiten, die jeder geschichtlichen Bemühung entstehen, ist die Literaturgeschichte in ganz besonderer Weise ausgesetzt. Sie wird nicht nur von allen prinzipiellen Diskussionen über den begrifflichen Sinn und die materiale Struktur des Geschichtlichen mitgetroffen, sondern ihr Gegenstand unterliegt der Kompetenz besonders vieler wissenschaftlicher Disziplinen. Von den eigentlichen Hilfswissenschaften der Geschichte, welche quellenmäßige Sicherheit zu gewähren haben, ganz zu schweigen, treten mit Ansprüchen mannigfaltiger Art Philosophie, Ästhetik, Psychologie, Pädagogik, Philologie, ja sogar Statistik auf. In merkwürdigem Gegensatz zu dieser grundsätzlichen Situation steht im allgemeinen die tägliche Praxis. Es bedarf nicht vieler Worte, um auf das Ausmaß hinzuweisen, in dem die Literatur zum wissenschaftlichen Strandgut wird. Alle möglichen Instanzen, vom „naiven Leser" bis zum angeblich dazu berufenen Lehrer wagen in jeder nur denkbaren Beliebigkeit die Deutung des literarischen Werks. Die relativ große Kenntnis einer Sprache und die Entbehrlichkeit einer gelehrten Fachterminologie erscheinen häufig als zulängliche Voraussetzungen, Literaturgeschichte treiben zu dürfen. Aber auch die eigentliche akademische Literaturwissenschaft scheint keineswegs der Lage ihres Objekts Rechnung zu tragen. Die Tatsache, daß literaturgeschichtliche Arbeit nicht von vornherein eine einheitliche Bemühung, sondern eine zu organisierende wissenschaftliche Aufgabe darstellt, hat nicht etwa dazu geführt, daß ihre Forschungsmethoden sich folgerichtig aus der Komplexität ihres Gegenstandes entwickelt hätten. Damit sollen nicht alle einzelwissenschaftlichen Unternehmungen der modernen Literaturgeschichte getroffen werden, sondern hier, wo das Problem prinzipiell zum Gegenstand gemacht wird, werden auch nur die Prinzipien der Wissenschaft, so wie sie heute vorliegen, berücksichtigt.

Fast alle Gelehrten, die zu dem vor kurzem erschienenen Sammelband „Philosophie der Literaturwissenschaft"[1]) beigetragen

[1]) Herausgegeben von Emil Ermatinger, Berlin 1930.

haben, sind sich darüber einig, daß der „szientifische" Weg für die Literaturgeschichte nur in die Irre führe. Nicht nur, daß sie — und dies mit Recht — sich einig wären über die irrationalen Momente am Dichtwerk selbst, sie halten die rationale Methode diesem Gegenstand nicht für angemessen. Als „historischer Pragmatismus"[1]), als „historisierender Psychologismus"[2]), als „positivistische Methode"[3]) verfällt die im 19. Jahrhundert begründete Literaturwissenschaft einem richtenden Urteil. Gewiß entbehren Hettners oder Scherers Werke absoluter Gültigkeit, ja in dieser Wissenschaftler Intention selber hätte nichts weniger als das gelegen, aber alle Bemühungen um Literatur, die einen wissenschaftlichen Charakter aufweisen sollen, sind darauf angewiesen, an diejenigen positivistischen Methoden kritisch anzuschließen, die in den historischen Wissenschaften des 19. Jahrhunderts entdeckt worden sind und deren sie zunächst selbst nicht entraten können.

Isolierung und Simplifizierung des literarhistorischen Gegenstands vollziehen sich freilich in einem höchst sublimen Prozeß. Dichtung und Dichter werden aus den Verflechtungen des Geschichtlichen herausgenommen und zu einer wie immer gearteten Einheitlichkeit konstruiert, von der der Strom der Mannigfaltigkeit abfließt; sie gewinnen eine Würde, deren sich sonstige Erscheinungen nicht rühmen dürfen. „In der Literaturgeschichte sind Taten und Täter gegeben, in der Weltgeschichte nur mehr oder minder verfälschte Berichte über meist unreelle Geschäfte von selten personifizierbaren Firmen[4])." Diese Weihe kann eine historische Erscheinung nur dadurch gewinnen, daß sie als Erscheinung des Geistes, jedenfalls als ein Sondergebiet eigenen Rechts, gefaßt wird[5]). Nur dann sind ja die positivistischen Methoden prinzipiell unzulänglich, wenn ihr Gegenstand nicht mehr ein solcher der inner- und außermenschlichen Natur und ihrer veränderlichen Bedingungen ist, sondern als in einem Sein höherer Artung ruhend gedacht wird. Mit der Sicherheit eines philosophischen Instinkts

[1]) Herbert Cysarz, Das Periodenprinzip in der Literaturwissenschaft, a. a. O., S. 110.
[2]) D. H. Sarnetzki, Literaturwissenschaft, Dichtung, Kritik des Tages, a. a. O. S. 454.
[3]) passim.
[4]) Cysarz, a. a. O.
[5]) Naiv wird das neuerdings ausgedrückt bei Werner Ziegenfuß, Art. Kunst im Handwörterbuch der Soziologie, 1931, S. 311: „Wollen wir hier Kunst überhaupt als Kunst, Dichtung als Dichtung, und nicht beides nur als sekundäre Begleiterscheinungen letzthin nur körperlicher Vorgänge ansehen, dann muß für das primitive Schaffen ebenso wie für die höchsten Leistungen aller Kunst das Seelisch-Geistige in seiner ursprünglichen Wirklichkeit anerkannt werden."

wird daher der von Dilthey eingeführte, den geschichtlichen Zusammenhängen verpflichtende Strukturbegriff für das Dichtwerk wieder aufzugeben versucht und zum Begriff des Organischen zurückgekehrt, der „klar, eindeutig und bestimmt das Geistige als die durch Sinneinheit bedingte Individualität des geschichtlichen Lebens kennzeichnet“[1]). Belastete Ausdrücke wie „Werk“, „Gestalt“, „Gehalt“ zielen alle auf eine letztlich metaphysisch begründete und ableitbare, jenseits aller Mannigfaltigkeit sich bewegende Einheit der Dichtung und des Dichters ab. Diese radikale Entfremdung der Dichtung gegenüber der geschichtlichen Realität findet ihren höchsten Ausdruck, wenn Begriffe wie „Klassik“ und „Romantik“ nicht nur der Geschichte zugeordnet, sondern zugleich metaphysisch verklärt werden. „Auch diese beiden Grundbegriffe der Vollendung und Unendlichkeit sind, wie der oberste Begriff der Ewigkeit, sowohl aus der historischen und psychologischen Erfahrung wie aus der philosophischen Erkenntnis abzuleiten[2]).“

Ihre sachliche Legitimierung glaubt diese geschlossene irrationalistische Front der Literaturwissenschaft darin zu finden, daß die „naturwissenschaftliche Methode“ ihren Gegenstand zerstücke, zersetze und, wenn es sich um Ausprägungen der „dichterischen Lebensseele handele, an ihrem „Geheimnis“ vorbeigehe[3]). Der Sinn dieser Überlegungen ist schwer verständlich. Denn inwiefern eine rationale Erfassung dem Gegenstand selber ein Leid antun soll, bedarf noch bis heute des Experiments in der Praxis. Wer ein Phänomen analysiert, kann es sich doch stets in seiner Ganzheit vor Augen halten, indem er das Bewußtsein dessen, was er in der Analyse unternimmt, nicht verliert. Freilich ergeben die in der Analyse gewonnenen Elemente als Summe nur ein Mosaik und nicht das Ganze. Aber wo in aller Welt verlangt wissenschaftliche Analyse solche stückhafte Summation? Und sind denn selbst die naturwissenschaftlichen Methoden allein und dauernd atomistischer Art? Sie sind es ebensowenig, wie es die literaturwissenschaftlichen Methoden dort zu sein haben, wo es für ihre spezifischen Aufgaben ungeeignet ist. Auf der Fahrt ins Ungewisse der Metaphysik hat die Literaturwissenschaft auch den Begriff des Gesetzes mitgenommen. Aber anstatt daß das Gesetz die Bedeutung einer in den Sachen erkannten Ordnung behielte, wird es bereits bei seiner Einführung mit einem neuen und vagen Inhalt vor-

[3]) Emil Ermatinger, Das Gesetz in der Literaturwissenschaft, a. a. O., S. 352.

[1]) Fritz Strich, Deutsche Klassik und Romantik, München 1924, S. 7.

[2]) Sarnetzki, a. a. O.

belastet. An Stelle der zu erforschenden und darzustellenden Ordnung tritt eine vorgegebene „Sinneinheit", und als Hauptprobleme der Literaturwissenschaft, die vor der Untersuchung als in bestimmter Weise gesetzlich strukturiert vorausgesetzt werden, erscheinen unter anderem die „dichterische Persönlichkeit" und das „dichterische Werk"[1]). „Persönlichkeit" und „Werk" aber gehören zu denjenigen begrifflichen Konstruktionen, die in ihrer Undurchsichtigkeit und der prinzipiell abschlußhaften Art ihrer Konstruktion die Wissenschaft eben dort von ihren Bemühungen bereits abhalten, wo sie einzusetzen hätten.

Soweit es sich der Literaturwissenschaft um die Abwehr einer Einstellung handelt, die in der Durchführung geschichtlicher, psychologischer und philologischer Einzelanalysen mit der wissenschaftlichen Darstellung von Dichter und Dichtung fertig zu sein glaubt, kann man ihr nur zustimmen. Doch gerade wenn es auf genaue Bestimmung des Kunstwerks und um ihretwillen um das Verständnis seiner qualitativen Beschaffenheit geht, wenn es sich also um Fragen des Wertes und der Echtheit handelt, Fragen, die doch den irrationalistischen Strömmungen so sehr am Herzen gelegen sind, dann enthüllen deren Methoden ihre Unzulänglichkeit am deutlichsten; denn unabhängig von der Entscheidung, ob und in welchem Maße die technischen Gesetzmäßigkeiten rational entstanden sind oder nicht: ihre Prinzipien sind nur in rationaler Analyse mit der ihr eigentümlichen Exaktheit aufzudecken. Aber die Literaturwissenschaft hat ihre Abwehrtendenzen so auf die Spitze getrieben, daß sie nun selber in eine Situation gebracht ist, die ihr offenbar überhaupt keinen Ausweg mehr läßt. Die metaphysische Verzauberung ihrer Gegenstände hindert sie an der sauberen Betrachtung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben. Diese sind gewiß nicht allein historischer Art, es gibt ein sehr wichtiges literaturwissenschaftliches Problem, das wir mit dem Diltheyschen Ausdruck des „Verstehens" vorläufig kennzeichnen wollen. Mit allen analytischen und synthetischen Methoden gilt es, das in Inhalt und Form Gestaltete aufzugreifen, in seiner schlichten und in seiner tiefer gemeinten Bedeutung zu erfassen, gilt es ferner, die Relation zwischen dem Schöpfer und seinem Gebilde aufzudecken. Freilich werden solche Aufgaben sich nur erfüllen lassen, wenn man sich dessen bewußt ist, daß die Mittel einer formalen Poetik in keiner Weise ausreichen. Ohne eine — im großen und ganzen noch zu leistende — Psychologie der Kunst, ohne

[1]) Emil Ermatinger, a. a. O., S. 363f.

eine wirkliche Klärung der Rolle des Ordnungssinns und ähnlicher Faktoren beim Schaffenden und beim Publikum[1]), ohne das Studium der unbewußten Regungen, die an dem psychologischen Dreieck von Dichter, Dichtung und Aufnehmendem beteiligt sind, gibt es keine poetische Ästhetik. Das Bündnis mit einer Psychologie, die das „große Kunstwerk" in mystischen Zusammenhang mit dem Volk stellt, die die „persönliche Biographie des Dichters . . . interessant und notwendig, aber hinsichtlich des Dichters unwesentlich"[2]) findet, kann freilich die Literaturwissenschaft nur kompromittieren.

II.

Für die gekennzeichneten herrschenden Strömungen ist es charakteristisch, daß sie mit einer Psychologie sympathisieren, die in gleicher Weise wie sie selbst zu einer isolierenden Betrachtungsweise der Phänomene tendiert, ja die es gleichfalls sich angelegen sein läßt, ihren Gegenständen eine geistige Würde zu verleihen, die sie selbst unter Preisgabe wissenschaftlicher Methodik zu erkaufen trachtet. Denn der gleiche Psychologe, der von der Belanglosigkeit der persönlichen Biographie der Dichter spricht, bemerkt zugleich von ihnen: „Sie erkennen, als die ersten ihrer Zeit, die geheimnisvollen Strömungen, die sich unter Tage begeben, und drücken sie nach individueller Fähigkeit in mehr oder weniger sprechenden Symbolen aus[3])." Es bedarf keines weitläufigen Nachweises, daß eine Untersuchung über die Beziehung zwischen Unbewußtem, dichterischem Symbol und dem individuellen psychischen Faktor dieses Symbols sich mit der Belangloserklärung der „persönlichen Biographie" nicht vereinbaren läßt.

Wichtige Hinweise zu kunstpsychologischen Theorien vermag die Psychoanalyse zu geben. Sie hat Untersuchungen über zentrale

---

[1]) Einer der wichtigsten Hinweise auf eine psychologisch-materialistische Ästhetik findet sich bei Nietzsche: „Manche der ästhetischen Wertschätzungen sind fundamentaler, als die moralischen, z. B. das Wohlgefallen am Geordneten, Übersichtlichen, Begrenzten, an der Wiederholung, — es sind die Wohlgefühle aller organischen Wesen im Verhältnis zur Gefährlichkeit ihrer Lage, oder zur Schwierigkeit ihrer Ernährung. Das Bekannte tut wohl, der Anblick von etwas, dessen man sich leicht zu bemächtigen hofft, tut wohl usw. Die logischen, arithmetischen und geometrischen Wohlgefühle bilden den Grundstock der ästhetischen Wertschätzungen: gewisse Lebensbedingungen werden als so wichtig gefühlt und der Widerspruch der Wirklichkeit gegen dieselbe so häufig und groß, daß Lust entsteht beim Wahrnehmen solcher Formen." (Werke, 11. Band: Aus dem Nachlaß 1883/88, S. 3.)

[2]) C. C. Jung, Psychologie und Dichtung, a. a. O., S. 330.

[3]) C. G. Jung, zitiert nach Walter Muschg, Psychoanalyse und Literaturwissenschaft, Berlin 1930, S. 7.

Probleme der Literaturwissenschaft zur Diskussion gestellt, besonders über die seelischen Bedingungen, unter denen das große Kunstwerk entsteht, so über den Aufbau der dichterischen Phantasie, und vor allem auch über das bisher immer wieder in den Hintergrund gedrängte Problem des Zusammenhangs von Werk und Aufnahme[1]). Gewiß sind diese Arbeiten noch ganz im Anfang — hat ja doch auch die Literaturforschung kaum etwas zu ihrer Förderung unternommen —, gewiß sind eine Reihe von Hypothesen noch nicht geschliffen und fein genug, noch schematisch und ergänzungsbedürftig. Aber auf die Hilfe der wissenschaftlichen Psychologie beim Studium des Kunstwerks zu verzichten heißt nicht, sich vor „barbarischen Einbrüchen von Eroberern" zu schützen, sondern sich selbst der Barbarei auszusetzen[2]).

Zu dem Verdammungsurteil gegen den „historisierenden Psychologismus", welcher am Geheimnis der „eigentlichen dichterischen Lebensseele"[3]) vorbeigehe, gesellt sich das gegen die historische Methode, besonders aber gegen jede kausal und gesetzesgerichtete Geschichtstheorie, kurzum gegen das, was als der „positivistische Materialismus"[4]) von der modernen Literaturforschung aufs strengste verpönt ist. Freilich steht's hier genau wie bei der Psychologie: vor „Übergriffen" schreckt man seinerseits nicht zurück. Beliebiger wohllautender historischer Kategorien hat sich die moderne Literaturgeschichte stets bedient, ja sie sogar selbst mit erzeugt: da werden Kategorien wie „Volkstum, Gesellschaft, Menschentum"[5]) aufgegriffen, es wird von dem Prozeß des „pluralistischen, steigernden" und des „vergeistigenden, artikulierenden Erlebens"[6]) gesprochen. Man erfährt von „Wesens"- und „Schicksalsverbänden", von „Vollendung und Unendlichkeit" als „Grundbegriffen" der „historischen Erfahrung"[7]), die Redeweise von „Zeitaltern des Homer, Perikles,

[1]) Vgl. an erster Stelle die wichtige Schrift von Hanns Sachs, Gemeinsame Tagträume (bes. den ersten Teil), Leipzig-Wien-Zürich 1924.

[2]) Vgl. Muschg a. a. O., S, 15. Übrigens bemüht sich gerade Muschg um die Verwertung psychoanalytischer Methoden und Erkenntnisse. Vgl. sein Buch: Gotthelf, Die Geheimnisse des Erzählers, München 1931; darüber G. H. Graber in: Imago Bd. XVIII, Heft 2, 1932.

[3]) Sarnetzki, a. a. O. Was alles an Argumentation gestattet ist, mag folgender — polemisch gemeinte — Satz verraten: „Psychoanalyse gräbt nach innen und sucht triebhafte Naturmächte der Seele, sie analysiert; eine soziologische Betrachtung bemüht sich, Ziele zu erkennen, von denen aus allein das Menschliche gedeutet werden kann, sie komponiert" (Ziegenfuß, a. a. O., S. 312.

[4]) Sarnetzki, a. a. O.

[5]) Ziegenfuß, a. a. O., S. 337.

[6]) Cysarz, Erfahrung und Idee, Wien u. Leipzig 1922, S. 6f.

[7]) Strich a. a. O.

Augustus, Dante, Goethe"[1]) wird gerechtfertigt, — aber Verachtung und Zorn sind einer Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft sicher, wenn sie im Anschluß an die positivistischen und materialistischen Methoden der historischen Forschung, deren Grund im 19. Jahrhundert gelegt worden ist, die Geschichte der Dichtung als soziales Phänomen zu erfassen trachtet. Offen wird es ausgesprochen, daß es um die „Preisgabe des beschreibenden Standpunkts der positivistischen Methode und die Besinnung auf den metaphysischen Charakter der Geisteswissenschaften"[2]) gehe. Wir werden noch sehen, daß eine Preisgabe um so leidenschaftlicher da gefordert wird, wo an die Stelle der historischen Deskription die materialistische gesellschaftliche Theorie selber tritt. Selbst die Grenze zwischen Wissenschaft und Demagogie wird verwischt, wenn es sich um die isolierende Verklärung der Kunstbetrachtung handelt: „Dem historischen Pragmatismus ergibt sich vielleicht, daß gutenteils die Syphilis den Minnesang und seine polygame Konvention begraben hat oder die Wiederaufrichtung der deutschen Nachkriegswährung den . . . Expressionismus. Die Wesenssicht aber des Minnesangs und des Expressionismus bleiben unmittelbar von solchen Erkenntnissen unabhängig. Die Frage lautet hier eben: was ist er, nicht aber: warum ist er. Dieses Warum eröffnete bloß einen Regressus in infinitum: warum ist am Ende des Mittelalters die Lues eingeschleppt, warum ist Anfang 24 die Reichsmark eingeführt worden und so fort bis zum Ei der Leda[3])." Dies ist eine Karrikatur jeder echten wissenschaftlichen Fragestellung. Keineswegs verlangt jede kausale Frage einen unendlichen Regreß, sondern wenn sie präzis formuliert ist, so ist sie prinzipiell auch präzis beantwortbar, unbeschadet darum, daß mit dieser Antwort irgendwelche anderen neuen wissenschaftlichen Probleme aufgeworfen werden: die Untersuchung der Ursachen, aus denen Goethe nach Weimar ging, erfordert nicht eine Geschichte der deutschen Städtegründung!

Vergegenwärtigt man sich die in Umrissen beschriebene Lage der Literaturwissenschaft, ihr schiefes Verhältnis zur Psychologie, Geschichte und Gesellschaftsforschung, die Willkür in der Auswahl ihrer Kategorien, die künstliche Isolierung und wissenschaftliche Entfremdung ihres Objekts, dann wird man mit Recht der Forderung eines modernen Literarhistorikers zustimmen, der, unbefriedigt von

[1]) Friedrich Gundolf, Shakespeare, Sein Wesen und Werk, Berlin 1928, Bd. I, S. 10.
[2]) Ermatinger, a. a. O., S. 352.
[3]) Csysarz, Das Periodenprinzip, S. 110.

der „Metaphysizierung", die in seinem Fach eingerissen ist, Rückkehr zur strengen Wissenschaftlichkeit, leidenschaftliche Ergebenheit an den Stoff, intensive Pflege des reinen Wissens, kurz: neue „Hochschätzung des Wissens und der Gelehrsamkeit"[1]) fordert. Wenn freilich Schultz gleichzeitig in bezug auf Konstruktion, Erforschung von Strukturzusammenhängen, übergreifende Theorienbildung sich enthalten möchte[2]), so läßt sich das zwar aus dem Gesagten gut begreifen, doch ist es nicht notwendig. In der Tat ist der Entwurf einer Literaturgeschichte möglich, die ausgestattet mit dem Wissensrüstzeug philologischer und literarischer Forschung es wagen darf, das Dichtwerk geschichtlich so zu erklären, daß sie weder in bloßer positivistischer Beschreibung stecken bleibt, noch sich zur einsamen und verlassenen Höhe metaphysischer Spekulation entfernt.

III.

Es läßt sich natürlich eine Einstellung denken, die solches Entwurfes nicht bedarf, wenn man nämlich die „bewußte Emanzipation der Literaturwissenschaft von der Welthistorie"[3]), ja überhaupt von jedem geschichtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang fordert. Nur verzichtet man damit auf jeden Erkenntnisanspruch und macht aus der Beschäftigung mit der Dichtung selbst wieder Dichtung. Es bleibt dann übrigens bare Willkür, eine solche unverpflichtende, nicht auf kontrollierbare Erkenntnis ausgerichtete Haltung nicht auf alle Erfahrungsgegenstände anzuwenden und die Wissenschaft überhaupt zu vertreiben. Sich mit der Geschichte der Dichtung beschäftigen heißt die Dichtung geschichtlich erklären. Ihre Erklärungsmöglichkeit setzt eine entfaltete Theorie der Geschichte und der Gesellschaft voraus. Dabei soll nicht gemeint sein, daß man sich mit irgendwelchen allgemeinen Zusammenhängen zwischen Poesie und Gesellschaft abzugeben habe, auch nicht, daß ganz allgemein von gesellschaftlichen Bedingungen zu sprechen sei, deren es bedürfe, damit es überhaupt so etwas wie Dichtung gebe[4]), sondern die geschichtliche

[1]) Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte, Frankfurt a. M. 1928, S. 138.

[2]) a. a. O., S. 141ff.

[3]) Cysarz, a. a. O.

[4]) Etwa wie bei Ziegenfuß, a. a. O., S. 310: „Damit ist aber keineswegs gesagt, daß in den wirtschaftlichen Beweggründen zugleich die bestimmenden und richtunggebenden Motive für die Eigentümlichkeit der besonderen Formen liegen, die diese autonome Kunst sich gibt. Auch in großer wirtschaftlicher Abhängigkeit des Künstlers entspringen die formenden Notwendigkeiten seines Schaffens, vorausgesetzt, er schafft wirklich Kunst und nicht Kitsch und Mache, aus ganz eigener Selbstbestimmung, und nur die

Erklärung der Dichtung hat die Aufgabe zu untersuchen, was von bestimmten gesellschaftlichen Strukturen in der einzelnen Dichtung zum Ausdruck kommt und welche Funktion die einzelne Dichtung in der Gesellschaft ausübt. Die Menschen stehen zum Zweck der Erhaltung und Erweiterung ihres Lebens in bestimmten Produktionsverhältnissen. Diese stellen sich gesellschaftlich als die miteinander ringenden Klassen dar, und die Entwicklung ihrer Beziehungen bildet die reale Grundlage für die verschiedenen Sphären der Kultur. Von der jeweiligen Struktur der Produktion, d. h. von der Ökonomie hängt nicht nur die Gestaltung der Eigentums- und Staatsverhältnisse, sondern zugleich die der gesamten menschlichen Lebensformen in jeder geschichtlichen Epoche ab. Jede „Geistes"- und „Verstehens"wissenschaft, die sich auf die Autonomie oder mindestens auf die autonome Deutbarkeit gesellschaftlicher Überbaugebilde beruft, vergewaltigt das Wissenschaftsgebiet der menschlichen Vergesellschaftung. Literaturgeschichte als bloße Geistesgeschichte vermag prinzipiell keinerlei bindende Aussagen zu machen, wenn auch in der Praxis Begabung und Einfühlungskraft des Literarhistorikers Wertvolles geleistet haben. Eine echte erklärende Literaturgeschichte aber muß materialistisch sein. Das heißt, sie muß die ökonomischen Grundstrukturen, wie sie sich in der Dichtung darstellen, und die Wirkungen untersuchen, die innerhalb der durch die Ökonomie bedingten Gesellschaft das materialistisch interpretierte Kunstwerk ausübt.

Solange eine solche Forderung bloß erhoben wird, wird sie freilich dogmatisch klingen, ebenso wie die von ihr vorausgesetzte Gesellschaftstheorie diesem Vorwurf ausgesetzt ist, wenn sie nicht im einzelnen ihre Fragestellungen präzisiert[1]). Auf dem Spezialgebiet der Ökonomie und der politischen Geschichte ist dies bereits in breitem Maße geschehen, aber auch in der Literaturgeschichte finden sich An-

---

Möglichkeit, daß sie sich überhaupt verwirklichen können, hängt vom Wirtschaftlichen ab. Die Fragen der wirtschaftlichen Selbsterhaltung des Künstlers und der wirtschaftlichen Verwertung der Kunst und Literatur gehören zur Wirtschaftssoziologie." Also: Ressortfragen statt wissenschaftlicher Prinzipienfragen!

[1]) Darum muten auch oft die geisteswissenschaftlich orientierten Arbeiten so dogmatisch und willkürlich an, weil sie ins unzugänglich Allgemeinste verschwimmen. Vgl. z. B. Strich, a. a. O., S. 401: „Es verstand sich natürlich von selbst, daß diese Betrachtung in der Geschichte der Dichtung auf das ganze Menschentum und all seinen, nicht nur formalen, Ausdruck erweitert werden mußte. Es wird sich noch zeigen, daß auch Musik und Religion und jegliches Kultursystem sich so erfassen läßt und daß die grundbegriffliche Durchdringung der ganzen Geschichtswissenschaft die Geschichte des Geistes erst als das offenbar machen wird, was sie wirklich ist: die stilistische Verwandlung des geistigen Willens zur Verewigung."

sätze vor. Hinzuweisen ist vor allem auf die literaturgeschichtlichen Aufsätze von Franz Mehring[1]), der — oft in einer vereinfachten und populären, oft auch in einer nur politisch fundierten Weise — zum ersten Male die Anwendung der materialistischen Gesellschaftstheorie auf die Literatur versucht hat. Freilich ist wie an den oben erwähnten psychologischen Einzeluntersuchungen auch an den materialistischen Arbeiten Mehrings und ihm verwandter Autoren die Literaturgeschichte vorbei zur Tagesordnung oder zum Tagesgeschimpf übergegangen; so hat sie noch in jüngster Zeit einen Anwalt gefunden, für den „solche Denkweise . . . nicht nur unsoziologisch oder der wissenschaftlichen Soziologie entgegengesetzt" ist, sondern dem sie „wie eine Schmarotzerpflanze" vorkommt, die „einem Baum seine gesunden Säfte entzieht"[2]).

Die materialistische Geschichtserklärung vermag nicht in der gleichen simplifizierenden und isolierenden Art und Weise vorzugehen, die wir an der ihr entgegengesetzten Haltung festgestellt haben. Es hieße jene Theorie schlecht verstehen, wollte man ihr den Glauben an eine unmittelbare Ableitung der Gesamtkultur aus der Wirtschaft zuschieben, ja wollte man nur von ihr behaupten, sie versuche die Grundzüge kultureller und psychischer Gebilde aus einer bestimmten ökonomisch erklärten Struktur abzulesen. Es kommt ihr vielmehr darauf an, zu zeigen, in wie vermittelter Weise sich die grundlegenden Lebensverhältnisse der Menschen in allen ihren Formen, also auch in der Literatur, ausdrücken. Damit gewinnt die Psychologie ihren ganz bestimmten Ort in der Literaturwissenschaft: sie ist eine, nicht die einzige, Hilfswissenschaft der Vermittlungen, indem sie aufzeigt, welches die psychischen Vorgänge sind, durch die in den Kulturleistungen des Kunstwerks sich die Strukturen des gesellschaftlichen Unterbaus reproduzieren. Da sich diese Basis der Gesellschaft als das Verhältnis von herrschenden und beherrschten Klassen in der bisherigen Geschichte und als der „Stoffwechsel" von Gesellschaft und Natur darstellt, so wird auch in der Literatur wie bei allen historischen Phänomenen dieses Verhältnis durchscheinen. In der gesellschaftlichen Erklärung des Überbaus — nicht etwa in der gesellschaftlichen

---

[1]) Jetzt gesammelt: in Schriften und Aufsätze 1. u. 2. Bd.: Zur Literaturgeschichte, Berlin 1929, ferner auch sein Buch „Die Lessinglegende" 9. Aufl. Berlin 1926.

[2]) Ziegenfuß a. a. O., S. 330f. — Wie legitimiert Z. zu solcher Kritik ist, belegt er selbst, indem er als — einzigen — Kronzeugen für diese „Denkweise" Alfred Kleinbergs Buch über „Die deutsche Dichtung" zitiert — ein Werk, das den äußerst zweideutigen, jedenfalls nicht materialistischen Untertitel trägt: „. . . in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen"!

Theorie schlechthin — nimmt darum der Begriff der Ideologie eine entscheidende Stelle ein. Denn die Ideologie ist ein Bewußtseinsinhalt, der die Funktion hat, die gesellschaftlichen Gegensätze zu vertuschen und an Stelle der Erkenntnis der sozialen Antagonismen den Schein der Harmonie zu setzen. Die Aufgabe der Literaturgeschichte ist zu einem großen Teil Ideologienforschung.

Den Vorwurf, noch unentwickelte Methoden und einen zu rohen Begriffsapparat zu besitzen, kann die materialistische Geschichtstheorie ruhig hinnehmen. Sie darf demgegenüber darauf verweisen, daß sie immerhin diese Unvollkommenheit dem wissenschaftlichen Fortschritt zur Diskussion stellt und überhaupt alle ihre vermeintlichen Ergebnisse so formuliert, daß sie der Kontrolle des Wissenschaftlers wie der möglichen Veränderung durch neue Erfahrungen ausgesetzt sind und nicht sich zu Gebilden verflüchtigen, die vielleicht verzaubern und die Erkenntnis bestechen, aber nicht sich an ihr zu bewähren vermögen. Diese Theorie darf sich weiterhin sagen lassen, daß sie letzten Endes Glaubenssache wäre; sie ist es in dem Sinn, in dem jede wissenschaftliche Hypothese nicht abgeschlossen und ein für allemal gesichert, sondern stets durch neue Erfahrung zu bestätigen oder abzuändern ist. Sie hat aber gegen die bloße Verkündung der reinen Geisteswissenschaft den Vorteil möglicher Verifikation innerhalb der organisierten Wissenschaft.

IV.

Die folgenden Beispiele machen weder den Anspruch, den ganzen Umfang ihrer Begründung aufzuweisen, noch den, nicht weiter einer Verfeinerung und gegliederteren Ordnung geöffnet zu sein[1]). Zum Teil werden sie als längst bekannte Einsichten anmuten, zum Teil auch einen thesenhaften Charakter zu tragen scheinen; doch ist das erste — entgegen dem in mancher modernen Diskussion angeschlagenen Ton — keine Widerlegung einer Erkenntnis und das andere die notwendige Folge einer im Prinzip geklärten, in ihren Methoden noch undurchgebildeten neuen wissenschaftlichen Arbeitsweise.

Fragen der Form, des Motivs wie des Stoffs haben in gleicher Weise sich der materialistischen Betrachtungsweise zu eröffnen. Das

[1]) Besondere wissenschaftliche Neigungen haben mich veranlaßt, Darstellungsart und Forschungsmethoden einer materialistischen Literaturgeschichte zunächst an der erzählenden europäischen Dichtung zu versuchen. Die grundsätzliche Absicht dieses Aufsatzes und die Notwendigkeit der Raumbeschränkung zwingen zu einer willkürlichen und unvollständigen Auswahl erreichter Resultate.

soll etwa bei dem Problem der Romanenzyklopädie, wie es bei Balzac und Zola auftritt, angedeutet werden. Beide beabsichtigen mit ihren großen Zyklen die gesamte Gesellschaft ihrer Zeit mit allem lebenden und toten Inventar, Berufen wie Staatsformen, Leidenschaften wie Wohnungseinrichtungen, darzustellen. Dieser Absicht liegt die Vorstellung von der prinzipiellen Möglichkeit, die Welt in Gedanken zu besitzen und durch ihre gedankliche Aneignung sie beherrschen zu können, also der bürgerliche Rationalismus, zugrunde. Vermittelt sich bei Balzac aus bestimmten psychologischen Gründen damit die merkantilistische Wirtschaftsweise, die Vorstellung von der Beherrschbarkeit der Ökonomie durch ihre obrigkeitliche Regelung, so steckt bei Zola eine kritische Haltung zu der kapitalistischen Produktionsweise dahinter, die sich von der Analyse der durch sie bestimmten Gesellschaft die Möglichkeit der Behebung ihrer Mängel verspricht. Die Breite des Romanwerks weist ebensosehr auf den Ort des Verfassers in einer in der Herrschaft begriffenen Klasse, wie auf den bestimmten Standpunkt hin, den der Dichter zu der ökonomischen Struktur seiner Zeit einnimmt.

Diese gesellschaftliche Bedeutung läßt sich auch an anderen, mehr in Einzelheiten gehenden Fragen aufweisen. So kann ein gleiches Formmittel in verschiedenen Zusammenhängen einen durchaus verschiedenen sozialen Sinn haben. Beispiele dafür sind etwa das Hervortreten des Dialogs und damit die Beschränkung der erzählenden oder kommentierenden Zwischenreden und der Kunstgriff der Rahmenerzählung. Für das erste wählen wir Gutzkows, Spielhagens und die impressionistische Erzählungsweise aus. Gutzkow führt wahrscheinlich zum ersten Male in der deutschen Literatur das moderne Gespräch der bürgerlichen Gesellschaft ein. Die Geschichte des Dialogs in der Erzählung zeigt die Entwicklung aus einer starren und gesicherten Tradition zur „zwanglosen" offenen Gesprächstechnik der Gegenwart. Das Gespräch ist in der Realität der Maßstab der psychologischen Kenntnisse, über welche die frei miteinander konkurrierenden Subjekte in der kapitalistischen Gesellschaft, wenigstens in ihrer ersten liberalen Epoche, verfügen. Der Wendigere, der die bessere Kenntnis von der Reaktionsweise des Gesprächspartners besitzt, hat, soweit es sich nicht um grobe, eine Diskussion nicht zulassende Machtverhältnisse handelt, die größere ökonomische Siegeschance. Was sich in der ihrer objektiven Situation fast unbewußten jungdeutschen Dichtung nur indirekt erschließen läßt, gibt sich bei Spielhagen mit einer gewissen Theorie belastet. Die epische Zwischenerzählung wird auf ein Minimum reduziert, so

daß der Eindruck entsteht, der Dichter halte sich im Arrangement der Begebenheit an die Forderungen der Realität und verzichte auf die Willkür persönlicher Kombinationen von Handlung, Begebenheit, Zufall und auf die Interpretation des objektiven Geschehens. Man wird finden, daß der impressionistische Roman mit dem älteren Fontane und mit Sudermann angefangen bis zu Arthur Schnitzler in seinen letzten Novellen ebenfalls im Zeichen des kommentarlosen Dialogs steht. Aber dieser „Verzicht auf die Vorrechte des deutenden und ergänzenden Erzählers“[1]) hat bei Spielhagen einen ganz anderen Sinn als beim deutschen Impressionismus. Der Spielhagenschen Technik liegt die Überzeugung zugrunde, daß in den Gesprächen der Menschen die Sachen selber deutlich werden, daß in der Aussprache für den nachdenkenden Leser eine Theorie über die Beziehungen der Menschen zwischen sich und innerhalb der Gesellschaft entsteht. Als bürgerlicher Idealist glaubt er an die Macht des objektiven Geistes, der in den ausgesprochenen Gedanken der Menschen gerinnt, so daß die Wechselrede bereits keinen Zweifel an den sachlichen Überzeugungen des Dichters offen läßt. Hingegen spricht sich in der asketischen Kommentarlosigkeit des Impressionismus die Kritik des liberalen Bürgertums an sich selber seit Beginn des 20. Jahrhunderts aus; aus dem Unvermögen, soziale Theorien zu bilden, aus der Halt- und Ratlosigkeit des in seinen Positionen bedrängt und unsicher gewordenen mittleren Bürgertums erwächst in der Tat ein Verzicht auf Vorrechte, nämlich auf die des subjektiven Geistes, der an die Möglichkeit vertretbarer Allgemeinerkenntnis glaubt. Spiegelt sich in der tastenden Dialogisierung Gutzkows das wirtschaftliche Tasten eines in den ersten Anfängen befindlichen liberalen Bürgertums in Deutschland, so wird in der Spielhagenschen Technik sein ökonomischer Sieg verklärt und in der des Impressionismus seine Krise ideologisch vertuscht oder in einer gewissen Ratlosigkeit eingestanden.

Andere Klassenverhältnisse enthüllen sich, wenn man die Funktion der Rahmenerzählung bei Storm und Meyer vergleicht. Dieses Gestaltungsprinzip hat bei beiden Dichtern eine entgegengesetzte Bedeutung. Storm gewinnt mit ihm die Haltung der Resignation, des verzichtenden Rückblicks. Er ist der müde kleinbürgerliche Rentner, dem eine Welt zerfallen ist, in der er etwas zu bedeuten hat. Die Zeit ist abgelaufen; der einzige Lebenshalt, den die Gegenwart noch zu bieten vermag, ist die Rückerinnerung. Ihre verklärende Funktion verrät

[1]) Oskar Walzel, Die Deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Berlin 1918. S. 664.

auch die Bildertechnik Storms, durch die das Gedächtnis nur Bruchstücke noch wiederzugeben vermag, solche nämlich, die sich nicht unmittelbar auf die trübe Gegenwart beziehen und der psychischen Verdrängung darum nicht anheimfallen müssen. Bei Meyer hingegen dient die Rahmenerzählung im genauen Wortsinn als prächtiger Rahmen eines herrlichen Gemäldes, erfüllt sie also gleichsam zwei Funktionen. Einmal weist sie auf die Würdigkeit dessen hin, was sie umschließt, zum andern hebt sie aus dem indifferenten Vielerlei der Erscheinungen das jeweils Singuläre, auf das es ankommt, heraus. Was in Storms Welt das Zeichen des Bescheidenen, Kleinen und Absterbenden ist, wird bei Meyer zum Symbol der lebendigsten Wirklichkeit. Wo die Kleinbürgerseele Storms in sich hineinweint, treibt Meyer wuchtig in die Welt seine Gestalten hinaus, die feudalen Wunschträumen des herrschenden Bürgertums um 1870 zu genügen vermögen.

Im Anschluß daran, zugleich als letztes Beispiel für die Analyse von Formproblemen, ein kurzer Hinweis auf die Verwendung der bildmäßigen Schilderung bei Meyer. Für den Ästhetiker Lessing war die Schilderung in der Poesie verpönt; bei Meyer ist sie ein beliebtes Kunstmittel. Für Lessing kommt es auf den Fortschritt der Menschen in der Zeit an, auf die von ihm optimistisch bewertete Entwicklung des Menschengeschlechts. Für ihn geht das Wesentliche in der Zeit und ihrem Progreß vor. Er ist der Vorkämpfer der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft, die in den Spannungsgegensätzen des Dramas mit einer Lösung bereit steht, welche sie für den Antagonismus in der Gesellschaft zu haben glaubt. Meyer ist der Erbe dieser dramatischen Auseinandersetzung, soweit die Sieger durchgehalten haben und zu Großbürgern wurden. Wo Lessing Dramatiker ist, darf Meyer Plastiker sein. Wo der eine die Welt dynamisieren muß, darf der andere das Rad anhalten. Wo dem einen die Kunst ein Mittel ist, das Allgemeine und für alle Menschen Verbindliche als überlegen dem historisch einzelnen und Zufälligen aufzuweisen, ist sie für den anderen die Möglichkeit, eben das Besondere und Großartige als allein wirklichkeitswürdig hervorzuheben. Das an Zeit und Raum nicht fixierte Bild verewigt den großen Moment der großen Gestalt. Auch hier verrät sich eine im Interesse der herrschenden Schicht des Bürgertums ideologische Einstellung. Sein Angehöriger kann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Welt einzig als Chance der Persönlichkeit sehen, er enthebt sich kleinlicher Sorgen des Alltags nicht nur für sich, sondern in seinem Bewußtsein

auch für die Masse und ist ständig von großen Geschäften, großen Gestalten und großen Idealen umwittert und bestätigt.

Ein Motiv, das ebenfalls der Verklärung ökonomischer Kommandohöhen dient, finden wir etwa in Stendhals Einstellung zur Langeweile. Langeweile ist so gut wie der Tod für „the happy few", die allein berechtigt sind, seine Bücher zu lesen und für die allein er zu schreiben wünscht: für Menschen, die in weitem Abstand von den Konsequenzen einer kleinen ökonomischen Existenz ihrem Glück in eigengesetzlicher Moral zu leben berechtigt sind. Wie Stendhal der Romancier der Bürgeraristokratie Napoleons ist, so singt Gustav Freytag dem liberalen Bürgertum Deutschlands um die Mitte des Jahrhunderts sein Hohelied. Er verklärt es, indem er von vornherein sich den Zugang zu den Erkenntnissen der Widersprüche in der bürgerlichen Gesellschaft versperrt. Offenkundig liegen diese ja in der Arbeit, ihrer Verteilung, ihrer Organisation, ihrer Entlohnung. Indem man grundsätzlich das Motiv der Arbeit aufgreift und undifferenziert es auf den ebenfalls undifferenzierten Begriff „Volk" anwendet, hat man die Gesellschaftsordnung im wörtlichsten Sinn „übersehen", nämlich das, was sie als Gesellschaft konkurrierender Gruppen kennzeichnet. Der Ideologe steht bei Gustav Freytag also bereits am Anfang, wenn er als Motto zu seinem Hauptwerk „Soll und Haben" die Worte von Julian Schmidt wählt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit."

Schließlich soll noch die Analyse des Todesmotivs, das zu wiederholten Malen in Mörikes „Maler Nolten" und in Meyers „Jürg Jenatsch" anklingt, angedeutet werden. Gestaltet Mörike in Leben und Dichtung das Schicksal des Biedermeiers, d. h. der noch unrevolutionären, aber zur Herrschaft bestimmten bürgerlichen Klasse, empfindet er — auch am eigenen Leibe — immer wieder das Todesurteil aufstrebender bürgerlicher Existenzen im Zeitalter der Reaktion, ist so der Tod in seiner Erzählung durch die Niederlage des Bürgertums seiner Generation zu deuten und die Vergänglichkeit in ideologischer Verklärung dieses Schicksals der Schlüssel zum Leben, so wird umgekehrt in der Erzählung Meyers der Tod zu einem besonders hoch gesteigerten Augenblick aus der Fülle des Lebens. Lucretia tötet Jürg Jenatsch; wir dürfen vermuten, daß diese Tat auch der Beginn ihrer physischen Vernichtung ist. Aber dieser sinngemäße Doppelmord ist der Ausdruck heroischen Lebens; nur diese beiden sind einander ebenbürtig, nur diese in Schicksal und Charakter Artverwandten haben ein Anrecht, sich wechselweise zu beseitigen. Die

Solidarität der internationalen führenden Minderheit bewährt sich hier bis zum Tode.

Auch bei der materialistischen Analyse der Stoffwahl sei zunächst auf Freytag und Meyer hingewiesen. Beide haben historische Romane und Erzählungen geschrieben. So wie das Gesamtwerk Freytags als das Schulbuch des mittleren national-liberalen Bürgertums bezeichnet werden darf, das die Tugenden und Gefahren seiner Angehörigen aufweist, so ist auch die Historie nicht ein Buch der Verzauberung, sondern ein pädagogisches Organ. Zur Warnung oder Nachahmung enthält sie die Geschichte von Menschen und Gruppen, aus denen in späteren Generationen tüchtige Bürger werden konnten oder die das ungewisse Schicksal des Adels oder gar das verachtungswürdiger anderer Gesellschaftsklassen auf sich nehmen mußten. Spricht sich in dieser Haltung zur Geschichte die ökonomische Position eines mit zäher Tüchtigkeit um gesicherte Existenz kämpfenden Bürgertums aus, so dürfen wir in der auswählenden Art, in der Meyer mit der Geschichte verfährt, einen „großbürgerlichen Historismus" erblicken. Wo Geschichte nur je und je durch einzelne Erscheinungen konstituiert wird, tritt nicht nur die Überfülle der historischen Phänomene in ein belangloses Halbdunkel zurück, sondern verliert die Kette der Ereignisse als solche jeden Sinn. Es gibt kein Kontinuum von Geschehen, welches einen deutbaren Charakter, sei es im Sinne der Kausalität oder selbst einer theologischen oder sonst welchen Teleologie, hätte. Die Veränderungen als solche haben keinerlei Gewicht, im Strome des historischen Lebens der Menschen geht nichts Entscheidendes vor. Der „Historiker" in diesem eingeschränkten Sinne gerät in eine Zuschauerhaltung, in der er das Singuläre als ein großartiges Schauspiel genießt. Die Kategorie des Spiels geht in die reale Geschichte sowohl wie in die Geschichtsforschung derart ein, daß das Gewimmel der Mannigfaltigkeit zum Fundus eines Marionettentheaters der Heroen wird und deren Leben selbst zum spielerischen Genuß des Deutenden. In der hier in Rede stehenden Epoche des Großbürgertums ist der ihr konforme Historiker wesentlich Ästhet.

Ein anderes Beispiel ist das Problem der Politik. Bei Gottfried Keller finden wir eine geradezu kühne Mißachtung der wirtschaftlichen Differenzierung der Menschen, dagegen eine außerordentliche Bedeutung der politischen Sphäre, sei es, daß sie gelegentlich in der Karrikierung der Bierbank oder in den weisen Gesprächen der „Aufrechten" über öffentliche Angelegenheiten getroffen wird. In dieser Überschätzung des rein Politischen enthüllt sich, wenn auch in der

Sprache der Verklärung, das Schicksal des gerade noch eben wirtschaftlich gesicherten Schweizer Kleinbürgertums, das Keller darstellt. Politik als ein isoliertes Phänomen zu nehmen, in der Politik eine Sphäre zu sehen, neben der es im gesellschaftlichen Geschehen auch andere gibt wie Kunst oder Wirtschaft oder Recht, die Politik als eine befriedigende Kampfstätte zu betreten, auf der öffentliche Angelegenheiten sich regeln lassen, ja aus der überhaupt im Grunde die öffentlichen Angelegenheiten bestehen — alle diese trügerischen Vorstellungen entstehen in solchen Schichten, deren Situation in der Tat im wirtschaftlichen Kampf zwar nicht verzweifelt, aber ohne Chancen erscheint. Soweit in der Politik die Vorstellung von dem Ausgleich der miteinander ringenden Kräfte, das Sich-Einigen auf einem goldenen Mittelweg, ja letzten Endes die harmonische Verschmelzung und Versöhnung der einander nicht recht kennenden, an verschiedenen Enden stehenden Menschen auftritt, ist diese Vorstellung gerade häufig von gesellschaftlichen Mittelschichten produziert. Denn diese finden eine ideologische Verbrämung ihrer Gesamtsituation in dem Glauben, daß die „Mitte" in der Gesellschaft eine besondere Mission habe. Auch Stendhal verwendet politische Stoffe, aber er bedarf bei ihnen, sei es bewußt oder unbewußt, nicht der gleichen ideologischen Kunstgriffe, da er dem Lebensgefühl der französischen Großbourgeoisie seiner Zeit ein aufgeklärtes Bewußtsein verschafft. Für ihn sind die politischen Geschäfte nur ein Teil oder ein Ausdruck großer ökonomischer Auseinandersetzungen, und die Regierungen sind ihm nichts anderes als geschäftliche Kontrahenten, die man in ganz bestimmter Weise zu behandeln hat.

Angedeutet, wenn auch nicht ausgeführt sei, da es sich hierbei nicht mehr in erster Linie um eine Frage der künstlerischen Gestaltung handelt, daß die materialistische Literaturbetrachtung einen wichtigen Fingerzeig immer durch das Studium des Bewußtseins hat, das dem Dichter von den Aufgaben und der Stellung seines Berufs im Ganzen der bürgerlichen Gesellschaft eignet. An diesem Bewußtsein erhellt jedesmal in einer sehr genauen Weise die psychologische Beschaffenheit des Schriftstellers, und damit eröffnet es die Möglichkeit des Studiums der vermittelnden Zwischenglieder zwischen der gesellschaftlichen Struktur und dem Werk durch die Psyche des Dichters hindurch. Die rasende Verliebtheit in die künstlerische Position bei Balzac, die hochmütige Isolierung Flauberts, die gelassene Haltung Stendhals und Meyers zu poetischen Aufgaben, die bereite Einordnung des Dichters und Schriftstellers in die bürgerliche Ordnung durch Freytag sind

ebensoviele Hinweise auf die bestimmten Formungen, Veränderungen und Verdeckungen, die in den ausgeführten Werken dieser Dichter die ökonomische Struktur ihrer Tage gefunden hat.

Schließlich bleibt es geschichtsphilosophisch interessant, daß eine für die Forschung so unendlich wichtige und zentrale Aufgabe wie das Studium der Wirkung dichterischer Werke fast überhaupt nicht in Angriff genommen worden ist, obwohl in Zeitschriften und Zeitungen, Briefen und Erinnerungen ein unendliches Material bereitliegt, um über die Aufnahme der Dichtungen in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen und Individuen sich zu unterrichten. Diese Aufgabe bleibt der materialistischen Literaturgeschichte vorbehalten, die unbekümmert um die bisherige ängstliche Behütung der Poesie deren Studium breit zu organisieren hat, ohne dabei fürchten zu müssen, in bloßer Philologie und Datensammlung stecken zu bleiben, da die ihr zugrunde liegende gesellschaftliche Theorie ihr die Arbeitsrichtung vorzuschreiben vermag.

Zur gesellschaftlichen Lage der Musik.

Von

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

1. — Umriß. — Produktion.

Wann immer heute Musik erklingt, zeichnet sie in den bestimmtesten Linien die Widersprüche und Brüche ab, welche die gegenwärtige Gesellschaft durchfurchen und ist zugleich durch den tiefsten Bruch von eben der Gesellschaft abgetrennt, die sie selber samt ihren Brüchen produziert, ohne doch mehr als Abhub und Trümmer der Musik aufnehmen zu können. Die Rolle der Musik im gesellschaftlichen Prozeß ist ausschließend die der Ware; ihr Wert der des Marktes. Sie dient nicht mehr dem unmittelbaren Bedürfnis und Gebrauch, sondern fügt sich mit allen anderen Gütern dem Zwang des Tausches um abstrakte Einheiten und ordnet mit ihrem Gebrauchswert, wo immer er übrig sein mag, dem Tauschzwang sich unter. Die Inseln eines vorkapitalistischen „Musizierens", wie sie das 19. Jahrhundert noch dulden konnte, sind überspült; die Technik von Radio und Tonfilm, mächtigen Monopolen zugehörig und in unbeschränkter Verfügung über den gesamten kapitalistischen Propagandaapparat, hat selbst von der innersten Zelle musikalischer Übung, dem häuslichen Musizieren, Besitz ergriffen, deren Möglichkeit bereits im 19. Jahrhundert, gleich dem bürgerlichen Privatleben insgesamt, nur die Rückseite eines gesellschaftlichen Körpers bildete, dessen Vorderseite die privatkapitalistische Produktion ausmacht. Die Dialektik der kapitalistischen Entwicklung hat auch diese letzte Unmittelbarkeit — selber eine bloß scheinhafte, in welcher die Balance zwischen der individuellen Produktion und dem gesellschaftlichen Verständnis stets bedroht und seit dem „Tristan" gestört war — gänzlich aufgehoben. Indem der kapitalistische Prozeß die musikalische Produktion und Konsumtion restlos in sich hineinzieht, wird die Entfremdung zwischen der Musik und den Menschen vollkommen. Wohl hatte die Objektivierung und Rationalisierung der Musik, ihre Ablösung von der bloßen Unmittelbarkeit des Gebrauchs, sie als Kunst erst geprägt: an Stelle ephemeren Erklingens ihr die Dauer verliehen; die Macht weitreichender Triebsublimierung, verbindlicher Aussprache des Humanen ihr geschenkt. Nun aber verfällt die rationalisierte Musik den gleichen

Gefahren wie die rationalisierte Gesellschaft, in der das Klasseninteresse der Rationalisierung Einhalt gebietet, sobald sie wider die Klassenverhältnisse selber sich kehren könnte; das nun die Menschen in einem Stande der Rationalisierung beläßt, der, wenn ihm die Möglichkeit dialektischer Weiterentfaltung versperrt ist, zwischen seinen unaufgelösten Widersprüchen die Menschen zerreibt. Die gleiche Macht der Verdinglichung, die die Musik als Kunst konstituierte und die nie in bloße Unmittelbarkeit sich rückverwandeln ließe, wollte man nicht die Kunst auf ein vor-arbeitsteiliges Stadium zurückverweisen — die gleiche Macht der Verdinglichung hat heute den Menschen die Musik genommen und ihnen bloß deren Schein gelassen; die Musik aber, soweit sie sich nicht dem Gebot der Warenproduktion unterwirft, ihres gesellschaftlichen Haftes beraubt, in den luftleeren Raum verbannt und ihre Gehalte ausgehöhlt. Davon hat jede Betrachtung der gesellschaftlichen Lage der Musik auszugehen, die nicht den Täuschungen verfallen will, die heute — guten Teiles der Verhüllung des tatsächlichen Zustandes, auch der vermittelnden Apologie der ökonomisch eingeschüchterten Musik zuliebe — die Diskussion beherrschen. Diese Täuschungen rühren daher, daß die Musik selber unter der Übermacht des monopolkapitalistischen Musikbetriebes zum Bewußtsein ihrer eigenen Verdinglichung, der Entfremdung von den Menschen gelangte; in einer Unkenntnis des gesellschaftlichen Prozesses indessen, die ebenfalls gesellschaftlich produziert und erhalten wird, die Schuld daran nicht der Gesellschaft sondern sich selber zuschreibt und sich in der Illusion hält, die Isolierung der Musik sei isoliert, nämlich bloß von der Musik aus korrigierbar. Statt dessen gilt es hart einzusehen, daß die Gesellschafts-Fremdheit der Musik, all das, wofür ein eilfertiger und rational unerhellter musikalischer Reformismus Schimpfwörter wie Individualismus, Artistentum, technische Esoterik verwendet, selber gesellschaftliches Faktum, selber gesellschaftlich produziert ist. Und darum auch korrigierbar nicht innermusikalisch, sondern bloß gesellschaftlich: durch Veränderung der Gesellschaft. Es steht dahin, was zu solcher Veränderung dialektisch Musik etwa beitragen mag; gering aber wird ihr Beitrag sein, wenn sie von sich aus eine Unmittelbarkeit herzustellen trachtet, die gesellschaftlich nicht bloß heute verwehrt, sondern schlechterdings nicht wiederherstellbar noch selbst wünschbar ist; und damit zur Verhüllung der Lage beiträgt. Es ist weiter die Frage, wie weit Musik, soweit sie etwa selber in den gesellschaftlichen Prozeß eingreifen sollte, in der Lage sein wird, als Kunst einzu-

greifen. Wie immer jedoch es damit sich verhalte: heute und hier vermag Musik nichts anderes als in ihrer eigenen Struktur die gesellschaftlichen Antinomien darzustellen, die auch an ihrer Isolation Schuld tragen. Sie wird um so besser sein, je tiefer sie in ihrer Gestalt die Macht jener Widersprüche und die Notwendigkeit ihrer gesellschaftlichen Überwindung auszuformen vermag; je reiner sie, in den Antinomien ihrer eigenen Formensprache, die Not des gesellschaftlichen Zustandes ausspricht und in der Chiffernschrift des Leidens zur Veränderung aufruft. Ihr frommt es nicht, in ratlosem Entsetzen auf die Gesellschaft hinzustarren: sie erfüllt ihre gesellschaftliche Funktion genauer, wenn sie in ihrem eigenen Material und nach ihren eigenen Formgesetzen die gesellschaftlichen Probleme zur Darstellung bringt, welche sie bis in die innersten Zellen ihrer Technik in sich enthält. Die Aufgabe der Musik als Kunst tritt damit in gewisse Analogie zu der der gesellschaftlichen Theorie. Wollte man die immanente Entfaltung der Musik absolut setzen, als bloße Spiegelung des gesellschaftlichen Prozesses, so würde man damit eben den Fetischcharakter der Musik sanktionieren, der ihre Not und das heute gerade von ihr darzustellende Grundproblem ist. Daß sie andererseits nicht nach der bestehenden Gesellschaft gemessen werden darf, die sie produziert und zugleich von sich fernhält, steht klar. Daß sie vollends nicht, abstrakt und fern von den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, als „geistiges" Phänomen genommen werden sollte, das irgendwelche Wünsche der gesellschaftlichen Veränderung unabhängig von deren empirischer Verwirklichung im Bilde vorwegnehmen kann, ist die Voraussetzung jeder historisch-materialistischen und nicht bloß „geistesgeschichtlichen" Methode. Damit ist die Relation von gegenwärtiger Musik und Gesellschaft nach allen Richtungen hin gleich problematisch. Ihre Aporien teilt sie mit der gesellschaftlichen Theorie; zugleich aber auch die Verhaltensweisen, in der diese den Aporien gegenübertritt oder gegenübertreten sollte. Von Musik, die heute ihr Lebensrecht bewähren will, ist in gewissem Sinne Erkenntnischarakter zu fordern. In ihrem Material muß sie die Probleme rein ausformen, die das Material — selber nie reines Naturmaterial, sondern gesellschaftlich-geschichtlich produziert — ihr stellt; die Lösungen, die sie dabei findet, stehen Theorien gleich: in ihnen sind gesellschaftliche Postulate enthalten, deren Verhältnis zur Praxis zwar äußerst vermittelt und schwierig sein mag und die keinesfalls umstandslos sich mögen realisieren lassen, über die aber in letzter Instanz entscheidet, ob und wie sie in die gesellschaftliche

Wirklichkeit einzugehen vermögen. Der Kurzschluß: diese Musik ist unverständlich, also esoterisch-privat, also reaktionär, muß abgewiesen werden: ihm liegt mit einer romantischen Vorstellung primitiver musikalischer Unmittelbarkeit zugleich die Meinung zugrunde, das empirische Bewußtsein der gegenwärtigen Gesellschaft, das in Enge und Unerhelltheit, ja bis zur neurotischen Dummheit von der Klassenherrschaft zu deren Erhaltung gefördert wird, könne als positives Maß einer nicht mehr entfremdeten, sondern dem freien Menschen zugehörigen Musik gelten. So wenig die Politik von diesem Bewußtseinsstand abstrahieren darf, mit dem die gesellschaftliche Dialektik zentral rechnen muß, so wenig darf sich dafür die Erkenntnis von einem Bewußtsein Grenzen setzen lassen, das von der Klassenherrschaft produziert ist und auch als Klassenbewußtsein des Proletariats die Male der Verstümmelung durch den Klassenmechanismus weiter trägt. Wie die Theorie über dies gegenwärtige Bewußtsein der Massen hinausgreift, muß auch Musik darüber hinausgreifen. Wie aber die Theorie dialektisch zur Praxis steht, an welche sie nicht bloß Forderungen richtet, sondern von der sie auch Forderungen übernimmt, so wird auch eine Musik, die das Selbstbewußtsein ihrer gesellschaftlichen Funktion erlangt hat, dialektisch zur Praxis stehen. Nicht indem sie heute und hier, Ware gerade im Schein der Unmittelbarkeit, sich dem „Gebrauch" fügt; wohl aber indem sie in sich selber, in Übereinstimmung mit dem Stande der gesellschaftlichen Theorie, alle die Elemente ausbildet, deren objektive Intention die Überwindung der Klassenherrschaft ist, auch wofern deren Ausbildung gesellschaftlich isoliert und zellenhaft während der Klassenherrschaft sich vollzieht. Wenn die fortgeschrittenste kompositorische Produktion der Gegenwart, lediglich unterm Zwang der immanenten Entfaltung ihrer Probleme, bürgerliche Grundkategorien wie die schöpferische Persönlichkeit und ihren Seelenausdruck, die Welt der privaten Gefühle und die verklärte Innerlichkeit außer Aktion setzte und an ihre Stelle höchst rationale und durchsichtige Konstruktionsprinzipien rückte, so ist diese Musik, gebunden an den bürgerlichen Produktionsvorgang, zwar gewiß nicht als „klassenlose" und eigentliche Zukunftsmusik anzuschauen, wohl aber als die, welche ihre dialektische Erkenntnisfunktion am genauesten erfüllt. Der ungemein heftige Widerstand, dem in der gegenwärtigen Gesellschaft gerade solche Musik begegnet und der den gegen alle, sei's noch so sehr literarisch-politisch akzentuierte, Gebrauchs- und Gemeinschaftsmusik übertrifft — dieser Widerstand scheint immerhin darauf hinzudeuten,

daß die dialektische Funktion dieser Musik in der Praxis, ob auch bloß negativ, als „Destruktion", bereits fühlbar wird.

Unterm gesellschaftlichen Aspekt läßt sich die gegenwärtige Musikübung, Produktion und Konsumtion, drastisch aufteilen in solche, die den Warencharakter umstandslos anerkennt und, unter Verzicht auf jeden dialektischen Eingriff, nach den Erfordernissen des Marktes sich richtet und in solche, die sich prinzipiell nicht nach dem Markt richtet. Anders gewandt: in der Entfremdung von Gesellschaft und Musik stellt die erste Gruppe — passiv und undialektisch — sich auf die Seite der Gesellschaft, die zweite auf die der Musik. Die herkömmliche, in der bürgerlichen Musikkultur sanktionierte Scheidung von „leichter" und „ernster" Musik fällt mit dieser scheinbar zusammen. Freilich nur scheinbar. Denn ein großer Teil der vorgeblich „ernsten" Musik richtet sich wie die Komponisten leichter Musik nach den Erfordernissen des Marktes, wäre es auch unterm Schutz ökonomisch undurchsichtiger „Mode", oder kalkuliert wenigstens die Markterfordernisse der Produktion ein; die Verhüllung der Marktfunktion solcher Musik durch den Begriff der Persönlichkeit, der Schlichtheit, des Lebens dient nur dazu, sie zu verklären und damit ihren Marktwert mittelbar zu steigern. Andererseits enthält gerade die „leichte" Musik, von der gegenwärtigen Gesellschaft geduldet, verachtet und benutzt gleich der Prostitution, mit der sie als „leichtgeschürzt" nicht umsonst verglichen wird, Elemente, die wohl Triebbefriedigungen der heutigen Gesellschaft darstellen, deren offiziellen Ansprüchen aber widerstreiten und damit in gewissem Sinne die Gesellschaft transzendieren, der sie dienen. In der Scheidung von leichter und ernster Musik spiegelt die Entfremdung von Menschen und Musik sich nur verzerrt, nämlich so, wie sie dem Bürgertum selbst sich darstellt. Sie will die „ernste" Musik von der Entfremdung ausnehmen, die doch Strawinskijs Psalmensymphonie mit dem letzten Schlager von Robert Stolz teilt, und dafür die Last der Entfremdung unter dem Titel „Kitsch" allein jener Musik aufbürden, die als exakte Reaktion auf Triebkonstellationen der Gesellschaft als einzige dieser angemessen ist, aber gerade durch ihre Angemessenheit die Gesellschaft desavouiert. Darum ist die Scheidung leichter und ernster Musik durch jene andere zu ersetzen, die die beiden Hälften der musikalischen Weltkugel gleichermaßen im Zeichen der Entfremdung sieht: Hälften eines Ganzen, das freilich durch deren Addition niemals rekonstruierbar wäre.

Die musikalische Produktion im engeren Sinne, die sich nicht umstandslos dem Marktgesetz unterwirft, also die „ernste" unter

Ausschluß der quantitativ freilich überwiegenden, die verkappt ebenfalls dem Markt dient, ist die, welche die Entfremdung gestaltet. Grob läßt sich schematisieren: ihr erster Typ ist einer, der ohne Bewußtsein des gesellschaftlichen Ortes oder gleichgültig dagegen, bloß immanent seine Probleme und Lösungen auskristallisiert und gewissermaßen fensterlos wie die Leibnizsche Monade zwar nicht eine prästabilierte Harmonie, wohl aber eine historisch produzierte Dissonanz, nämlich die gesellschaftlichen Antinomien „vorstellt". Dieser erste Typ, als „moderne" Musik der allein ernstlich chokierende, wird wesentlich von Arnold Schönberg und seiner Schule vertreten. — Dem zweiten Typ rechnet Musik zu, die die Tatsache der Entfremdung, als ihre eigene Isolierung und als „Individualismus", erkennt und ins Bewußtsein hebt, aber in sich selbst, formimmanent und bloß ästhetisch, also ohne Rücksicht auf die tatsächliche Gesellschaft, aufzuheben trachtet; meist durch einen Rückgriff auf vergangene Stilformen, die sie der Entfremdung enthoben meint, ohne zu sehen, daß sie in völlig veränderter Gesellschaft und völlig verändertem Musikmaterial nicht wiederherstellbar sind. Insofern diese Musik, ohne sich auf eine gesellschaftliche Dialektik einzulassen, im Bilde eine nichtexistente „objektive" Gesellschaft oder, nach ihrer Intention, „Gemeinschaft" zitieren möchte, mag sie Objektivismus heißen. Zum Objektivismus zählt in den hochkapitalistisch-industriellen Ländern der Neoklassizismus, in den unentwickelteren agrarischen der Folklorismus. Der wirksamste Autor des Objektivismus, nacheinander übrigens, aufschlußreicher Weise, seiner beiden Hauptrichtungen, ist Igor Strawinskij. — Der dritte Typ ist eine Zwischenform. Mit dem Objektivimus geht er von der Erkenntnis der Entfremdung aus. Zugleich aber erkennt er, gesellschaftlich erhellter als jener, dessen Lösungen als Schein. Er verzichtet auf die positive Lösung und begnügt sich, die gesellschaftlichen Brüche durch brüchige, sich selbst als scheinhaft setzende Faktur hervortreten zu lassen, ohne sie mehr durch ästhetische Totalität zu überwölben. Er bedient sich dabei der Formsprache teils der bürgerlichen Musikkultur des 19. Jahrhunderts, teils der heutigen Konsummusik, um sie zu enthüllen. Mit der Sprengung der ästhetischen Formimmanenz transzendiert dieser Typ zum Literarischen. Weitreichende sachliche Übereinstimmungen mit den französischen Surrealisten berechtigen dazu, beim dritten Typ von surrealistischer Musik zu sprechen. Sie ist ausgegangen vom mittleren Strawinskij, dem der Histoire du soldat zumal. Am konsequentesten ist sie von Kurt Weill in den gemeinsam mit Brecht

produzierten Werken, besonders der „Dreigroschenoper" und „Mahagonny" ausgebildet worden. — Der vierte Typ ist der solcher Musik, die die Entfremdung von sich aus und real zu durchbrechen trachtet, sei es auch auf Kosten der immanenten Gestalt. Er wird gemeinhin mit dem Namen „Gebrauchsmusik" belegt. Doch zeigt gerade die charakteristische Gebrauchsmusik, wie sie zumal von Rundfunk- und Theaterbestellungen hervorgerufen wird, bereits zu deutliche Abhängigkeiten vom Markt, als daß sie hier zur Diskussion stünde. Statt ihrer erheischen Aufmerksamkeit Bestrebungen wie etwa die einer vom Neoklassizismus ausgehenden „Gemeinschaftsmusik", die Hindemith vertritt, und die proletarischen Chorwerke von Hanns Eisler.

Arnold Schönberg, als intellektualistisch, destruktiv, abstrakt und esoterisch verfehmt, trifft mit jedem neuen Werk auf Widerstände, die denen gegen die Psychoanalyse nicht unähnlich sind. In der Tat zeigt er, nicht zwar dem konkreten Gehalt seiner heute von allen psychologischen Bezug abgelösten Musik, wohl aber der gesellschaftlichen Struktur nach weitreichende Übereinstimmungen mit Freud. Gleich ihm und gleich Karl Kraus, zu dessen sprachkritischer Bemühung seine Reinigung des musikalischen Materials das Seitenstück abgibt, rechnet der Wiener Schönberg zu jenen dialektischen Erscheinungen des bürgerlichen Individualismus — das Wort ganz allgemein genommen —, die ohne Rücksicht auf eine vorgedachte gesellschaftliche Totalität in ihren angeblich „spezialisierten" Problemkreisen arbeiten, in ihnen aber Lösungen gewinnen, die sich unvermerkt wider die Voraussetzungen des Individualismus kehren und umschlagen; Lösungen, wie sie einem gesellschaftlich orientierten bürgerlichen Reformismus prinzipiell versagt sind, der seine auf die Totalität abzielende Einsicht, die doch nicht den Grund erreicht, mit „vermittelnden" und damit verhüllenden Lösungen bezahlen muß. Wenn Freud, um zu den objektiven Symbolen und schließlich der objektiven Dialektik des Bewußtseins der Menschen in der Geschichte zu gelangen, die Analyse des individuellen Bewußtseins und Unbewußtseins durchführen mußte; wenn Kraus, um in der Sphäre des „Überbaus" die Konzeption des Sozialismus gleichsam zum zweiten Mal zu vollbringen, nichts anderes tat, als das bürgerliche Leben mit seiner eigenen Norm des richtigen individuellen zu konfrontieren und mit den Individuen deren Norm enthüllte: dann hat, nach dem gleichen Schema, Schönberg die Ausdrucksmusik des privaten bürgerlichen Individuums, lediglich ihre eigenen Konsequenzen verfolgend, zur

Aufhebung gebracht und eine andere Musik an ihre Stelle gesetzt, der zwar unmittelbare gesellschaftliche Funktionen nicht zukommen, ja die die letzte Kommunikation mit der Hörerschaft durchschnitten hat, die aber einmal an immanent-musikalischer Qualität, dann an dialektischer Aufklärung des Materials alle andere Musik der Zeit hinter sich zurückläßt und eine so vollkommene rationale Durchkonstruktion darbietet, daß sie mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verfassung schlechterdings unvereinbar ist, die denn auch in all ihren kritischen Repräsentanten unbewußt sich zur Wehr setzt und die Natur wider den Angriff des Bewußtseins zu Hilfe ruft, den sie bei Schönberg erfuhr. Mit ihm hat, zum ersten Male vielleicht in der Geschichte der Musik, Bewußtsein das musikalische Naturmaterial ergriffen und beherrscht es. Der Durchbruch des Bewußtseins aber ist bei ihm nicht idealistisch: nicht als Produzieren von Musik aus bloßem Geist zu verstehen. Vielmehr darf in strengem Sinn von Dialektik die Rede sein. Denn die Bewegung, die Schönberg vollzogen hat, geht aus von Fragestellungen, wie sie im Material selbst gelegen sind, und die Produktivkraft, die sie in Bewegung bringt, ist eine Triebrealität, nämlich der Drang zu unverstellter und ungehemmter Expression des Psychischen und gerade des Unbewußten, wie sie in Schönbergs mittlerer Phase, der der „Erwartung", der „Glücklichen Hand" und der Kleinen Klavierstücke, sein Werk in unmittelbare Beziehung zur Psychoanalyse setzt. Das objektive Problem aber, das diesem Drang gegenüber liegt, ist dies: wie vermag das technisch durchgebildetste Material — das also, das Schönberg von Wagner und andererseits von Brahms empfing — der radikalen Expression des Psychischen sich zu unterwerfen? Das vermag es nur, indem es sich von Grund auf verändert: nämlich alle die vorgegebenen Bindungen aufgibt, die — Spiegelungen eines „Einverständnisses" der bürgerlichen Gesellschaft mit der Psyche des Individuums, welches nun von dessen Leiden aufgekündigt wird — der Freizügigkeit des individuellen Ausdrucks im Wege stehen. Es sind das die überkommenen musikalischen Symmetrieverhältnisse in jedem Betracht, die auf einer wie immer gearteten Technik der Wiederholung basieren, und ihre Kritik ereignet sich, abermals in Übereinstimmung mit Karl Kraus, aber auch etwa den architektonischen Absichten von Adolf Loos, als Kritik jeglichen Ornaments. Bei der Verschränktheit aller musikalischen Elemente bleibt diese Kritik nicht etwa bei der musikalischen Architektur, deren Symmetrie und Ornamentik sie negiert, stehen; sie geht ebenso auf das harmonische Korrelat der

tektonischen Symmetrieverhältnisse, die Tonalität, die zugleich von der Dissonanz als dem Träger des radikalen Ausdrucksprinzips getroffen wird; mit dem Zerfall des tonalen Schemas emanzipiert sich der bislang akkordisch eingeengte Kontrapunkt und erzeugt jene Form von Polyphonie, die unter dem Namen der „Linearität" bekannt ist; schließlich wird auch der totale, homogene Klang, wie er von der Substanz des orchestralen Streichertuttis getragen war, angegriffen. Es ist nun die eigentlich zentrale und in der üblichen Betrachtungsweise niemals recht gewürdigte Leistung Schönbergs, daß er schon von den frühsten Werken, etwa den Liedern op. 6 an die expressive Kritik des vorgegebenen Materials und seiner Formen niemals „expressionistisch", durch selbstherrliches und rücksichtsloses Einlegen subjektiver Intentionen ins heterogene Material vollzog, sondern daß jede Geste, mit der er ins materiale Gefüge eingreift, zugleich die präzise Antwort ist auf Fragen, welche das Material in Gestalt der materialeigenen Probleme an ihn richtet. Jede subjektiv-expressive Errungenschaft Schönbergs ist zugleich eine Auflösung objektiv-materialer Widersprüche, wie sie sowohl in der chromatischen Sequenztechnik Wagners wie der diatonischen Variationstechnik Brahmsens fortbestanden. Wenn der esoterische Schönberg nicht einer spezialisierten und gesellschaftlich irrelevanten Musikgeschichte als Geistesgeschichte vorbehalten ist, sondern in seiner materialen Dialektik auf die gesellschaftliche projiziert werden darf, so rechtfertigt sich das damit, daß er in Gestalt der materialen Probleme, die er übernahm und weitertrieb, die Probleme der Gesellschaft vorfand, die das Material produzierte und in ihm ihre Widersprüche als technische Probleme aufstellte. Daß Schönbergs Lösungen der technischen Probleme trotz ihrer Isoliertheit gesellschaftlich belangvoll sind, erweist sich daran, daß er, trotz und vermöge seiner eigenen expressiven Ursprünge, in ihnen allen an Stelle der privaten Zufälligkeit, die man recht wohl als eine Art anarchischer Musikproduktion bezeichnen könnte, eine objektive Gesetzmäßigkeit rückte, die dem Material nicht von außen aufgezwungen, sondern aus ihm selber herausgeholt ist und es in geschichtlichem Prozeß rationaler Durchsichtigkeit annähert. Das ist der Sinn des Umschlages, der technologisch als „Zwölftonkomposition" figuriert. Im gleichen Augenblick, da das gesamte musikalische Material der Macht der Expression unterworfen ist, erlischt die Expression — als ob sie nur am Widerstand des subjekt-fremden, selber „entfremdeten" Materials sich entzündete. Die subjektive Kritik der orna-

mentalen und Wiederholungsmomente zeitigt eine objektive, nicht-expressive Struktur, die an Stelle von Symmetrie und Wiederholung den Ausschluß der Wiederholung in der Zelle, nämlich die Verwendung aller zwölf Töne des Chromas vor der Wiederholung eines Tones daraus setzt und zugleich den „freien", zufälligen, konstruktiv ungebundenen Einsatz irgendeines Tones verwehrt. Entsprechend tritt für die expressiv gebundene leittönige Harmonik eine komplementäre ein. Der äußersten Strenge des immanenten Gefüges ist zugeordnet radikale Freiheit von allen dinglichen, von außen der Musik gesetzten Normen, so daß sie wenigstens in sich selber die Entfremdung als eine von subjektiver Formung und objektivem Material aufgehoben hat und dem zustrebt, wofür Alois Hàba den schönen Ausdruck „Musikstil der Freiheit" fand. Freilich überwindet sie die Entfremdung nach innen nur durch deren Vollendung nach außen. Und es wäre romantische Verklärung der Meisterschaft, auch der Schönbergs, der größten der gegenwärtigen Musik, Verkennung der heute unauflöslichen Aporien der Musik, wollte man annehmen, deren immanente Bewältigung sei tatsächlich bruchlos möglich. Denn mit der Textwahl zu seiner letzten Oper „Von heute auf morgen", einer Verherrlichung der bürgerlichen Ehe gegenüber der Libertinage, die „Liebe" und „Mode" bedenkenlos kontrastiert, unterstellt immerhin Schönberg selber seine eigene Musik einer bürgerlichen Privatsphäre, die sie ihrer objektiven Beschaffenheit nach angreift. Gewisse klassizistische Neigungen in der großen Formarchitektur, wie sie sich beim letzten Schönberg verfolgen lassen, mögen in die gleiche Richtung weisen. Vor allem aber: es ist die Frage, ob das Ideal des geschlossenen, in sich ruhenden Kunstwerkes, das Schönberg von der Klassik übernahm und treu festhält, mit den Mitteln, die er auskristallisierte, noch vereinbar ist und ob es, als Totalität und Kosmos, sich überhaupt noch halten läßt. Mag immer in der tiefsten Schicht Schönbergs Werk diesem Ideal entgegen sein — das Moment der Scheinlosigkeit zeugt dafür, das schon in seinem Kampf gegen die Ornamentik sich aussprach und mehr noch in der Nüchternheit seiner heutigen musikalischen Diktion, auch der der Texte —; mag selbst seinem Werk als dessen Geheimnis Kunstfeindschaft innewohnen: dem expliziten Anspruch nach will es mit historisch durchrationalisierten Mitteln das Beethovensche, autonome, sich selbst genügende und symbolkräftige Kunstwerk noch einmal herbeizwingen, und die Möglichkeit solcher Rekonstruktion ist, wie die der Krausschen Rekonstruktion einer reinen Sprache, zu bezweifeln.

Hier, freilich nur hier und nicht in der Unpopularität seines Werkes stößt die gesellschaftliche Einsicht auf seine Grenze; auf die Grenze nicht sowohl seiner Begabung als vielmehr die der Funktion von Begabung überhaupt. Sie läßt sich musikalisch nicht mehr überschreiten. An ihr hat Alban Berg, Schönbergs Schüler, sich angesiedelt. Kompositionstechnisch stellt sein Werk gewissermaßen die rückwärtige Verbindungslinie zwischen dem vorgeschobenen Schönbergschen œuvre und der vorangegangenen Generation: Wagner, Mahler, in mancher Hinsicht auch Debussy dar. Diese Linie ist aber vom Schönbergschen Niveau aus gezogen: dessen technische Errungenschaften: extreme Variation und Durchkonstruktion, auch das Zwölftonverfahren sind auf das ältere, chromatisch-leittönige Material angewandt, ohne es, wie es im Werke Schönbergs geschieht, „aufzuheben": die expressive Funktion wird erhalten. Bleibt nun Berg damit mehr als Schönberg der bürgerlich-individualistischen Musik — in den herkömmlichen Kategorien der Stilkritik: der neudeutschen Schule — verhaftet, so entringt er sich ihr in anderer Richtung ebenso vollkommen wie Schönberg. Seine Dialektik trägt sich zu im Bereich des musikalischen Ausdrucks, der nicht, wie die Anwälte einer leer-kollektivistischen Neusachlichkeit ohne Unterlaß proklamieren, ohne weiteres als „individualistisch" verworfen werden kann. Die Frage nach dem Ausdruck läßt sich statt dessen nur konkret, nur nach dem Substrat des Ausdrucks, dem Ausgedrückten, und nach der Bündigkeit des Ausdrucks selber beantworten. Wird diese Frage im Bereich der bürgerlich-individualistischen Ausdrucksmusik ernstlich gestellt, so zeigt sich, daß diese Ausdrucksmusik nicht nur als Musik, sondern ebenso auch als Ausdruck fragwürdig ist: daß, ähnlich wie in einem großen Teil der „psychologischen" Romanliteratur des 19. Jahrhunderts, gar nicht die psychische Realität des Bezugssubjekts, sondern eine fiktive, stilisierte und in vielem Betracht gefälschte ausgedrückt ward. Auf diesen Sachverhalt deutet in der Musik die Verschränkung des psychologischen Ausdrucks- mit dem Stilbegriff der Romantik hin. Gelingt es nun der Musik, das fiktive psychologische Substrat, also vorweg das heroisch-erotische Menschenbild Wagners zu durchstoßen und ins reale Substrat einzudringen, so ändert sich die Funktion der Musik dem bürgerlichen Individuum gegenüber. Sie will es dann nicht mehr verklären und als Norm statuieren, sondern seine Not und sein Leiden aufdecken, die von der Konvention, der musikalischen nicht anders als der psychologischen, verborgen werden; indem sie die Not — oder die

Gemeinheit — des Individuums ausspricht, ohne es in seiner Isolierung zu belassen, sondern indem sie es zugleich objektiviert, kehrt sie sich schließlich gegen die Ordnung der Dinge, in der sie zwar als Musik entspringt wie das ausgedrückte Individuum als Individuum, die aber in ihr zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Verzweiflung gelangt. Sobald solche Musik, ihrerseits inhaltlich der Psychoanalyse verwandt genug und nicht umsonst in den Regionen von Traum und Wahnsinn beheimatet, die konventionelle Ausdruckspsychologie tilgt, kehrt sie sich zugleich auch gegen die konventionelle Formensprache der Musik, die jener Psychologie entspricht, zerfällt deren Oberflächenzusammenhänge und baut aus den Partikeln des musikalischen Ausdrucks musikalisch-immanent eine neue Sprache, die trotz des gänzlich verschiedenen Weges mit der konstruktiven Schönbergs konvergiert. Diese Dialektik trägt im Werke Bergs sich zu, und sie allein läßt seine Komposition von Büchners Trauerspiel „Wozzeck" in ihrer Tragweite verstehen. Wenn eine Parallele zur bildenden Kunst erlaubt ist: Berg verhält sich zur Ausdrucksmusik des späteren 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wie die Porträts Kokoschkas zu denen der Impressionisten. Die wahrhafte Darstellung der individuellen Psyche, der bürgerlichen und der vom Bürgertum produzierten proletarischen, schlägt mit dem Wozzeck in die gesellschaftskritische Intention um, ohne freilich den Rahmen der ästhetischen Immanenz zu sprengen. Dabei ist es das tiefe Paradoxon Bergs, in dem die gesellschaftliche Antinomik werk-immanent sich abzeichnet, daß diese kritische Wendung gerade im Bezug auf ein vergangenes und von seiner Kritik nun transparent gemachtes Material möglich wird. So stellt es in einem der bedeutendsten Teile des Wozzeck, der großen Wirtshausszene sich dar, und hier überschneidet sich sein Verfahren mit dem surrealistischen. Dieser Bezug ist es zugleich, der bislang Bergs Werk, zumindest das dramatische, vor der vollkommenen Isolierung behütet hat und ihm beim bürgerlichen Publikum eine gewisse Resonanz schuf, die, mag sie immer im Mißverständnis des Wozzeck als des letzten „Musikdramas" Wagnerischer Provenienz gründen, durch die Kanäle des Mißverstehens ins herrschende Bewußtsein einiges von dem einsickern ließ, was als dunkler und gefährlicher Strom im Wozzeck aus den Höhlen des Unbewußten entspringt. — Es ist in diesem Zusammenhang schließlich in Kürze des dritten Repräsentanten der Schönbergschule zu gedenken, dessen gesellschaftliche Interpretation, so fraglos die außerordentliche musikalische Qualität steht, einstweilen noch die größte Schwierigkeit

bereitet und hier nicht einmal versucht werden darf: Anton Weberns. Einsamkeit und Entfremdung der Gesellschaft gegenüber, bei Schönberg durch die Formstruktur des Werkes bedingt, werden ihm thematisch und zum Inhalt: die Aussage des Unaussagbaren, also der vollkommenen Entfremdung ist mit jedem Laut seiner Musik gemeint. Wollte man den für die Schönberg-Schule konstitutiven Grundbegriff der immanenten Dialektik auf Webern anwenden: man müßte, mit einem Untertitel Kierkegaards, der Webern nahe genug liegt, von „dialektischer Lyrik" reden. Denn hier wird die äußerste individuelle Differenzierung, eine Auflösung des vorgegebenen Materials, die musikalisch noch über Schönberg und expressiv noch über Berg hinausgeht, zu keinem anderen Zweck geübt als dem: eine Art Natursprache der Musik, den reinen Laut freizumachen, wie er dem Rückgriff auf ein Naturmaterial, also die Tonalität und die „natürlichen" Obertonverhältnisse, unweigerlich sich versagte. Das Bild der Natur in geschichtlicher Dialektik zu produzieren: das ist die Absicht seiner Musik und das Rätsel, das sie aufgibt; das, als Rätsel, zu jeder positiven Natur-Romantik als Antwort gänzlich konträr steht. Es wird erst später sich déchiffrieren.

Zur Meisterschaft Schönbergs und seiner Schule setzt die genaue Antithesis die Virtuosität Strawinskijs und seines Gefolges; zur Scheinlosigkeit das Spiel; zur gebundenen Dialektik, deren Substrat umschlagend sich verwandelt, der verführerisch-beliebige Wechsel der Masken, deren Träger dafür identisch, aber nichtig bleibt. Die Musik des Objektivismus ist gesellschaftlich um soviel durchsichtiger denn die der Schönberg-Schule, als sie sich technologisch weniger dicht in sich verschließt. Darum hat die gesellschaftliche Interpretation des Objektivismus gerade von dessen technischer Verfahrungsweise auszugehen. Technisch wird in jeglicher objektivistischen Musik der Versuch gemacht, die Entfremdung der Musik von innen her, also ohne Ausblick auf die gesellschaftliche Realität zu korrigieren: nicht aber durch Weiterverfolgung ihrer immanenten Dialektik, die als individualistisch-überdifferenziert — Strawinskij hat, absurd genug, Schönberg einmal mit Oscar Wilde verglichen —, intellektualistisch-abstrakt und naturentfremdet gescholten wird. Sondern die musikimmanente Korrektur der Entfremdung wird erhofft von einem Rückgriff auf ältere, durchwegs vorbürgerliche Musikformen, in denen man einen urtümlichen Naturstand der Musik, man könnte sagen: eine musikalische Anthropologie behaupten möchte, der, zugehörig dem Wesen Mensch und seiner leibhaften Konstitution — daher die Neigung alles Objektivis-

mus zu Tanzformen und im Tanz entspringender Rhythmik —, dem geschichtlichen Wechsel enthoben und jederzeit zugänglich sein soll. Vom stilhistorisch prägnanten Begriff der Romantik, mit einer extremen Formel: dem „Legendenton" Schumanns unterscheidet der Objektivismus sich dadurch, daß er nicht sowohl einen vergangenen musikalischen Zustand als positiv dem negativen gegenwärtigen gegenüberstellt und sehnsüchtig ihn wiederherzustellen trachtet, als vielmehr im Vergangenen das Bild eines schlechterdings Gültigen konstruiert, das heut und hier wie jederzeit zu realisieren sei. Darum hat der Objektivismus in seinen theoretischen Äußerungen gerade die Romantik aufs heftigste befehdet. Das besagt aber praktisch-musikalisch nichts anderes, als daß der Rückgriff des Objektivismus auf seine historischen Modelle, sei es nun echte und falsche bäuerliche Volksmusik, mittelalterliche Polyphonie oder der „vorklassische" Konzertatstil, nicht einfach auf Wiedereinsetzung jener Modelle abzielt: nur in Ausnahmefällen hat der Objektivismus, als Stilkopie, um solche Wiedereinsetzung sich bemüht. In der Breite seiner Produktion aber strebt der Objektivismus, als „neue Sachlichkeit" seine Arriviertheit und Zeitgemäßheit geflissentlich betonend, die alten und vermeintlich ewigen Modelle gerade auf das aktuelle Material anzuwenden: das gleiche harmonisch-freizügige, zur Polyphonie prädisponierte, vom Ausdruckszwang emanzipierte Material, wie es aus der Dialektik der Schönbergschule hervorgeht und undialektisch vom Objektivismus übernommen wird. Die vor-arbeitsteilige, statisch-naturhafte Formung eines höchst differenzierten, in sich alle Merkmale der Arbeitsteilung aufweisenden Materials: das ist das Ideal des musikalischen Objektivismus.

Damit drängen unabweislich aktuelle gesellschaftliche Analogien sich auf. Die ständisch-korporative Gliederung eines hochindustriellen Wirtschaftszusammenhanges: sie scheint in der objektivistischen Musik konform abgebildet, und wie im Faszismus über den „Organismus" der Gesellschaft eine „Führerelite", in Wahrheit nämlich die Monopolkapitalisten gebieten, so gebietet über den vorgeblich musikalischen Organismus in Freiheit der souveräne Komponist; wann eine Dissonanz einzuführen, wann ein Vorhalt aufzulösen sei, darüber entscheidet weder ein vorgesetztes Schema, das ja durchs aktuelle Material außer Kraft gesetzt ist, noch die Immanenz des Gefüges, deren rationale Zwangsmäßigkeit gerade im Namen der Natur verneint wird, sondern einzig das Belieben, nämlich der „Geschmack" des Komponisten. So verlockend nun aber die Analogie ist

und so viel sie vom wahren Sachverhalt erschließt: Erkenntnis darf sich ihr nicht ohne Widerstand überlassen. Zwar ist bei dem russischen Emigranten Strawinskij selber oder gar einem kunstpolitisch ambitionierten Neoklassizisten wie Casella der Zusammenhang mit dem Faszismus außer Frage. Jedoch die gesellschaftliche Interpretation von Musik hat es nicht mit dem individuellen Bewußtsein der Autoren sondern mit der Funktion ihres œuvres zu tun. Und da ergeben sich Schwierigkeiten. Zunächst müßten für die Beziehung Objektivismus-Faszismus, soll sie real verstanden werden, die Vermittlungskategorien gefunden und die Vermittlung expliziert werden. Der Vermittlungsmechanismus ist aber noch unbekannt. Er könnte sich am ehesten erschließen einer Analyse des Sachverhalts der Mode, die — wie es im Fall Strawinskijs etwa seine allgemein geläufigen Abhängigkeiten dartun — wesentliche Formelemente des Neoklassizismus nicht in immanent-technischen Fragestellungen sich ausprägen ließ, sondern sie zunächst von außen hereinwarf, bis sie dann in die technische Immanenz des Kunstwerkes übergeführt wurden. Die Mode selbst aber weist einsichtig auf gesellschaftlich-ökonomische Tatsachen zurück. Indessen es ist damit nicht sowohl eine Lösung des Vermittlungsproblems für die Musik angegeben als vielmehr nur der Ort des Problems genauer bezeichnet. Weiter jedoch ergeben sich für die gesellschaftliche Interpretation des Objektivismus auf den Faszismus inhaltliche Schwierigkeiten. Und zwar durch den gleichen Sachverhalt der Entfremdung, dessen immanent-ästhetische Beseitigung oder Verdeckung der Objektivismus sich zur Aufgabe gestellt hat. Gesetzt nämlich, er wäre in der Tat der Intention und objektiven Struktur nach die Musik der fortgeschrittensten monopolkapitalistischen Schicht: sie vermöchte ihn trotzdem nicht zu konsumieren und nicht zu verstehen. Indem der Objektivismus die Entfremdung nur im Bilde zu beseitigen trachtet, läßt er sie in der Realität unverändert bestehen. Die technische Spezialisierung der Musik ist so weit gediehen, daß das Publikum eine Musik selbst dann nicht mehr adäquat zu begreifen vermag, wenn sie objektiv seine eigene Ideologie ist. Dazu kommt, daß ideologische Mächte anderer Art wie der Begriff der „Bildung" als einer Akkumulation von geistigem Gut aus der Vergangenheit auf das Publikum auch musikalisch weit stärker wirken als die unmittelbare Ausformung seiner Gesellschaftsideale in der Musik; allzufremd ist es bereits der Musik geworden, um solcher Ausformung noch zentralen Wert beizumessen. Mag immer die Musik Strawinskijs großbürgerliche Ideologien unvergleichlich

viel genauer widerspiegeln als etwa die von Richard Strauß als des großbürgerlichen Komponisten der letzten Generation: das Großbürgertum wird trotzdem Strawinskij als „Destrukteur" beargwöhnen und an seiner Statt lieber Richard Strauß und noch lieber Beethovens Siebente Synphonie hören. So kompliziert Entfremdung die gesellschaftliche Gleichung. Sie kommt aber auch immanent-ästhetisch zutage — und hier mag der wahre Ursprung des Mißtrauens der Großbürger gegen „ihre" Musik zu suchen sein. Dem Belieben nämlich, mit dem der Komponist über sein Material zu schalten vermag, ohne daß es objektiv verbindlich vorgeformt wäre, ohne daß aber auch die innere Gefügtheit des musikalischen Gebildes selber über musikalisches Recht und Unrecht eindeutig richtete — diesem schlechten Belieben entspricht die Unstimmigkeit des Gebildes bei sich selber, in dem der Widerspruch zwischen der beschworenen Formintention und dem tatsächlichen Materialstand unaufgelöst bleibt.

Am gerechtesten wird ihm noch ein Kompositionsverfahren, das, wie etwa der bedeutende ungarische Komponist und Volksliedforscher Bèla Bartòk, auf die Fiktion von Formobjektivität verzichtet und statt dessen auf ein vor-objektives, wahrhaft archaisches Material zurückgreift, das aber gerade in seiner partikularen Aufgelöstheit dem aktuellen überaus nahesteht, so daß ein radikaler Folklorismus in der rationalen Durchkonstruktion von partikularem Material der Schönbergschule sich erstaunlich angleicht. Bartòk aber ist im Raume des Objektivismus durchaus singulär; schon bei seinem früheren Mitarbeiter Kodàly ist die echte Folklore zu einem romantischen Wunschbild ungeteilt-völkischen Lebens verfälscht, das durch den Kontrast urtümelnder Melodik und sinnlich-weicher, spätimpressionistischer Harmonik sich selber denunziert. Vor solcher Demaskierung ist Strawinskijs Maskenspiel durch den genauesten und vorsichtigsten Kunstverstand geschützt. Es ist seine große und gefährliche, auch für ihn selbst gefährliche Leistung, daß seine Musik das Wissen um ihre zwangsmäßige Antinomik nutzt, indem sie sich als Spiel gibt; niemals aber blank als Spiel, niemals als offenes Kunstgewerbe: sondern sich in einer steten Schwebe zwischen Spiel und Ernst wie zwischen den Stilen hält, die es fast unmöglich macht, sie beim Namen zu rufen und in der die Ironie jede Durchschaubarkeit der objektivistischen Ideologie verhindert, der Hintergrund einer Verzweiflung aber, der jeder Ausdruck erlaubt ist, weil ihr keiner eindeutig zukommt, das Maskenspiel von der Tiefe

seines düsteren Hintergrundes abhebt. Dies Schwanken, darin jeden Augenblick das Spiel Ernst werden, ins satanische Gelächter umschlagen kann und mit der Möglichkeit nichtentfremdeter Musik die Gesellschaft verhöhnt: dies ist es, was die Aufnahme Strawinskijs als des Modekomponisten, dessen Prätention gleichzeitig seine Musik erhebt, unmöglich macht. Gerade die artistische Sicherheit, mit der er die Unmöglichkeit einer positiv-ästhetischen Lösung der gesellschaftlich bedingten Antinomien anerkennt, damit aber die gesellschaftliche Antinomik selber, macht ihn dem Großbürgertum suspekt und provozierte bei seinen besten und exponiertesten Stücken, wie der Histoire du soldat, Widerspruch. Strawinskijs Überlegenheit im Metier gegenüber allen anderen objektivistischen Autoren gefährdet die ungebrochene ideologische Positivität seines Stiles, wie sie die Gesellschaft von ihm verlangte: so wird auch bei ihm die artistische Folgerichtigkeit gesellschaftlich-dialektisch. Den Verdacht der herrschenden Mächte gegen großstädtische „Atelier"-Kunst, décadence und Zersetzung scheint er erst mit der gewalttätigen Theologie der Psalmensymphonie abgewehrt zu haben.

Es ist die wesentliche gesellschaftliche Funktion Hindemiths, den Objektivismus Strawinskijs durch die Naivität zu entgiften, mit der er ihn übernimmt. Sein Objektivismus gibt sich ungebrochenernst; die artifizielle Sicherheit wird zur handwerkerlichen Biederkeit, wobei die Idee des Handwerkers als eines „Musikanten" wieder dem Ideal eines nicht-arbeitsteiligen Produktionsstandes entspricht, der in der Musik die Differenz von Produktion und Reproduktion nicht kenne; die satanische Ironie zum „gesunden Humor", dessen Gesundheit auf den unreflektierten Naturstand des Objektivismus deutet, den das Grinsen der Strawinskijschen Masken verstörte, während der Humor, gegenüber der aggressiven, sei's avantgardistischen, sei's snobistischen Ironie, seine prinzipielle Versöhnlichkeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen einbekennt. Die Strawinskijsche Verzweiflung aber, eine sehr geschichtliche Verzweiflung, die in der „Histoire du soldat" bis zur Grenze der Schizophrenie getrieben ist, als Ausdruck einer Subjektivität, welche nur noch von Fetzen und Gespenstern der vergangenen objektiven Musiksprache erreicht wird — diese Verzweiflung moderiert sich bei Hindemith zu einer bloß naturhaften, ungelösten, aber auch undialektischen Schwermut, die auf den Tod als einen ewigen Sachverhalt blickt gleich manchen Intentionen der zeitgenössischen Philosophie, als „existentiell" den konkreten gesellschaftlichen Widersprüchen ausweicht und

damit dem anthropoogisch-außergeschichtlichen Ideal des Objektivismus willig sich einordnet. Strawinskij hat die gesellschaftlichen Widersprüche in die künstlerische Antinomik aufgenommen und gestaltet; Hindemith verdeckt sie, und dafür gerät ihm die blinde Gestalt widerspruchsvoll. Der schärfere technische Blick, der die Oberfläche lückenlos ineinandergeschlossener Bewegungen und untrüglich instrumentensicherer Klangfaktur zu durchdringen vermag, wird allerorten der Brüchigkeit des Hindemithschen Verfahrens inne: der Differenzen zwischen zufälligem Motivmaterial und behaupteter Formgesetzlichkeit; zwischen der prinzipiellen Unwiederholbarkeit der Elemente und den Wiederholungsformen, die sie äußerlich zusammenfassen; zwischen der Terrassenarchitektur im großen und der Wahllosigkeit, mit welcher die Terrassen im einzelnen angelegt sind und angelegt sein müssen, eben weil die „objektive" Architektur nicht, als eine vorgegebene, die einzelnen Produktionsmomente apriorisch umfängt, sondern ihnen von der kompositorischen Willkür aufgeklebt wird, falsche Fassade im Zeichen der neuen Sachlichkeit. Zufällig bleibt hier, wie bei Strawinskij und gewiß der Schar der Gefolgsleute, der Gehalt des Objektivismus; zufällig, das will sagen, auswechselbar nach dem wechselnden ideologischen Bedürfnis und nicht eindeutig vorgezeichnet von einer gesellschaftlichen Verfassung, die an keiner Stelle der ordo ist, für den die Musik zeugen möchte, sondern eine Klassenordnung, die die Musik im Zeichen ihrer Menschlichkeit verdecken soll. Bald wird bloße Formobjektivität ohne allen Gehalt, in ihrer Leere, als Gehalt ausgegeben, Objektivität um der Objektivität willen wie häufig bei Strawinskij, und dabei die dunkle Leere als irrationale Naturmacht gepriesen; bald wird sie, wie bei Hindemith, als Beleg einer Gemeinschaft angeführt, wie sie zwar als kleinbürgerlicher Protest gegen die kapitalistischen Mechanisierungsformen sich ausbilden und als Jugendbewegung auch auf die Produktion einwirken mag, dem kapitalistischen Produktionsprozeß aber lediglich ausweicht. Bald soll die Musik tönendes Spiel sein, das die Menschen entspannt oder ihre Gemeinschaft stiftet, bald soll sie als kultischer oder existentieller Ernst ihnen begegnen, wie in jenem Augenblick, als die Kritik von dem damals noch aggressiveren Hindemith „Vertiefung" verlangte, welchem Verlangen er mit der Komposition des Rilkeschen Marienlebens entsprach. Die Gehalte des musikalischen Objektivismus sind so divergent wie die Interessen der herrschenden Mächte der Gesellschaft, und vollends eine Differenz wie die von Groß- und Kleinbürgertum — die Begriffe so vag gebraucht,

wie es der Stand der gesesllchaftlichen Erkenntnis einstweilen noch vorschreibt — spiegelt in den objektivistischen Produktionen sich deutlich wieder; die Frage nach der „Vermittlung" wäre auch hier zu stellen. Gemeinsam ist den objektivistischen Musiken nur eines: die Intention der Ablenkung vom gesellschaftlichen Zustand. Den einzelnen will sie glauben machen, er sei nicht einsam, sondern mit den anderen in einer Verbundenheit, die die Musik ihm vorführt, ohne ihre gesellschaftliche Funktion zu bestimmen; die Gesamtheit will sie, durch ihre bloße Transformation ins tönende Medium, als eine sinnvolle, das individuelle Schicksal positiv erfüllende vorstellen. Grund und Sinn aber des Verbundenseins sind auswechselbar. Soweit die Intention der Ablenkung real gemeint und nicht bloß Spiegelung von Wünschen im isoliert-ästhetischen Bereich ist, darf sie als mißlungen gelten. Das Kleinbürgertum, um welches mit Singgemeinden und Spielgruppen, „Musikantengilden" und Arbeitskollektiven der Objektivismus intensiv warb, hat für den Absatz völlig versagt. Die Not der kapitalistischen Krise hat die vom Objektivismus oder seinen Popularisatoren gemeinten Schichten auf andere, handlichere Ideologien verwiesen als die inhaltlich recht unbestimmten und kompliziert geschalteten des Objektivismus. Sie werden kaum Neigung spüren, den „esoterischen" Schönberg vom „musikantischen" Hindemith zu unterscheiden, beide mitsamt der Jazzmusik als kulturbolschewistisch ablehnen und sich ihrerseits an die auferstandenen Militärmärsche halten.

Es ist damit bereits das Wesentliche vorweggenommen zur gesellschaftlichen Problematik derjenigen Typen, die die Tatsache der Entfremdung nicht mehr im ästhetischen Bilde meistern, sondern real überwinden wollen durch Einrechnung des tatsächlichen gesellschaftlichen Bewußtseinsstandes ins kompositorische Verfahren: durch Verwandlung des musikalischen terminus a quo in einen gesellschaftlichen terminus ad quem. Zu solchem Verfahren tendiert auf seinen niedrigeren Stufen merkbar bereits der Objektivismus; sprunglos verwandelt sich ihm die Forderung nach ästhetisch-immanent gemeinschaftsmäßiger Musik in die nach ästhetisch gehobener Gebrauchsmusik. Wenn solchem Verfahren und dem schlechten Ideal des Gehobenen gegenüber Kurt Weill als Repräsentant des musikalischen Surrealismus sich weit überlegen zeigt, so rührt das daher, daß er, in besserer Kenntnis des gesellschaftlichen Zustandes, nicht sowohl die positive Veränderung der Gesellschaft durch Musik als möglich annimmt als vielmehr ihre

Enthüllung. Er präsentiert nicht den Menschen eine primitivierte Kunstmusik zum Gebrauch, er hält ihnen ihre eigene Gebrauchsmusik im Zerrspiegel seines künstlerischen Verfahrens vor und zeigt sie als Ware. Nicht umsonst steht der Stil der Dreigroschenoper und von „Mahagonny" der „Histoire du soldat" näher als Hindemith: ein Stil der Montage, welche die „organische" Oberflächengestalt des Neoklassizismus aufhebt und Trümmer und Bruchstücke aneinander rückt oder die Falschheit und Scheinhaftigkeit, die heute an der Harmonik des 19. Jahrhunderts zutage kommt, real auskomponiert durch Zusatz falscher Töne. Der Chok, mit welchem Weills Kompositionsverfahren die gewohnten kompositorischen Mittel, überbelichtet, als Gespenster präsentiert, wird zum Schrecken über die Gesellschaft, aus der sie entspringen und zugleich zur Negation der Möglichkeit einer positiven Gemeinschaftsmusik, die im Gelächter der teuflischen Vulgär- als der wahren Gebrauchsmusik zusammenbricht. Mit den Mitteln vergangenen Scheines bekennt das gegenwärtige kompositorische Verfahren sich selbst als scheinhaft, und im grellen Schein wird die Chiffernschrift eines gesellschaftlichen Zustandes lesbar, der nicht nur jede Beschwichtigung im ästhetischen Bilde verwehrt und samt seinen Widersprüchen darin wiederkehrt, sondern den Menschen so nah auf den Leib rückte, daß er nicht einmal Frage und Versuch des autonomen Kunstwerkes mehr zuläßt. Bewundernswert, welche qualitative Fülle von Ergebnissen Weill mit Brecht aus dieser Konstellation entwickelte, welche Neuerungen des Operntheaters im Blitzlicht von Momenten angelegt sind, die zugleich dialektisch sich gegen die Möglichkeit des Operntheaters überhaupt kehren. Fraglos ist Weills Musik heute die einzige von echter gesellschaftlich-polemischer Schlagkraft, solange sie auf der Spitze ihre Negativität sich hält; sie hat sich auch als solche erkannt und eingeordnet. Ihre Problematik rührt daher, daß sich auf dieser Spitze nicht verbleiben läßt; daß der Musiker Weill den Bindungen einer Arbeitsweise auszuweichen trachten muß, die von der Musik aus notwendig „literarisch" erscheint wie die Bilder der Surrealisten. Das Publikumsmißverständnis, das die Songs der Dreigroschenoper, die doch sich selbst und dem Publikum feind sind, friedlich als Schlager konsumierte, mag als Mittel dialektischer Kommunikation legitimiert sein. Der weitere Gang der Dinge aber läßt Zweideutigkeit als Gefahr erkennen: der vordem enthüllte Schein spielt in falsche Positivität, die Destruktion in Gemeinschaftskunst im Rahmen des Bestehenden hinüber, und hinter der höhnischen Primitivität wird, herbeigelockt

von ihrer Schmerzlichkeit, der naturgläubige Primitivismus eines Rückgriffs nun nicht mehr auf alte Polyphonie, wohl aber auf Händelsche Homophonie sichtbar. Doch steht gerade der Experimentator Weill jeglichem Glauben ans unbewußt Organische so gründlich fern, daß sich damit rechnen läßt, er werde der Gefahr des Ungefährlichen nicht erliegen.

Ihr ist die Gemeinschafts- und Gebrauchsmusik im weitesten Umfang verfallen. Indem ihre Aktivität an der falschen Stelle, bei der Musik anstatt bei der Gesellschaft, ansetzt, versäumt sie beide. Denn das menschliche Miteinander, von dem sie ausgeht, ist in der kapitalistischen Gesellschaft fiktiv und wo es etwa real sein mag, ohnmächtig gegenüber dem kapitalistischen Produktionsprozeß; die Fiktion von „Gemeinschaft" in der Musik verbirgt ihn, ohne ihn zu verändern. Zugleich ist die Gemeinschaftsmusik innermusikalisch reaktionär: in gleicher Richtung wie der Objektivismus, nur weit gröber lehnt sie die dialektische Weiterbewegung des musikalischen Materials als „intellektuell" oder „individualistisch" ab und zielt auf einen schlechten, statischen Naturbegriff in der Restitution der Unmittelbarkeit: den „Musikanten". Anstatt die — gewiß berechtigte — Kritik am Individualismus dialektisch zu üben und ihn mit der Korrektur seiner immanenten Widersprüche zu korrigieren, aber als notwendige Stufe der Befreiung der Musik für die Menschen anzuerkennen, wird hier allenthalben auf eine primitive, vorindividualistische Stufe rekurriert, ohne daß auch nur noch die neoklassizistische Frage nach der Umformung des Materials mehr gestellt wäre. Der gründende Irrtum liegt in der Auffassung der Funktion von Musik dem Publikum gegenüber. Dessen Bewußtsein wird verabsolutiert: in der kleinbürgerlichen Gemeinschaftsmusik als „Natur", in der klassenbewußt-proletarischen, wie etwa Eisler sie vertritt, als proletarisches Klassenbewußtsein, das bereits heute und hier positiv genommen wird. Dabei ist verkannt, daß eben die Forderungen, nach denen hier die Produktion sich richten soll, Singbarkeit, Einfachheit, kollektive Wirksamkeit als solche, notwendig geknüpft sind an einen Bewußtseinsstand, der durch die Klassenherrschaft derart gedrückt und gefesselt ist — keiner hat das extremer formuliert als Marx —, daß er, soll sich die Produktion einseitig an ihm orientieren, zur Fessel der musikalischen Produktivkraft wird. Die immanent-ästhetischen Resultate der bürgerlichen Geschichte, auch der der letzten fünfzig Jahre, können nicht einfach von der proletarischen Kunsttheorie und -praxis beiseite geschoben werden, will sie nicht

einen von der Klassenherrschaft produzierten Zustand in der Kunst verewigen, dessen Abschaffung in der Gesellschaft das unverrückbare Ziel des proletarischen Klassenkampfes ist. Dabei wird die Fügsamkeit der Gemeinschaftsmusik gegenüber dem gegenwärtigen Bewußtsein von diesem selber Lügen gestraft, weil es den Tonfilmschlager vom kleinen Gardeoffizier immer noch lieber gebraucht als eine populär gedachte Gemeinschaftsmusik zur Verherrlichung des Proletariats. Der agitatorische Wert und damit das politische Recht proletarischer Gemeinschaftsmusik wie etwa der Eislerschen Chöre steht außer Frage, und nur utopisch-idealistisches Denken könnte an ihrer Statt eine innerlich der Funktion des Proletariats angemessene, ihm selber aber unverständliche Musik fürs Proletariat fordern. Sobald aber diese Musik aus der Front der unmittelbaren Aktion heraustritt, reflektiert und sich als Kunstform setzt, ist unverkennbar, daß die produzierten Gebilde gegenüber der fortgeschrittenen bürgerlichen Produktion nicht standhalten und sich als fragwürdige Mischung aus Abfällen innerbürgerlich überholter Stilformen, selbst der kleinbürgerlichen Männerchorliteratur, und aus Abfällen der fortgeschrittenen „neuen" Musik darstellen, die durch die Mischung um die Schärfe des Angriffs wie um die Bündigkeit jeder technischen Formulierung gebracht werden. Denkbar wäre an Stelle solcher Zwischenlösungen, daß man etwa in Umlauf befindlichen Melodien der bürgerlichen Vulgärmusik neue Texte unterlegte, um sie auf diese Art dialektisch „umzufunktionieren". Immerhin verdient es Aufmerksamkeit, daß in der Figur des bislang konsequentesten proletarischen Komponisten, Eisler, die Schönbergschule, aus der er hervorging, mit Bestrebungen sich berührt, die scheinbar ihr konträr entgegengesetzt sind. Damit diese Berührung fruchtbar würde, müßte der Gebrauch seine Dialektik finden: es müßte die Musik sich nicht passiv-einseitig nach dem Stand des Verbraucherbewußtseins, auch des proletarischen, richten, sondern mit ihrer Gestalt selber aktiv ins Bewußtsein eingreifen.

Ein zweiter Teil folgt.

Geschichte und Psychologie.

Von

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.).

Vortrag, gehalten in der Kant-Gesellschaft Frankfurt a. M.

Das Verhältnis von Geschichte und Psychologie ist im Laufe der letzten Jahrzehnte viel erörtert worden. Sie erwarten von mir aber weder einen Bericht über die in der Literatur geführten, zum Teil berühmten Diskussionen noch eine systematische Entwicklung der verschiedenen Aspekte, die das Problem heute darbietet, sondern die Kennzeichnung der Rolle, die der Psychologie im Rahmen einer dem Stand der Sozialwissenschaften angemessenen Geschichtstheorie zukommt. Zu diesem Zweck muß der Geschichtsbegriff erklärt werden, von dem hier Gebrauch gemacht wird. In der Philosophie erschwert nämlich die Geltung mehrerer Bedeutungen von Geschichte, die heterogenen geistigen Absichten zugeordnet sind, auch die Verständigung über jede Einzelfrage.

Vor allem werden zwei logisch verschiedene Geschichtsbegriffe einander entgegengesetzt. Der erste stammt aus den sich auf Kant berufenden Systemen, die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Reaktion gegen materialistische Tendenzen in Wissenschaft und Gesellschaft entstanden sind. Die Gemeinsamkeit ihrer Lehre lag darin, den Sinn von Natur, Kunst, Geschichte nicht aus unmittelbarer Vertiefung in diese Gebiete selbst, sondern aus einer Analyse der ihnen entsprechenden Erkenntnis zu gewinnen. Aus der Grundansicht dieser Philosophie, daß die Welt einen subjektiven Ursprung habe, ergab es sich, die Eigentümlichkeiten der Seinsbereiche auf verschiedene Funktionsweisen des erkennenden Subjekts zurückzuführen. Das, was ihrem Wesen nach die Natur ist, sollte aus der systematischen Ableitung der konstitutiven Methoden der Naturwissenschaft einleuchtend gemacht werden, und ebenso wollte man aus einer Darlegung der historischen Methoden erklären, was Geschichte sei. Der Geschichtsbegriff dieser Philosophie ist daher jeweils am Faktum der Geschichtswissenschaft orientiert; prinzipiell kann sie sich zur Geschichtsschreibung auch in einer Zeit, in der diese mit ihren Methoden und Auffassungsweisen hinter dem allgemeinen

Stand der Erkenntnis zurückbleibt, nicht eigentlich kritisch, sondern nur apologetisch verhalten.

Die Philosophie, die dem anderen Geschichtsbegriff zugrunde liegt, bewahrt keine solche Bescheidenheit gegenüber den vorhandenen Wissenschaften. Sie ist ein Teil des gegenwärtigen Bestrebens, die Entscheidung über die sogenannten weltanschaulichen Fragen von wissenschaftlichen Kriterien unabhängig zu machen und die Philosophie überhaupt jenseits der empirischen Forschung aufzubauen. Im Gegensatz zur erwähnten erkenntnistheoretischen Ansicht sollen jetzt die verschiedenen Seinsgebiete keineswegs mehr aus den Wissenschaften, sondern aus ihrer einheitlichen Wurzel, dem ursprünglichen Sein, zu dem unsere Zeit einen neuen Zugang zu finden beansprucht, verständlich gemacht werden. Besonders aus der phänomenologischen Schule, deren Wesenslehre ursprünglich völlig unhistorisch war, ist ein neuer Begriff von Geschichtlichkeit hervorgegangen. Hatte noch Scheler, der besonders in den letzten Lebensjahren die undialektische Wesenslehre der Phänomenologie mit dem Faktum der umwälzenden Geschichte in Einklang zu bringen versuchte, darunter wesentlich die soziale und politische Geschichte verstanden, so bedeutet bei Heidegger die Geschichtlichkeit eine Geschehensweise im Seinsgrund, den die Philosophie im Menschen zu entdecken hat. Erst aus dieser ursprünglichen Geschehensweise soll die Geschichte als Thema der Historie Sinn gewinnen. Bei fundamentalen Erörterungen scheint es daher heute angemessen zu sein, von dieser Bedeutung auszugehen.

Für das hier zu behandelnde Thema ist es aber nicht weniger problematisch, den Begriff der inneren Geschichtlichkeit zugrunde zu legen als den Geschichtsbegriff der traditionellen Wissenschaft. Weil die Existenzphilosophie nach phänomenologischer Tradition sich von den Ergebnissen der Forschung auf den verschiedenen Gebieten unabhängig zu machen sucht, weil sie entschlossen ist, ganz von vorne anzufangen, und den Sinn von Sein ohne Hinblick auf den Stand der gegenwärtigen Forschung neu zu bestimmen trachtet, erscheint ihr Entwurf für unsere Problematik noch zu eng. Nach der Auffassung, daß die Geschichte erst aus der inneren Geschichtlichkeit des Daseins begriffen werden soll, müßte die Verflochtenheit des Daseins in den realen Geschichtsprozeß bloß als äußerliche und scheinhafte gelten. Es macht aber die Beschäftigung mit der äußeren Geschichte ebensowohl das jeweilige Dasein verständlich, wie die Analyse der jeweiligen Existenzen das Verständnis der Geschichte bedingt. Das Dasein ist in die äußere Geschichte unlöslich verflochten, und

seine Analyse wird daher keinen Grund entdecken können, der als solcher zwar in sich bewegt, jedoch unabhängig von jeder äußeren Bestimmung wäre. Die wirkliche Geschichte mit ihren vielfältigen, die Individuen übergreifenden Strukturen ist dann nicht, wie es der Existenzphilosophie entspräche, bloß ein Abgeleitetes, Sekundäres, Objektiviertes. Damit verwandelt sich die Lehre vom Sein im Menschen ebensowohl wie jede Art philosophischer Anthropologie aus einer trotz allem statischen Ontologie in die Psychologie der in einer bestimmten Geschichtsepoche lebenden Menschen.

Die Schwierigkeiten, denen die Anwendung der erwähnten Geschichtsbegriffe begegnet, werden in diesem Zusammenhang noch durch ihr negatives Verhältnis zur Psychologie vermehrt. Auf die Tendenz der gegenwärtigen Phänomenologie, die Aufgaben der Psychologie einer von wissenschaftlichen Kriterien unabhängigen Ontologie zu übertragen, habe ich soeben hingewiesen. Die Stellung des Kantianismus zu unserer Frage hat sich seit Fichtes Behauptung, daß die Psychologie „nichts ist“[1]), wenig geändert. Der Geschichtstheoretiker des Neukantianismus, Rickert, hält die Hoffnungen, „die man auf eine Förderung der Geschichtswissenschaft durch die Psychologie oder gar durch den Psychologismus setzt“, für Zeugnisse eines Denkens, „dem das logische Wesen der Geschichte völlig fremd geblieben ist“[2]). Ich möchte daher statt von der Geschichtsauffassung der gegenwärtigen Philosophie von einer Ihnen allen bekannten Geschichtsphilosophie, nämlich der Hegelschen, ausgehen. Nach einer Andeutung ihres Verhältnisses zur Psychologie soll dann die Rolle der Psychologie in der ökonomischen Geschichtsauffassung mit einiger Ausführlichkeit bestimmt werden. Ich hoffe, daß die Erörterung des Problems auf der Grundlage dieser Theorie auch denjenigen unter Ihnen eine gewisse Anregung zu bieten vermag, denen die historischen Fragen unter dem Aspekt einer subjektivistischen Philosophie erscheinen.

Die philosophische Betrachtung hat es mit der Erkenntnis der einheitlichen dynamischen Struktur in der verwirrenden Vielfältigkeit des Geschehens zu tun. Diese Aufgabe ist im Sinne Hegels unmöglich ohne die aus der dialektischen Logik hervorgehende genaue Kenntnis der Idee und ihrer Momente zu lösen, denn philosophische Geschichtsbetrachtung ist nichts anderes als die Anwendung der Überzeugung

---

[1]) J. G. Fichte, Werke, hrsg. v. F. Medicus, Leipzig, 3. Bd. S. 589.
[2]) H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, Tübingen 1913, 2. Aufl., S. 487.

von der Macht der Idee, sich in der Wirklichkeit durchzusetzen und zu entfalten, auf die Menschenwelt. Dabei empfängt der Geschichtsphilosoph nicht bloß das Rohmaterial, sondern schon weitgehend geformte Bestandteile seiner geschichtlichen Konstruktion von der empirischen Historie. Wie nach Hegel der Naturforscher dem Naturphilosophen nicht eine bloße Aufzählung der Tatsachen liefert, sondern ihm durch die theoretische Formulierung seines Wissens weitgehend entgegenkommt und vorarbeitet, so bietet die Historie der Geschichtsphilosophie außer der Kenntnis der wirklichen Ereignisse auch so wesentliche kategoriale Bestimmungen wie die ursächlichen Zusammenhänge, die Perioden, die Einteilung der geschichtlich handelnden Menschen in Rassen, Stämme, Nationen dar. Aber den lebendigen Sinn gewinnen die Perioden erst, indem wir sie als Epochen der sich entfaltenden Idee begreifen; erst indem sich die weltgeschichtliche Nation als Trägerin eines jeweils neuen, eigenen und der Idee mehr adäquaten Prinzips erweist, wird sie aus einem Ordnungsbegriff zu einer sinnvollen Realität, wird ihr Geist, der Volksgeist, aus einer Zusammenfassung von Eigentümlichkeiten zur metaphysischen Macht und der Kampf der Nationen aus beklagenswerten Händeln mit zufälligem Ausgang zu dem in den Gegensätzen sich verwirklichenden Weltgericht.

Hegel nimmt dieses Zusammenspiel von empirischer Historie und Geschichtsphilosophie ganz ernst. Er will nicht etwa die empirische Geschichte von einem ihr äußerlichen Gesichtspunkt aus nachträglich deuten oder sie an einem ihr fremden Maßstab messen, sein Vernunftbegriff ist vielmehr so wenig abstrakt, daß z. B. der Sinn des Moments der Freiheit, so wie es in der Logik auftritt, erst durch die bürgerliche Freiheit im Staat, die der Historiker feststellt, vollständig zu bestimmen ist. Erst wenn man weiß, daß es sich in der Logik um dieselbe Freiheit handelt, die in den orientalischen Tyrannendynastien bloß bei einem einzigen und bei den Griechen bloß bei einigen verwirklicht war und die daher zur Sklaverei in Widerspruch steht, vermag man die Freiheit zu begreifen. Das Hegelsche System ist wirklich ein Kreis; die abstraktesten Gedanken der Logik sind nach ihm nur vollendet, insofern die Zeit vollendet ist, d. h. insofern alles wesentliche, was die Zukunft enthalten mag, bereits in der Wesensbestimmung der Gegenwart vorweggenommen ist. Das Ende des Glaubens an die Gegenwart und der Wille zu ihrer radikalen Veränderung mußte daher notwendig das Hegelsche System, dem die Geschlossenheit wenigstens in seiner späteren Gestalt wesentlich

zu eigen war, als System aufheben, und zwar in einem neuen, mit seinen eigenen Prinzipien nicht zu vereinbarenden Sinn.

Damit ist auch die Bedeutung der Psychologie für die Erkenntnis der Geschichte verändert worden. Bei Hegel sind ja die Triebe und Leidenschaften der Menschen wie bei irgendeinem französischen Aufklärer der unmittelbare Motor der Geschichte. Die Menschen werden durch ihre Interessen zum Handeln bestimmt, und ebensowenig wie die Masse haben die großen Männer „das Bewußtsein der Idee überhaupt“[1]). Es kommt ihnen vielmehr auf ihre eigenen politischen und sonstigen Zwecke an, sie werden durch ihre Triebe bestimmt. Aber der psychischen Struktur solcher Menschen nachzugehen, ist nach Hegel im Gegensatz zur Aufklärung unwichtig, ja subaltern, denn die eigentliche Macht, die sich in der Geschichte durchsetzt, ist grundsätzlich weder aus der Einzelpsyche noch aus der Massenpsyche zu verstehen. Hegel lehrt, daß die Heroen „aus einer Quelle“ schöpfen, „deren Inhalt verborgen und nicht zu einem gegenwärtigen Dasein gediehen ist, aus dem inneren Geiste, der noch unterirdisch ist, der an die Außenwelt wie an die Schale pocht und sie sprengt, weil er ein anderer Kern als der Kern dieser Schale ist“[2]). Er meint damit nicht etwa das Unbewußte der modernen Psychologie, sondern die Idee selbst, d. h. jenes nicht durch Psychologie, sondern durch Philosophie zu begreifende immanente Telos der Geschichte, durch das es geschieht, daß die Resultate jeweils nicht bloße Resultanten sind, sondern Zeugnis ablegen von der Macht der Vernunft und daß Geschichtserkenntnis nicht bloße Feststellung und möglichst umfassende Erklärung von Geschehnissen, sondern Gotteserkenntnis ist.

Nach dem Zusammenbruch des Hegelschen Systems tritt die liberalistische Weltansicht wieder teilweise die Herrschaft an. Sie verwarf zugleich mit dem Glauben an die Macht einer in der Geschichte wirkenden Idee die Ansicht von den übergreifenden dynamischen Strukturen in der Geschichte und stellte die ihre Interessen verfolgenden Individuen als letzte selbständige Einheiten im geschichtlichen Gange auf. Die sinngemäße Geschichtsauffassung des Liberalismus ist ihrem Wesen nach psychologisch. Die Individuen mit den in ihrer Natur fest begründeten ewigen Trieben sind nicht mehr bloß die unmittelbaren Akteure der Geschichte, sondern auch die letzten Instanzen für die Theorie des Geschehens in der gesell-

[1]) Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (Jubiläumsausgabe, Stuttgart 1928, Bd. 11. S. 60).

[2]) A. a. O.

schaftlichen Wirklichkeit. Das Problem, wie trotz dieser chaotischen Grundlage die Gesellschaft als Ganzes leben kann oder vielmehr wie ihr Leben durch diese Grundlage in steigendem Maß beeinträchtigt wird, hat freilich der Liberalismus nicht zu lösen vermocht. Der Zukunftsglaube des 18. Jahrhunderts, daß die Triebe der Individuen nach Abschaffung der feudalistischen Schranken zur Einheit der Kultur zusammenstimmen müssen, hat sich im Liberalismus des 19. Jahrhunderts in das Dogma der Interessenharmonie verwandelt.

Andererseits haben Marx und Engels die Dialektik in einem materialistischen Sinn übernommen. Sie hielten dabei an der Überzeugung Hegels von der Existenz überindividueller dynamischer Strukturen und Tendenzen in der geschichtlichen Entwicklung fest, verwarfen aber den Glauben an eine in der Geschichte wirkende selbständige geistige Macht. Es liegt nach ihnen der Geschichte nichts zugrunde, und es kommt in der Geschichte nichts zum Ausdruck, was als durchgehender Sinn, als einheitliche Macht, als bewegende Vernunft, als immanentes Telos gedeutet werden dürfte. Das Vertrauen auf die Existenz eines solchen Kerns ist nach ihrer Ansicht vielmehr ein Zubehör der verkehrten idealistischen Philosophie. Das Denken, daher auch die Begriffe und Ideen sind Funktionsweisen der Menschen und keine selbständige Macht. In der Geschichte gibt es keinen durchgehenden, zu sich selbst kommenden Gedanken, denn es gibt keinen von den Menschen unabhängigen Geist. Die Menschen mit ihrem Bewußtsein sind bei all ihrem Wissen, ihrer Erinnerung, ihrer Tradition und ihrer Spontaneität, ihrer Kultur und ihrem Geist vergänglich; es existiert nichts, was nicht entsteht und vergeht.

Aber Marx gelangt dabei keineswegs zu einer psychologistischen Geschichtstheorie. Die geschichtlich handelnden Menschen werden nach ihm nirgends bloß aus ihrem Innern, sei es aus ihrer Natur oder aus einem in ihnen selbst zu entdeckenden Seinsgrund, verständlich, sie sind vielmehr eingespannt in geschichtliche Bildungen, die ihre eigene Dynamik haben. Methodologisch ist Marx hierbei Hegel gefolgt. Dieser hatte eigene Strukturprinzipien jeder großen geschichtlichen Epoche behauptet: die Grundsätze der Verfassungen der Völker wechseln nach einer inneren Gesetzmäßigkeit, die Nationen stehen in den Kämpfen der Weltgeschichte gegeneinander und erleiden ihr Schicksal, ohne daß der Grund in der Psyche einzelner oder gar einer Mehrheit von Individuen zu entdecken wäre. Während jedoch die Artikulation dieser Dialektik bei Hegel aus der Logik des absoluten Geistes, aus der Metaphysik, einsichtig wird, liefert nach Marx keine

der Geschichte logisch vorgeordnete Einsicht den Schlüssel zu ihrem Verständnis. Vielmehr ergibt sich die richtige Theorie aus der Betrachtung der jeweils unter bestimmten Bedingungen lebenden und mit Hilfe bestimmter Werkzeuge ihr Leben erhaltenden Menschen. Weder ist die in der Geschichte zu entdeckende Gesetzmäßigkeit eine Konstruktion a priori, noch eine Registrierung von Tatsachen durch ein als unabhängig gedachtes Erkenntnissubjekt, sondern sie wird von dem selbst in die geschichtliche Praxis einbezogenen Denken als Spiegelung der dynamischen Struktur der Geschichte produziert.

Die ökonomische oder materialistische Geschichtsauffassung, die in dieser Einstellung begründet worden ist, erweist sich so gleichzeitig als Gegensatz wie als Fortsetzung der Hegelschen Philosophie. In dieser stellt sich die Geschichte wesentlich als Kampf der welthistorischen Reiche um die Herrschaft dar. Dabei ist es den Individuen ebenso wie den Völkern und Staaten um ihre Macht und nicht um den Geist zu tun. Der Ausgang der Kämpfe entbehrt aber trotz dieser Bewußtlosigkeit nicht des geistigen Sinnes. Die Weltgeschichte wird von Hegel deshalb als Weltgericht angesprochen, weil nach ihm stets das Volk die Herrschaft antritt, dessen innere Verfassung eine konkretere Gestalt der Freiheit darstellt als die des unterliegenden. Das Maß der Entfaltung der Staaten „zum Bild und zur Wirklichkeit der Vernunft“[1]) entscheidet über ihren Sieg. Aber daß dieser der Logik des absoluten Geistes entsprechende Stufengang in den kriegerischen Aktionen sich tatsächlich durchsetzt, daß mit anderen Worten das Volk, dessen Staat eine adäquatere Darstellung der Idee und ihrer Momente bildet, auch die bessere Strategie, die überlegenen Waffen besitzen muß, wird bei Hegel nicht mehr erklärt, sondern erscheint als welthistorischer Zufall, als eine der prästabilierten Harmonien, die notwendig zur idealistischen Philosophie gehören. Soweit die wissenschaftliche Erforschung der vermittelnden Bedingungsreihen an Stelle der bloß behaupteten Parallelität erkannte historische Zusammenhänge zu setzen vermag, wird der Mythos von der List der Vernunft und damit auch das metaphysische Hauptstück dieser Geschichtsphilosophie überflüssig. Wir erfahren dann die wirklichen Ursachen, warum differenziertere Staats- und Gesellschaftsformen an die Stelle von unentwickelteren getreten sind, d. h. nach Hegel die Ursachen des Fortschritts im Bewußtsein der Freiheit. Die Erkenntnis der realen Zusammenhänge entthront den Geist als autonom die Geschichte gestaltende Macht und setzt die Dialektik zwischen den verschieden-

[1]) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 360.

artigen in der Auseiandersetzung mit der Natur wachsenden menschlichen Kräften und veralteten Gesellschaftsformen als Motor der Geschichte ein.

Die ökonomische Geschichtsauffassung vollzieht diese Wendung von der Metaphysik zur wissenschaftlichen Theorie. Nach ihr zwingt die Erhaltung und Erneuerung des gesellschaftlichen Lebens den Menschen jeweils eine bestimmte soziale Gruppenordnung auf. Diese, die nicht bloß die politischen und rechtlichen Institutionen, sondern die höheren Ordnungen der Kultur bedingt, wird den Menschen vorgezeichnet durch die verschiedenen Funktionen, die im Rahmen des Wirtschaftsprozesses, so wie er in einer bestimmten Periode den menschlichen Fähigkeiten entspricht, ausgeführt werden müssen. Daß z. B. im alten Rom die Gesellschaft in Freie und Sklaven, im Mittelalter in Grundherren und Leibeigene, im Industriesystem in Unternehmer und Arbeiter geteilt ist, ebenso die Differenzierung dieser Verhältnisse im Innern der Staaten, ferner auch die Spaltung in Nationen und die Gegensätze zwischen nationalen Machtgruppen — all dieses ist weder aus dem guten oder bösen Willen, noch aus einem einheitlichen geistigen Prinzip zu erklären, sondern aus den Erfordernissen des materiellen Lebensprozesses auf seinen verschiedenen Gestaltungsstufen. Je nachdem auf Grund des Entwicklungsgrades der Menschen die Technik ihrer Werkzeuge und ihrer Zusammenarbeit geartet ist, d. h. je nach der Weise des Produktionsprozesses bilden sich auch die Abhängigkeitsverhältnisse und der dazugehörige juristische und politische Apparat. Wird durch das Wachstum der produktiven menschlichen Fähigkeiten eine neue Produktionsweise möglich, welche die Allgemeinheit besser versorgen könnte als die alte, so verhindert das Bestehen der gegebenen sozialen Struktur mit den ihr entsprechenden Institutionen und festgewordenen menschlichen Dispositionen zunächst ihre Ausbreitung als herrschende. Daraus ergeben sich die gesellschaftlichen Spannungen, welche in den geschichtlichen Kämpfen zum Ausdruck kommen und gleichsam das Grundthema der Weltgeschichte bilden.

Wenn der Gegensatz zwischen den wachsenden menschlichen Kräften und der gesellschaftlichen Struktur, der sich in diesem Zusammenhang als Motor der Geschichte erweist, als universales Konstruktionsschema an die Stelle konkreter Untersuchungen tritt oder zu einer mit Notwendigkeit die Zukunft gestaltenden Macht erhoben wird, so kann sich die soeben angedeutete Geschichtsauffassung in eine abschließende dogmatische Metaphysik verwandeln. Gilt sie jedoch

als die richtige Theorie des uns bekannten geschichtlichen Verlaufs, die freilich der erkenntnistheoretischen Problematik der Theorie überhaupt untersteht, so bildet sie eine der gegenwärtigen Erkenntnis entsprechende Formulierung der historischen Erfahrung. Versuchen wir ihr Verhältnis zur Psychologie zu bestimmen, so zeigt sich zunächst, daß sie, im Gegensatz zur liberalistischen Ansicht, nicht psychologisch ist. Diese mußte sinngemäß die Geschichte aus dem Zusammenspiel der als isoliert gedachten Individuen und ihren im wesentlichen konstanten psychischen Kräften, ihren Interessen, erklären. Gliedert sich die Geschichte aber nach den verschiedenen Weisen, in denen sich der Lebensprozeß der menschlichen Gesellschaft vollzieht, so sind nicht psychologische, sondern ökonomische Kategorien historisch grundlegend. Die Psychologie wird aus der Grundwissenschaft zur freilich unentbehrlichen Hilfswissenschaft der Geschichte. Durch diese Funktionsänderung wird auch ihr Inhalt betroffen. Ihr Gegenstand verliert im Rahmen dieser Theorie die Einheitlichkeit. Sie hat es nicht mehr mit dem Menschen überhaupt zu tun, sondern in jeder Epoche sind die gesamten in den Individuen entfaltbaren seelischen Kräfte, die Strebungen, welche ihren manuellen und geistigen Leistungen zugrunde liegen, ferner die den gesellschaftlichen und individuellen Lebensprozeß bereichernden seelischen Faktoren zu unterscheiden von den durch die jeweilige gesellschaftliche Gesamtstruktur determinierten und relativ statischen psychischen Verfassungen der Individuen, Gruppen, Klassen, Rassen, Nationen, kurzum von ihren Charakteren.

Ist der Gegenstand der Psychologie solchermaßen in die Geschichte verflochten, so läßt sich doch andererseits die Rolle der Individuen nicht in bloße Funktionen der ökonomischen Verhältnisse auflösen. Die Theorie verneint weder die Bedeutung weltgeschichtlicher Personen noch diejenige der psychischen Verfassung bei den Angehörigen der verschiedenen sozialen Gruppen. Die Erkenntnis, daß die Ablösung unterlegener Produktionsweisen durch differenziertere, den Bedürfnissen der Allgemeinheit besser angepaßte, gleichsam das Gerippe der uns interessierenden Geschichte darstellt, ist der zusammenfassende Ausdruck für die menschliche Aktivität. Auch die in ihm enthaltene Behauptung, daß von der Art, wie sich der Lebensprozeß einer Gesellschaft, d. h. ihre Auseinandersetzung mit der Natur vollzieht, die Kultur abhänge, ja, daß jeder Teil dieser Kultur den Index jener grundlegenden Verhältnisse an sich trage und daß sich mit der wirtschaftlichen Tätigkeit der Menschen auch ihr Bewußtsein verändere, leugnet

keineswegs die menschliche Initiative, sondern versucht Einsicht in die Formen und Bedingungen ihrer geschichtlichen Wirksamkeit zu geben. Die menschliche Aktivität muß freilich jeweils an die Lebensnotwendigkeiten anknüpfen, die von den vorhergegangenen Generationen gestaltet worden sind, aber sowohl die auf Erhaltung als auch die auf Veränderung der vorhandenen Verhältnisse gerichteten menschlichen Energien haben ihre eigentümliche Beschaffenheit, die von der Psychologie zu erforschen ist. Vor allem dadurch unterscheiden sich ja die Begriffe der ökonomischen Geschichtstheorie grundsätzlich von den metaphysischen, daß sie zwar die geschichtliche Dynamik in ihrer möglichst bestimmten Form zu spiegeln versuchen, aber keine abschließende Sicht der Totalität zu geben beanspruchen, sondern im Gegenteil die Instruktionen zu weiteren Untersuchungen enthalten, deren Ergebnis auf sie selbst zurückwirkt.

Dies gilt besonders für die Psychologie. Die in der Theorie behauptete Bestimmung des geschichtlichen Handelns von Menschen und Menschengruppen durch den ökonomischen Prozeß kann im einzelnen erst verständlich werden durch die wissenschaftliche Aufhellung der ihnen auf einer bestimmten historischen Stufe jeweils eigenen Reaktionsweisen. Soweit noch nicht erkannt ist, wie strukturelle Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens durch die psychische Verfassung, die bei den Mitgliedern der verschiedenen sozialen Gruppen in einem gegebenen Augenblick vorhanden ist, sich in Veränderungen ihrer gesamten Lebensäußerungen umsetzen, enthält die Lehre von der Abhängigkeit dieser von jenen dogmatische Elemente, die ihren hypothetischen Wert für die Erklärung der Gegenwart aufs stärkste beeinträchtigen. Die Aufdeckung der psychischen Vermittlungen zwischen der ökonomischen und der sonstigen kulturellen Entwicklung wird zwar die Aussage bestehen lassen, daß auf radikale ökonomische Veränderungen radikale kulturelle gefolgt sind, aber sie kann unter Umständen nicht bloß zu einer Kritik der Auffassung von den funktionalen Verhältnissen zwischen beiden Reihen, sondern auch zur Bestärkung der Vermutung führen, daß sich die Folgeordnung in der Zukunft einmal ändern oder umkehren wird. Dann müßte sich auch das Rangverhältnis von Ökonomik und Psychologie in Beziehung auf die Geschichte verändern, und es zeigt sich somit, daß die Auffassung, von der hier die Rede ist, ebensosehr die Ordnung der Wissenschaften und damit ihre eigenen Thesen in die Geschichte einbezieht wie die menschlichen Triebe selbst.

Der reale Sachverhalt freilich, der gegenwärtig das Verhältnis der beiden Wissenschaften bestimmt, spiegelt sich auch in der aktuellen Gestalt der Psychologie. Daß die Menschen ökonomische Verhältnisse, über die ihre Kräfte und Bedürfnisse hinausgewachsen sind, aufrecht erhalten, anstatt sie durch eine höhere und rationalere Organisationsform zu ersetzen, ist nur möglich, weil das Handeln numerisch bedeutender sozialer Schichten nicht durch die Erkenntnis, sondern durch eine das Bewußtsein verfälschende Triebmotorik bestimmt ist. Keineswegs bloß ideologische Machenschaften bilden die Wurzel dieses historisch besonders wichtigen Moments — eine solche Deutung entspräche der rationalistischen Anthropologie der Aufklärung und ihrer historischen Situation —, sondern die psychische Gesamtstruktur dieser Gruppen, d. h. der Charakter ihrer Mitglieder wird im Zusammenhang mit ihrer Rolle im ökonomischen Prozeß fortwährend erneuert. Die Psychologie wird daher zu diesen tieferliegenden psychischen Faktoren, mittels deren die Ökonomie die Menschen bestimmt, vorzustoßen haben, sie wird weitgehend Psychologie des Unbewußten sein. In dieser durch die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse bedingten Gestalt ist sie keineswegs auf das Handeln der verschiedenen gesellschaftlichen Sch chten in gleicher Weise anzuwenden. Je mehr das geschichtliche Handeln von Menschen und Menschengruppen durch Erkenntnis motiviert ist, um so weniger braucht der Historiker auf psychologische Erklärungen zurückzugreifen. Hegels Verachtung der psychologischen Deutung der Heroen kommt hier zu ihrem Recht. Je weniger das Handeln aber der Einsicht in die Wirklichkeit entspringt, ja dieser Einsicht widerspricht, um so mehr ist es notwendig, die irrationalen, zwangsmäßig die Menschen bestimmenden Mächte psychologisch aufzudecken.

Die Bedeutung der Psychologie als Hilfswissenschaft der Geschichte ist darin begründet, daß sowohl jede Form der Gesellschaft, die auf der Erde herrschend gewesen ist, einen bestimmten Entwicklungsgrad der menschlichen Kräfte voraussetzt und daher psychisch mitbedingt ist, als auch vor allem das Funktionieren einer schon bestehenden und auch die Aufrechterhaltung bereits versagender Organisationsformen unter anderem auf psychischen Faktoren beruht. Bei der Analyse einer bestimmten Geschichtsepoche kommt es besonders darauf an, die psychischen Kräfte und Dispositionen, den Charakter und die Wandlungsfähigkeit der Angehörigen der verschiedenen sozialen Gruppen zu erkennen. Doch wird

die Psychologie darum keineswegs zur Massenpsychologie, sondern gewinnt ihre Einsichten aus der Erforschung von Individuen. „Die Grundlage der Sozialpsychologie bleibt immer die Individualpsyche“[1]). Es gibt weder eine Massenseele noch ein Massenbewußtsein. Der Begriff der Masse im vulgären Sinn scheint aus der Beobachtung von Menschenansammlungen bei aufregenden Ereignissen gebildet zu sein. Mögen die Menschen als Teile solcher zufälliger Gruppen auf eine charakteristische Weise reagieren, so ist das Verständnis hierfür in der Psyche der sie bildenden einzelnen Glieder zu suchen, die bei jedem freilich durch das Schicksal seiner Gruppe in der Gesellschaft bestimmt ist. An die Stelle der Massenpsychologie tritt eine differenzierte Gruppenpsychologie, d. h. die Erforschung derjenigen Triebmechanismen, die den Angehörigen der wichtigen Gruppen des Produktionsprozesses gemeinsam sind. Sie wird vor allem zu untersuchen haben, inwiefern die Funktion des Individuums im Produktionsprozeß durch sein Schicksal in einer bestimmt gearteten Familie, durch die Wirkung der gesellschaftlichen Bildungsmächte an dieser Stelle des gesellschaftlichen Raums, aber auch durch die Art und Weise seiner eigenen Arbeit in der Wirtschaft für die Ausgestaltung seiner Charakter- und Bewußtseinsformen bestimmend ist. Es wäre zu erforschen, wie die psychischen Mechanismen zustandekommen, durch die es möglich ist, daß Spannungen zwischen den gesellschaftlichen Klassen, die auf Grund der ökonomischen Lage zu Konflikten drängen, latent bleiben können. Wenn in manchen Darstellungen der Psychologie bei ähnlichen Gegenständen viel von Führer und Masse gesprochen wird, so ist zu bedenken, daß das bedeutsame Verhältnis in der Geschichte weniger die Gefolgschaft einer unorganisierten Masse zu einem einzelnen Führer als das Vertrauen der gesellschaftlichen Gruppen in die Stabilität und Notwendigkeit der gegebenen Hierarchie und der herrschenden gesellschaftlichen Mächte darstellt. Die Psychologie hat beobachtet, daß „alle Vervollständigungen der gesellschaftlichen Organisation, sei es unter demokratischer oder aristokratischer Form, zur Wirkung haben, einen überlegten, zusammenhängenden, individuellen Zweck reiner, weniger verändert und tiefer, auf sichereren und kürzeren Wegen in das Gehirn der Gesellschaftsmitglieder zu bringen“, und daß der Führer eines Aufstands mangels einer so vervollkommneten Organisation niemals, der General dagegen fast immer vollständig über seine Leute ver-

[1]) E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 5. u. 6. Aufl., Leipzig 1908, S. 677.

fügen kann[1]). Aber dieser ganze Fragenkomplex, der das Verhältnis von Führer und Masse als ein Spezialproblem enthält, bedarf noch der psychologischen Vertiefung[2]). Der Begriff der „habitude", dem die französische Forschung bei der Behandlung sozialpsychologischer Fragen eine wichtige Funktion zuweist, bezeichnet vortrefflich das Resultat des Bildungsprozesses: die Stärke der zum sozial geforderten Handeln treibenden psychischen Dispositionen. Aber es gilt, tiefer zu dringen und die Entstehung dieses Resultats, seine Reproduktion und fortwährende Anpassung an den sich verändernden gesellschaftlichen Prozeß zu begreifen. Dies ist nur auf Grund von Erfahrungen möglich, die in der Analyse von Einzelpersonen zu gewinnen sind[3]).

Unter den methodologischen Richtlinien einer für die Historie fruchtbaren Psychologie wird u. a. die Anpassungsfähigkeit der Mitglieder einer sozialen Gruppe an ihre ökonomische Lage besonders wichtig sein. Die jeweiligen psychischen Mechanismen, die diese Anpassung fortlaufend ermöglichen, sind freilich selbst im Laufe der Geschichte entstanden, aber wir haben sie etwa bei der Erklärung bestimmter historischer Ereignisse der Gegenwart als gegeben vorauszusetzen, sie bilden dann einen Teil der Psychologie der gegenwärtigen Epoche. Hierher gehört z. B. die Fähigkeit der Menschen, die Welt so zu sehen, daß die Befriedigung der Interessen, die sich aus der ökonomischen Situation der eigenen Gruppe ergeben, mit dem Wesen der Dinge in Einklang steht, daß sie in einer objektiven Moral begründet ist. Das muß sich keineswegs so rational abspielen, daß verdreht und gelogen würde. Kraft ihres psychischen Apparates pflegen die Menschen vielmehr die Welt schon so zur Kenntnis zu nehmen, daß ihr Handeln ihrem Wissen entsprechen kann. Kant hat bei der Erörterung des „Schematismus", dessen Leistung wesentlich in der allgemeinen Präformation unserer Eindrücke vor ihrer Aufnahme ins empirische Bewußtsein besteht, von einer verborgenen Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele gesprochen, „deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Augen legen werden"[4]). Jene besondere Präformation dagegen, die den Einklang des Weltbildes mit dem ökonomisch

[1]) G. Tarde, L'Opinion et la foule, Paris 1922, S. 172.

[2]) Einen wichtigen Schritt über die herrschenden Theorien der Massenpsychologie hinaus (Le Bon, Mc Dougall) hat Freud in seinem Buch über „Massenpsychologie und Ich-Analyse" getan.

[3]) Die Begründung einer Sozialpsychologie auf psychoanalytischer Grundlage wird in den Arbeiten von E. Fromm versucht. Vgl. seinen Beitrag zu diesem Heft.

[4]) Kritik der reinen Vernunft, 2. Ausg. S. 180/1.

geforderten Handeln zur Folge hat, wird von der Psychologie zu erklären sein, und es ist sogar nicht unmöglich, daß dabei auch etwas über den von Kant gemeinten Schematismus ausgemacht wird. Denn seine Funktion, die Welt so ins Bewußtsein zu bringen, daß sie nachher in den Kategorien der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft aufgeht, erscheint — ganz unabhängig von der Entscheidung über diese selbst — als ein geschichtlich bedingter psychischer Effekt.

Zu dem Mißtrauen, das manche Historiker der Psychologie entgegenbringen, hat mit Recht die Festlegung einiger psychologischer Systeme auf einen rationalistischen Utilitarismus beigetragen. Danach sollen die Menschen ausschließlich auf Grund von Erwägungen über ihren materiellen Nutzen handeln. Solche psychologischen Vorstellungen haben — freilich im Sinn von Arbeitshypothesen, aber doch in ausschlaggebender Weise — die liberalistische Nationalökonomie bestimmt. Gewiß spielt das Privatinteresse in der Gesellschaft bestimmter Epochen eine kaum zu überschätzende Rolle. Aber das, was dieser psychologischen Abstraktion an den wirklich handelnden Menschen entspricht, der wirtschaftliche Egoismus, ist selbst ebenso wie der gesellschaftliche Zustand, zu dessen Erklärung das Prinzip herbeigezogen wird, geschichtlich bedingt und radikal veränderlich. Wenn in der Auseinandersetzung über die Möglichkeit einer nicht individualistischen Wirtschaftsordnung Argumente eine Rolle zu spielen pflegen, denen die Lehre von der egoistischen Menschennatur zugrunde liegt, so sind sowohl die Anhänger als die Gegner der ökonomischen Theorie im Unrecht, sofern sie ihre Argumente auf die allgemeine Gültigkeit eines so problematischen Prinzips stützen. Die moderne Psychologie hat längst erkannt, daß es verkehrt wäre, die Selbsterhaltungstriebe im Menschen als die natürlichen zu behaupten und dort, wo individuelle und gesellschaftliche Taten offensichtlich nicht auf sie zurückzuführen sind, sogenannte „zentrale" Faktoren einzuführen. Der Mensch und wahrscheinlich auch die Tiere sind keineswegs psychisch so individualistisch organisiert, daß alle ihre ursprünglichen Triebregungen sich notwendig auf unmittelbare Lust an materiellen Befriedigungen bezögen. Die Menschen vermögen z. B. in der Solidarität mit Gleichgesinnten ein Glück zu erleben, das sie Leiden und Tod in den Kauf nehmen läßt. Kriege und Revolutionen bieten das sichtbarste Beispiel dafür. Nichtegoistische Triebregungen hat es zu allen Zeiten gegeben, sie sind auch faktisch von keiner ernsthaften Psychologie geleugnet, sondern höchstens durch problematische Erklärungen auf individualistische Motive zurückzuführen versucht worden.

Gegenüber jener ökonomistischen Entstellung der Lehre vom Menschen durch psychologische und philosophische Strömungen haben manche Soziologen versucht, eigene Trieblehren aufzustellen. Aber diese pflegen im Gegensatz zur utilitaristischen Psychologie, die alles aus einem Punkte erklärt, große Tafeln von Instinkten und Trieben, die alle gleichermaßen als angeboren angesehen werden, zu enthalten und die spezifisch psychologischen Funktionsverhältnisse zu vernachlässigen[1]).

Jedenfalls entspringen die Handlungen der Menschen nicht bloß ihrem physischen Selbsterhaltungsstreben, auch nicht bloß dem unmittelbaren Geschlechtstrieb, sondern z. B. auch den Bedürfnissen nach Betätigung der aggressiven Kräfte, ferner nach Anerkennung und Bestätigung der eigenen Person, nach Geborgenheit in einer Kollektivität und anderen Triebregungen mehr. Die moderne Psychologie (Freud) hat gezeigt, wie sich solche Ansprüche vom Hunger dadurch unterscheiden, daß dieser eine direktere und stetigere Befriedigung verlangt, während jene weitgehend aufschiebbar, modellierbar und der Phantasiebefriedigung zugänglich sind. Aber zwischen beiden Arten von Triebregungen, den unaufschiebbaren und den „plastischen", bestehen Zusammenhänge, die im geschichtlichen Gange von großer Wichtigkeit sind. Die mangelnde Befriedigung der unmittelbar physischen Bedürfnisse kann trotz ihrer größeren Dringlichkeit teilweise und eine Zeitlang wenigstens durch die Lust auf anderen Gebieten ersetzt werden. Die circenses aller Art sind in vielen historischen Situationen weitgehend an die Stelle des panis getreten, und das Studium der psychologischen Mechanismen, die dies ermöglichen, ist nebst ihrer sachkundigen Anwendung auf den zu erklärenden konkreten historischen Verlauf eine dringende Aufgabe, welche die Psychologie im Rahmen der Geschichtsforschung zu erfüllen hat.

Das ökonomistische Prinzip könnte bei dieser Leistung nur Schaden stiften. Es könnte etwa dazu verführen, die Teilnahme der unteren gesellschaftlichen Schichten an Aktionen der Allgemeinheit, von denen sie keine unmittelbare Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage zu erwarten haben, z. B. an Kriegen, auf theoretischen Umwegen doch auf mate-

---

[1]) Im allgemeinen enthält die soziologische Literatur — selbst wenn sie, wie die Durkheimschule, die Soziologie von der Psychologie radikal getrennt wissen will — tiefere psychologische Erkenntnisse als die traditionelle Schulpsychologie. L. v. Wiese z. B. wendet sich gegen eine Belastung seiner Wissenschaft mit spezifisch psychologischen Aufgaben, wobei er freilich als Gegenstand der Psychologie zu Unrecht bloß Bewußtseinsvorgänge angibt. Aber seine Arbeiten legen selbst von einem differenzierteren Wissen um psychische Vorgänge Zeugnis ab, als es bei denen, welche die Soziologie der Psychologie unterordnen, vorhanden zu sein pflegt.

rielle Zielsetzungen zurückzuführen. Dabei verkennte man aber die große psychische Bedeutung, welche die Zugehörigkeit zu einer geachteten und mächtigen kollektiven Einheit für die Menschen hat, wenn sie durch die Erziehung auf persönliche Geltung, Aufstieg, gesicherte Existenz hingewiesen sind und die Verwirklichung dieser Wertordnung ihnen als Individuen kraft ihrer gesellschaftlichen Lage unmöglich gemacht ist. Eine erfreuliche und die Selbstachtung hebende Arbeit läßt physische Entbehrungen leichter ertragen, und schon das einfache Bewußtsein des Erfolges kann weitgehend die Unlust an schlechter Nahrung wettmachen. Ist diese Kompensation der drückenden materiellen Existenz den Menschen verwehrt, so wird die Möglichkeit, sich in der Phantasie mit einer überindividuellen Einheit zu identifizieren, die sich Achtung verschafft und Erfolg hat, um so lebenswichtiger. Wenn wir von der Psychologie lernen, daß die Befriedigung der hier zugrunde liegenden Bedürfnisse eine psychische Realität ist, die an Intensität nicht hinter den materiellen Genüssen zurückzustehen braucht, so wird für das Verständnis einer Reihe weltgeschichtlicher Phänomene schon viel gewonnen sein.

Ich gebe ein weiteres Beispiel für die Rolle der Psychologie im Rahmen der Geschichtstheorie. Die differenzierten Vorgänge und Konflikte im Bewußtsein fein organisierter Individuen, die Phänomene ihres Gewissens sind insofern ein Produkt der ökonomischen Arbeitsteilung, als die für den Bestand der Gesellschaft notwendigen groben Verrichtungen ihnen abgenommen werden. Obwohl ihr Leben, so wie sie es führen, davon abhängt, daß es Gefängnisse und Schlachthäuser gibt und eine ganze Reihe von Arbeiten ausgeführt werden, deren Verrichtung unter den gegebenen Verhältnissen ohne Brutalität überhaupt nicht zu denken ist, können sie doch infolge ihrer gesellschaftlichen Entfernung von den groben Formen des Lebensprozesses diese Vorgänge aus ihrem Bewußtsein verdrängen. Ihr seelischer Apparat vermag infolgedessen so fein zu reagieren, daß ein unbedeutender moralischer Konflikt in ihrem eigenen Leben die größten Erschütterungen zur Folge haben kann. Sowohl ihr Verdrängungsmechanismus als auch ihre bewußten Reaktionen und Schwierigkeiten werden von der Psychologie zu erfassen sein, die Bedingung ihrer Existenz ist dagegen ökonomisch. Das Ökonomische erscheint als das Umfassende und Primäre, aber die Erkenntnis der Bedingtheit im einzelnen, die Durchforschung der vermittelnden Hergänge selbst und daher auch das Begreifen des Resultats hängen von der psychologischen Arbeit ab.

Mit der Ablehnung einer Psychologie, die auf ökonomistische Vorurteile festgelegt ist, soll aber nicht davon abgelenkt werden, daß die wirtschaftliche Situation der Menschen bis in die feinsten Verästelungen ihres Seelenlebens hinein wirksam ist. Nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Stärke der Ausschläge des psychischen Apparats sind ökonomisch bedingt. Es gibt Verhältnisse, die es mit sich bringen, daß die geringste Schikane oder eine unbedeutende erfreuliche Abwechslung Gemütsbewegungen von einer für die Außenstehenden kaum verständlichen Stärke auslösen. Die Reduktion auf einen kleinen Lebenskreis bedingt eine entsprechende Verteilung der Liebe und Lust, die auf den Charakter zurückwirkt und ihn qualitativ beeinflußt. Günstigere Situationen im Produktionsprozeß, z. B. die Leitung großer Industrien, gewähren dagegen einen solchen Überblick, daß Genüsse und Betrübnisse, die für andere Menschen große Schwankungen ihres Lebens bedeuten, belanglos werden. Weltanschauliche und moralische Vorstellungen, die von denen, für welche die gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht sichtbar sind, starr festgehalten werden und die ihr Leben bestimmen, werden von hohen ökonomischen Positionen aus in ihren Bedingungen und Schwankungen überschaut, so daß sich ihr starrer Charakter auflöst. Selbst wenn wir voraussetzen, daß die angeborenen psychischen Unterschiede äußerst groß sind, so wird doch die Struktur der Grundinteressen, die jedem durch sein Schicksal von Kindheit an aufgeprägt wird, der Horizont, der jedem durch seine Funktion in der Gesellschaft vorgezeichnet ist, in den seltensten Fällen eine ungebrochene Entfaltung jener ursprünglichen Unterschiede zulassen. Die Chance dieser Entfaltung selbst ist vielmehr je nach der sozialen Schicht, der ein Mensch angehört, verschieden. Vor allem können sich Intelligenz und eine Reihe sonstiger Tüchtigkeiten desto leichter entwickeln, je weniger Hemmungen von Anfang an durch die Lebenssituation gesetzt sind. Die Gegenwart ist mehr noch als durch das bewußte ökonomische Motiv durch die unerkannte Wirkung der ökonomischen Verhältnisse auf die gesamte Gestaltung des Lebens gekennzeichnet.

Das Verdienst, die Beziehungen zwischen Psychologie und Geschichte wirksam zum Gegenstand philosophischer Erörterungen gemacht zu haben, gebührt Dilthey. Zu diesem Problem ist er im Laufe seiner Arbeit immer wieder zurückgekehrt. Er hat eine den Bedürfnissen der Geisteswissenschaften entgegenkommende, die Mängel der Schulpsychologie überwindende neue Psychologie gefordert. Die Entwicklung der einzelnen Geisteswissenschaften ist nach ihm an die

Ausbildung der Psychologie gebunden; ohne den seelischen Zusammenhang, in dem ihre Gegenstände gegründet sind, bilden die Geisteswissenschaften „ein Aggregat, ein Bündel, aber kein System[1])." „Es ist so", schreibt er, „und keine Absperrung der Fächer kann es hindern: Wie die Systeme der Kultur: Wirtschaft, Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft, wie die äußere Organisation der Gesellschaft in den Verbänden der Familie, der Gemeinden, der Kirche, des Staates, aus dem lebendigen Zusammenhang der Menschenseele hervorgegangen sind, so können sie schließlich nur aus diesem verstanden werden. Psychische Tatsachen bilden ihren wichtigsten Bestandteil, ohne psychische Analyse können sie also nicht eingesehen werden"[2]). Aber wenn die Psychologie bei Dilthey als Hilfswissenschaft für die Geschichte fungiert, so gilt ihm die Geschichte selbst wesentlich als ein Mittel zur Erkenntnis des Menschen. Es steht ihm fest, daß in den großen Kulturperioden der Geschichte das einheitliche Menschenwesen sich nach seinen verschiedenen Seiten, die ursprünglich in jedem Menschen angelegt sind, entfalte, die repräsentativen Persönlichkeiten jeder Epoche sind ihm nur die besten Ausdrucksformen für je eine dieser verschiedenen Seiten. „Menschenrassen, Nationen, gesellschaftliche Klassen, Berufsformen, geschichtliche Stufen, Individualitäten: alle diese sind . . . Abgrenzungen der individuellen Unterschiede innerhalb der gleichförmigen Menschennatur"[3]), die sich in jeder Epoche auf besondere Weise offenbart.

So sehr die Diltheysche Forschung einer den Bedürfnissen der Geschichtsforschung entgegenkommenden Psychologie berechtigt ist, so wenig richtig muß es erscheinen, daß den Kultursystemen einer Epoche ein einheitlicher seelischer Zusammenhang zugrunde liege und daß gar dieser seelische und durchgehend verständliche Zusammenhang eine Seite des totalen Menschenwesens darstelle, das sich erst in der Gesamtentwicklung der Geschichte voll zur Entfaltung bringe. Diese Einheit der Kultursysteme in einer Epoche und der Epochen untereinander müßte wesentlich eine geistige Einheit sein, denn sonst könnten ihre Äußerungen nicht als verständliche, durch die Methoden einer verstehenden Psychologie zugängliche Äußerungen behauptet werden. Die von Dilthey geforderte Psychologie ist ja eine Psychologie des Verstehens, und die Geschichte wird daher in seiner Philosophie wesentlich zur Geistesgeschichte. Nach dem hier Dar-

[1]) Gesammelte Schriften (Leipzig und Berlin) V, S. 147f.
[2]) A. a. O.
[3]) A. a. O. S. 235.

gelegten ist aber weder eine Epoche noch gar die sogenannte Weltgeschichte, auch nicht die Geschichte der einzelnen Kulturgebiete aus einer solchen Einheit verständlich zu machen, wenn auch manche Stellen etwa der Philosophiegeschichte, vielleicht die Folge der Vorsokratiker, sich in einem einheitlichen Gedankenzug darstellen lassen mögen. Mit Seelischem und mit Geistigem sind die geschichtlichen Veränderungen jeweils gleichsam durchsetzt, die Individuen in ihren Gruppen und innerhalb der vielfach bedingten gesellschaftlichen Antagonismen sind psychische Wesen, und daher bedarf es auch der Psychologie in der Geschichte; aber es wäre weit gefehlt, Geschichte an irgendeiner Stelle aus dem einheitlichen Seelenleben einer allgemeinen Menschennatur begreifen zu wollen.

Das Verständnis der Geschichte als Geistesgeschichte pflegt auch mit dem Glauben verbunden zu sein, der Mensch sei wesentlich identisch mit dem, als was er sich selbst ansieht, fühlt, beurteilt, kurz, mit seinem Bewußtsein von sich selbst. Diese Vermengung der Aufgabe des Geisteswissenschaftlers mit der des Ökonomen, Soziologen, Psychologen, Physiologen usf. geht auf eine idealistische Tradition zurück, bildet aber eine Verengerung des geschichtlichen Horizonts, die mit dem Stande der gegenwärtigen Erkenntnis schwer zu vereinbaren ist. Was für die Individuen gilt, gilt auch für die Menschheit im allgemeinen: wenn man wissen will, was sie sind, darf man nicht dem glauben, was sie von sich halten.

Mit diesen Ausführungen habe ich Ihnen nicht mehr als einige Gesichtspunkte zur Frage nach dem logischen Ort der Psychologie in einer Geschichtstheorie, die der gegenwärtigen Situation entspricht, geben können. Trotz der Orientierung an der ökonomischen Auffassung konnte diese Ansicht keineswegs auch nur einigermaßen vollständig umrissen werden. Die Frage, inwiefern die psychologische Arbeit in ihren Einzelheiten überhaupt für die Geschichtsforschung etwas bedeutet, ist jedoch nicht unwichtig, weil die psychologischen Probleme von manchen Soziologen und Geschichtsforschern aus prinzipiellen Gründen vernachlässigt werden, und vor allem, weil als Folge davon in vielen geschichtlichen Darstellungen eine primitive Psychologie unkontrolliert eine Rolle spielen darf. Auch erhält die Psychologie in der Gegenwart noch eine besondere Bedeutung, die freilich flüchtig sein mag. Mit der Beschleunigung der ökonomischen Entwicklung können nämlich die Änderungen der menschlichen Reaktionsweisen, die unmittelbar durch die Wirtschaft bedingt sind, d. h. die unmittelbar aus dem wirtschaftlichen Leben

sich ergebenden Gewohnheiten, Moden, moralischen und ästhetischen Vorstellungen so rasch wechseln, daß ihnen gar keine Zeit mehr bleibt, sich zu verfestigen und richtige Eigenschaften der Menschen zu werden. Dann gewinnen die relativ ewigen Momente in der psychischen Struktur an Gewicht und dementsprechend auch die allgemeine Psychologie an Erkenntniswert. In stabileren Perioden scheint die bloße Unterscheidung gesellschaftlicher Charaktertypen auszureichen, jetzt tendiert die Psychologie dazu, die wichtigste Quelle zu werden, aus der über die Seinsweise des Menschen etwas zu erfahren ist. Schon deshalb wird die Psyche in kritischen Momenten mehr als sonst zu einem ausschlaggebenden Moment, weil darüber, ob und in welchem Sinn die zur abgelaufenen Geschichtsperiode gehörende moralische Verfassung von den Mitgliedern der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen bewahrt oder verändert wird, nicht ohne weiteres selbst wieder ökonomische Faktoren entscheiden.

Weder die Bedeutung eines Problems noch diejenige einer Theorie ist unabhängig vom Stand der Geschichte und von der Rolle, die ein Mensch in ihr spielt. Dies gilt auch für ihre ökonomische Auffassung: es mag Existenzen geben, denen die Geschichte andere Seiten zukehrt oder für die sie überhaupt keine Strukturiertheit zu haben scheint. Es ist dann schwer, in diesen Fragen Einverständnis zu erzielen und zwar keineswegs bloß wegen der Verschiedenheit der materiellen Interessen, sondern auch weil die theoretischen unter scheinbarer Parallelität in verschiedene Richtungen führen. Aber dies betrifft die Schwierigkeit der Verständigung, nicht die Einheit der Wahrheit. Bei aller Verschiedenheit der Interessen ist auch das subjektive Moment in der Erkenntnis der Menschen nicht ihre Willkür, sondern der Anteil ihrer Fähigkeiten, ihrer Erziehung, ihrer Arbeit, kurz, ihrer eigenen Geschichte, die im Zusammenhang mit der Geschichte der Gesellschaft zu begreifen ist.

Freie Universität
Institut
für Soziologie
Berlin

Besprechungen.

Der Besprechungsteil dient der Absicht, wichtige Erkenntnisse aus verschiedenen Wissensgebieten für die Erfassung gesellschaftlicher Vorgänge zu verwerten. Es ist seine Aufgabe, auf die in Betracht kommenden wichtigen neuen Arbeiten, möglichst aus allen Sprachgebieten, durch kurze Berichte über Inhalt und Grundeinstellung des Verfassers hinzuweisen; besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß die Schriften möglichst innerhalb kurzer Zeit nach ihrem Erscheinen angezeigt werden. Bei sehr wichtigen Werken mag dann später im Hauptteil eine ausführliche Würdigung erfolgen, oder sie mögen auch in einem Sammelreferat über ein Einzelgebiet wieder erscheinen; zunächst aber gilt es, durch kurze Angaben auf Bücher und Aufsätze aufmerksam zu machen, gleichgültig, ob diese gut oder schlecht erscheinen.

Es versteht sich, daß der zur Ausgestaltung des Besprechungsteils notwendige Apparat erst im Lauf der Zeit ausgebaut werden kann. In den ersten Heften werden nicht nur wichtige Schriften aus den behandelten Sachgebieten unerwähnt bleiben, sondern es werden auch die Erscheinungen mancher Länder überhaupt fehlen. Wirkliche Vollständigkeit aber ist in gar keiner Gruppe des Besprechungsteils erstrebt. Seine Aufgabe ist lediglich, über Philosophie, Soziologie, Psychologie, Geschichte, soziale Bewegung, Sozialpolitik, ökonomische Theorie und auch über belletristische Werke zu berichten, soweit die Sozialforschung ein besonderes Interesse daran hat.

Philosophie.

Jaspers, Karl, *Die geistige Situation der Zeit. De Gruyter, Berlin u. Leipzig 1931. (191 S., RM. 1,80)*

Wenn Jaspers in der Novalisschen Art philosophieren will, „in der universalen Heimatlosigkeit faktisch eine neue andere Heimat" zu gewinnen, so lehnt er doch die romantischen Versuche ab, sich in verlassene „Heimaten" zurückzufinden. „Mit der Technisierung ist ein Weg beschritten, der weiter gegangen werden muß", sagt er an einer Stelle, ohne allerdings näher zu bestimmen, wie er gegangen werden soll. Der Weg kann keineswegs in vertrauendem Befolgen dessen bestehen, was empirische Forschung an das bisher Geleistete anfügt oder was vorfindliche Kräfte im „Dasein" bewirken. Über dieses bloß vorfindbare „Dasein" will alle Existenzphilosophie „hinausgreifen", um in „philosophischer Weltorientierung" und „Existenzerhellung" zum „Beschwören der Transzendenz" in der Metaphysik zu gelangen. Über die gegenwärtige „Massenordnung in Daseinsfürsorge" muß also wohl hinausgegangen werden, wenn auch der Weg der Technisierung weiterbeschritten werden soll. Und hier findet J. im Hinblick auf diese transzendierende Orientierung im Dasein, daß die „Kampffronten verwirrt" sind.

Aber diese dennoch vorhandenen Kampffronten bleiben so hart wie die Tatsachen von jeher, und auf sie hin und an ihnen muß sich eine Philosophie entscheiden, die die menschliche Existenz an der geschichtlich orientierten Entscheidung aufhängen will. Was und wie diese Kampffronten sind, kann nur der Forschung empirischer Wissenschaften überlassen bleiben. Wahrscheinlich würde eine genauere Analyse ergeben, daß die Jasperssche Philosophie hierbei die Hinweise auf die Befunde widerlegten (Bestimmung des Staats, des Sozialismus, des Fascismus, der Psychoanalyse usw.). Aus diesem Grunde darf man in diesem Büchlein die Klärung eines aktuellen Entscheidungsbegriffes nicht erwarten, wohl aber die interessante beschreibende Charakterisierung aktueller Erscheinungen.

W. Strzelewicz (Berlin).

Lehrbuch der Soziologie und Sozialphilosophie, *hrsg. v. Karl Dunkmann. T. 1: Gerhard Lehmann, Sozialphilosophie. — T. 2: Karl Dunkmann, Soziologie. — T. 3: Soziologie der Kultur. Mit Beiträgen von Heinz Sauerland und den Obengenannten. Junker u. Dünnhaupt. Berlin 1931. (486 S.; br. RM. 22.—, geb. RM. 25.—)*

Bei der engen Beziehung, die in Deutschland stets zwischen Philosophie und Soziologie geherrscht hat, war zu erwarten, daß die jüngste Entwicklung der Philosophie nicht ohne Einfluß auf die Soziologie bleiben werde. Die in der Hegelrenaissance und der Existenzialphilosophie angelegten sozialphilosophischen Elemente mußten sich, zusammen mit der umwälzenden Einwirkung des primär sozialtheoretisch orientierten Marxismus, zu einem starken Antrieb für die sozialphilosophische Selbstbesinnung des bürgerlichen Denkens verdichten. Dafür zeugt nicht minder die „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft" von Freyer wie das vorliegende Kollektiv-

werk, das auf den „Grundsätzen einer methodologisch verwerteten ‚Existenzialdialektik'" basiert. Die äußere Dreiteilung des Buches in eine Sozialphilosophie, der die Aufgabe der Sinnerfragung und damit Sinngebung des Gegenstands der Soziologie zugewiesen wird; in eine Soziologie, die — unter Geltendmachung ihres historisch gewordenen Substrats — systematisch ausgegliedert ist; und schließlich in eine Kultursoziologie, die alle „Gemeinschaftsobjektivation" (Kunst, Wirtschaft, Recht, Religion, Erziehung) nach ihrem sozialen Urgrund erforscht — dieser Aufbau soll der Lösung des richtig erfaßten Grundproblems des sozialtheoretischen Denkens dienen: der unlösbaren Durchdringung und wechselseitigen Bedingtheit von Sozialphilosophie und Sozialforschung. Allein die Berechtigung einer gesonderten Sozialphilosophie ist m. E. weder aus der vorausgesetzten Konzeption der „metaphysischen Erkenntnis" als der „begleitenden Beziehung metaphysischer Gestaltung (Poiesis) und reiner, d. h. sachlicher Erkenntnis" (S. 11) abzuleiten, noch aus den fruchtbaren Ergebnissen, zu denen der dialektisch-existenzielle Ansatz der sozialphilosophischen Betrachtung verhilft.

Dank jenem Ansatz wird das philosophierende Bewußtsein von vornherein als „gespaltenes, mit sich selbst zerfallenes" gefaßt und der Grund der Sozialphilosophie in die „Zerrissenheit des sozialen Bewußtsein" (S. 18) gelegt. Vom gleichen Ausgangspunkt her gelingt es, bei der Bestimmung des Verhältnisses von Erkenntnistheorie und Sozialphilosophie ihr dialektisches Ineinander sichtbar zu machen: die „Struktur des erkennenden Bewußtseins" wird als „soziale Struktur" angesprochen und Erkenntnis als „sozialer Prozeß" begriffen (S. 20, 21). Das „Lehrbuch" kann sich daher konsequent auf die bedeutsamen Ergebnisse stützen, zu denen die Bemühung um eine „soziale Logik" (H. Pichler) geführt hat. Unter Ablehnung der „gegenständlichen" Erkenntnis (S. 60) als dem Sozialen inadäquat wird die „zuständliche" (S. 159), d. h. die sich als Selbstbewußtsein des sozialen Prozesses verwirklichende Erkenntnis gefordert. Das impliziert, daß die sozialphilosophische „verstehende" Erfahrung letzten Endes „politisches Handeln" im Sinne „persönlicher Entscheidung" (S. 111) bedeutet. Dem entspricht als sozialtheoretisch wertvollstes Resultat ein Begriff des „sozialen Gesetzes", die „anscheinende Paradoxie, daß es soziale Gesetze nur gibt, indem sie wirklich und willentlich befolgt werden" (S. 61).

Neben dem bisher Gesagten gehören zahlreiche anregende Einzelbemerkungen zu den wissenschaftlich fruchtbaren Leistungen des Lehrbuchs. Allerdings verbleibt ein peinlicher Rest von Abstraktheit gerade dort, wo das wirkliche Subjekt „existenzial dialektischen" Denkens — die konkrete Klasse im historischen Elemente des Klassenkampfes — aufzuzeigen wäre. Die Hauptfunktionen des Staats werden „Kultur und Wehrmacht"; der „Imperialismus . . . erscheint als unentbehrliches Moment in jedem Staat" (S. 250),die inneren Antagonismen des Staats verflüchtigen sich zu einer „soziologischen Antinomie im Staatsbegriff" (S. 249), in der die Machtordnung mit der Kulturordnung kollidiert. Aus der ökonomischen Abhängigkeit der Lohnarbeiter wird nach D. eine „widerwillige Gefolgschaft" (S. 241), die mit ihren „Führern", die man „in der Wirtschaft ganz allgemein ‚Wirtschaftsführer', ‚Generaldirektoren'" (S. 241) nennt, nicht harmoniert. Als methodische Grundlage für diese Begriffsbildung dient eine ausdrück-

lich als „platonisch-mittelalterlich" bezeichnete Unterscheidung von übergeschichtlich Realem und geschichtlich Konkretem, zu der die Realdialektik von Julius Bahnsen hinzugenommen wird.

A. F. Westermann Frankfurt a. M.

Seifert, Friedrich, *Charakterologie.* — **Seifert, Friedrich,** *Psychologie. Metaphysik der Seele.* — **Groethuysen, Bernhard,** *Philosophische Anthropologie. In: Handbuch der Philosophie, hrsg. v. Baeumler u. Schröter, Abt. III, Mensch und Charakter. R. Oldenbourg. München-Berlin 1931, (899 S.; RM. 42.—)*

Der Rahmen der Zeitschrift verlangt Beschränkung auf die im engeren Sinne anthropologischen Beiträge. Als systematische Abhandlung kommt vor allem Seifert, Charakterologie, in Betracht. Bemerkenswert ist die methodische Ausgangsstellung dieser Arbeit. S. will nicht den Ort einer neuen Wissenschaft Charakterologie im bestehenden Wissenschaftsgefüge durch Bestimmung ihres Gegenstandsbereichs und ihrer methodischen Besonderheiten festlegen. Charakterologie ist ihm ein Name für eine Reihe in die gleiche Richtung zielender Bewegungen, die mit einer veränderten Einstellung an die von den Wissenschaften aufgeteilte menschliche Gesamtwirklichkeit herangehen. Der Erlebnishintergrund dieses neuen wissenschaftlichen Wollens ist für ihn der neue Realismus des 20. Jahrhunderts. Diesen „Realismus" grenzt er ab gegen den Naturalismus und den Idealismus. Realismus ist hier nicht erkenntnistheoretisch als Anerkennung eines vom Bewußtsein unabhängigen Seins gemeint, Realität nicht als Gegenüber eines zum Bezugskorrelat verflüchtigten Subjekts. Sofern Realität überhaupt ein Gegenüber ist, ist sie es in der lebendigen Auseinandersetzung und nicht in der vergegenständlichenden Betrachtung. Zunächst ist sie die zu übernehmende, auszuhaltende und zu bewährende eigene konkrete Wirklichkeit. Obwohl die alternativen Begriffspaare des Idealismus: Subjekt-Objekt, Allgemeines-Besonderes, Vernünftiges und empirisches Ich die Erfassung der menschlichen Wirklichkeit erschwert haben, glaubt der Verf. doch, daß in der philosophischen Entwicklung des deutschen Idealismus auch Kategorien herausgearbeitet worden sind, die dem neuen Verständnis der menschlichen Wirklichkeit dienstbar gemacht werden können, vor allem die aus der Beschäftigung mit der künstlerischen, organischen und geschichtlichen Wirklichkeit hervorgegangene Kategorie der Totalität und der aus der Naturspekulation stammende Begriff der Polarität.

Der zweite Beitrag von S. über die Metaphysik der Seele ist durch die systematische Grundhaltung, die im vorigen skizziert wurde, bestimmt. Man kann dies an der Gegenüberstellung des aristotelisch-thomistischen und des augustinischen Seelenbegriffs ersehen. Für Aristoteles steht die Seele an bestimmter Stelle im hierarchisch gegliederten Formenkosmos, sie ist selbst gegliedert, einmal gestaltendes Prinzip der vitalen Funktionen, dann als Nous Prinzip der Wesenserkenntnis. Das eigentlich Persönliche geht hier ebenso verloren wie bei der idealistischen Aufteilung des Menschen in Vernunft und Sinnlichkeit. Demgegenüber steht Augustin, der Entdecker der menschlichen Gesamtwirklichkeit, des abgründigen Lebens, des cor humanum. Für ihn ist Seele der Ort unmittelbaren und erschütternden

Angesprochenseins vom Unbedingten. S. hebt gegenüber den immer wieder angeführten unter neuplatonischem Einfluß stehenden augustinischen Frühschriften die Bedeutung der späten Schriften hervor; vor allem sind für ihn die „Konfessionen" als Aussprechen des Ringens, Unterliegens und Erlebens der Einzelseele Ausdruck einer gegenüber der griechischen Situation völlig veränderten Auffassung von der persönlichen Wirklichkeit.

Die historischen Darlegungen des Verf. bleiben jedoch weitgehend hinter dem Programm des neuen „Realismus" zurück. Allzusehr noch werden nebeneinandergereihte Meinungen vorgetragen. S. läßt uns nicht sehen, wie diese Meinungen in der Auseinandersetzung geschichtlicher Menschen mit den Problemen ihrer Situation erwachsen. Allzuhäufig werden Begriffe, die in konkreter historischer Situation deren Erleben und Ringen Ausdruck verschaffen, wie ein jederzeit verfügbarer Kategorienvorrat gebraucht. Dieser Mangel drängt sich vor allem da auf, wo der Verf. ungelöste Probleme in der Geschichte sieht, zu deren Bewältigung den betreffenden Denkern die begrifflichen Mittel gefehlt hätten.

Die Groethuysensche Untersuchung ist demgegenüber mehr aus der Analyse konkreter historischer Situationen erwachsen. Auf das Inhaltliche der sorgfältig und mit großem historischen Verständnis durchgeführten Einzelanalysen kann hier leider nicht eingegangen werden. Wir müssen uns auf einige Bemerkungen über das Methodische beschränken. G. s Beitrag will eine Geschichte der menschlichen Selbstbesinnung geben. Diese Selbstbesinnung tritt in doppelter Form auf. Die erste als Lebensphilosophie bezeichnete Form umfaßt alle begrifflichen, aber auch künstlerischen Ausdrucksformen, in denen der Mensch, im Lebenszusammenhang verbleibend, Lebenserfahrungen ausspricht, Lebensstimmungen und Motivzusammenhänge zur Darstellung bringt. Diese dem Leben selbst zugehörige Selbstbesinnung „gibt die Atmosphäre an, in der die geistigen Schöpfungen entstehen". Sie bildet die ständige, das Erleben selbst mit aufbauende Unterströmung alles expliziten Fragens nach dem, was der Mensch sei. Diese letztgenannte Form der Selbstbesinnung stellt sich außerhalb des eigenen Lebenszusammenhanges, um von dort her nach dem Wesen der Seele, des Bewußtseins, des Ichs usw. zu fragen. Durch das Mittelglied der deutenden Darstellung eigenen Erlebens in alltäglicher Rede, Brief, Tagebuch, Gedicht usw. versucht G. die Verbindung zwischen dem kontinuierlichen Gang des Erlebens in Zusammenhang und Auseinandersetzung mit der eigenen seelischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit und den isolierten Aufgipfelungen menschlich-kultureller Leistungen zu gewinnen. Es ist die Methode, die der Verf. schon in seinem früheren Werk über die Entstehung der bürgerlichen Weltanschauung in Frankreich mit so großem Erfolg verwendet hat.

Franz Steinrath (Frankfurt a. M.).

Spengler, Oswald, *Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. C. H. Beck. München 1931. (V u. 88 S., br. RM. 2.—, geb. RM. 3.20)*

Die Broschüre, vorgetragen mit jenem polternd generösen Pathos, kraft dessen seit Nietzsche kulturphilosophische Überlegungen gern den Anspruch urtümlicher Schau erheben, stellt in Wahrheit sich dar als Entwurf

einer anthropologischen Naturdialektik, wie sie seit der Aufklärung bis zu Engels stets wieder in Angriff genommen ward. Die Kategorien aber, aus denen hier die Dialektik entspringt und die von der Dialektik umschlossen werden, sind eben die Nietzscheschen. Idealisten, die die Frage nach der Technik als untergeistig abweisen, werden wirklichkeitsfremd, Materialisten, die dem Nutzen der Technik nachfragen, flach gescholten. Legitimes Erkenntnismittel soll der „physiognomische Takt" (S. 6) sein: der Spenglersche Erbe des alten Intuitionsbegriffs, in welchem die Lebensphilosophen die Frage nach wahr und falsch nun einmal verlöschen lassen. Anders als sonst im Leben hat es der Takt nicht mit dem Kleinen sondern einzig mit dem Großen zu tun: dem Schicksal, dem man am taktvollsten begegnet, wenn man sich ihm fügt (cf. S. 13). Der Rhythmus dieses Schicksals hebt an mit dem Satze: „Denn der Mensch ist ein Raubtier" (S. 14); Raubtier, wohlverstanden, der Seele nach, denn Spengler ist ja beileibe kein Materialist, aber doch Raubtier von Natur und ein für allemal. Sein Leben — freilich doch wohl nicht bloß das Seelenleben — besteht im Töten (S. 16). Weil ihm die Freiheit des Tötens eignet, darum findet der physiognomische Takt, das Raubtier sei „die höchste Form des freibeweglichen Lebens" (S. 17). Eine Ontologie der Sinnesorgane kommt ihm zuhilfe: die Nase sei bloß das Organ der Verteidigung, dem Raubtier und Menschen aber sei das Auge als Organ der Angriffs gegeben (cf. S. 19). Die Menschenseele, gelegentlich von Spengler ganz schlicht der „göttliche Funke" geheißen (S. 20), konstituiert sich als solche durch die Distanz von der Gattung, wie sie irgendwie bereits im spähenden Blick angelegt sein soll, ohne daß deutlich würde, warum dann die Panther nicht auch des Geschenks der Nietzsche-Spenglerschen Einsamkeit teilhaftig werden. Technik heißt danach die Lebenstaktik des erfinderischen, gattungsunabhängigen Raubtieres. Sie wird anthropologisch auf die Hand zurückgeführt: Hand und Werkzeug — und damit Technik — sollen im Ursprung korrespondieren (S. 28). In der naturerzeugten Taktik von Hand, Auge, Werkzeug setzt der Mensch sich als Antithesis zur Natur: „der Natur wird das Vorrecht des Schöpfertums entrissen" (S. 35). Damit beginnt für Spengler, und nicht umsonst steht an dieser Stelle eine ästhetische Kategorie an Stelle einer geschichtsphilosophischen, die „Tragödie des Menschen, denn die Natur ist stärker" (S. 35). Auf der zweiten Stufe gelangt das Für-sich-sein des Menschen zur Darstellung: der zweiten Stufe in der Geschichte des geschichtlichen Menschenwesens nämlich und nicht der Gesellschaft: Sprechen und Unternehmen sind, als Antithesis zu Hand und Werkzeug, die Signa jener zweiten Stufe. Die Seele bringt es rein aus sich heraus zum Übergang vom organischen zum organisierten Leben und damit zum Staat (S. 53). Es folgt die Synthesis als Katastrophe. Freilich etwas vag und allgemein: die Technik, ursprünglich von Spengler als Taktik, als Verhaltensweise angesetzt, wird von ihm verabsolutiert, ohne daß auch bloß die Frage gestellt wäre, ob nicht gerade die Verselbständigung der Technik gegenüber ihrem gesellschaftlichen Gebrauch durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Struktur korrigierbar wäre. Die Kritik an der falschen Funktion der Technik hintertreibt er mit einer technischen Mythologie, die die Fetische noch anbetet, nachdem ihr Fetischcharakter erkannt ist: „Wie einst der Mikrokosmos Mensch gegen die Natur, so empört sich jetzt der

Mikrokosmos Maschine gegen den nordischen Menschen. Der Herr der Welt wird zum Sklaven der Maschine" (S. 75). Folgerecht-mythisch spricht Spengler von „Frevel und Sturz des faustischen Menschen" (S. 75) und prophezeit baldigen Untergang der abendländischen Technik, die in Vergessenheit geraten müsse, weil für die kommenden, nichtfaustischen Seelen „die faustische Technik kein inneres Bedürfnis" (S. 87) sei, obwohl doch nach Spenglers eigener Aussage „die Japaner . . binnen 30 Jahren technische Kenner ersten Ranges" (S. 86) wurden. Den betroffenen Abendländern bleibt nichts übrig als heroisch-tragische Gesinnung.

Zur Kritik ist die kurze Anzeige nicht der Ort. Es sollen statt dessen einige Sätze Spenglers stehen, die für sich selbst sprechen: „Jetzt aber, seit dem 18. Jahrhundert, arbeiten die zahllosen ‚Hände' an Dingen, von deren tatsächlicher Rolle im Leben, auch im eigenen, sie gar nichts mehr wissen und an deren Gelingen sie gar keinen inneren Anteil nehmen" (S. 74). Das ist richtig, wenn auch anderwärts schärfer formuliert. Wie aber interpretiert Spengler die Warenform? „Eine seelische Verödung greift um sich, eine trostlose Gleichförmigkeit ohne Höhen und Tiefen, die Erbitterung weckt" — gegen wen wohl? — „gegen das Leben der Begabten, die schöpferisch geboren sind" (S. 74). Die schöpferisch Geborenen aber sind ihm heutzutage die kapitalistischen Unternehmer, die das Schicksal gnädig an ihren Platz stellte: „Die kleine Schar der geborenen Führer, der Unternehmer und Erfinder, zwingt die Natur . . ." (S. 72). Es gibt eben „von Natur Befehlende und Gehorchende" (S. 50) und bei der Theodizee der Edelmenschen fällt der Satz: „Nur Kinder glauben, daß der König mit der Krone zu Bett geht, und Untermenschen der Großstädte, Marxisten, Literaten glauben von Wirtschaftsführern etwas Ähnliches" (S. 51). Es wird nicht verraten, welche Art von Menschen heute noch kapitalistische Unternehmer für die naturgewollten, begnadeten Führer ansieht. Aber der Satz läßt wenigstens keinen Zweifel, welchen zwischenmenschlichen Beziehungsformen der physiognomische Takt hier zugute kommt und welche konkrete Bestätigung die These, der Mensch sei ein Raubtier, durch Spenglers Philosophie selber etwa finden mag.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

Marck, Siegfried, *Die Dialektik in der Philosophie der Gegenwart. 1. und 2. Halbbd. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1929 und 1931. (IV u. 166 und VI u. 174 S.; geb. in einem Band RM. 20.—)*

Das Werk will einen Querschnitt durch die Philosophie der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt des Problems der Dialektik geben. Mit dieser Absicht greift es bewußt in die auch von anderer Seite als Leitfaden durch die Fülle der Probleme und Systeme dargestellte „Reproduktion" der Problemgeschichte von Kant bis Hegel auf „erweiterter Stufenleiter" ein. Das Ziel des Verfassers ist die Rechtfertigung einer „kritischen Dialektik", die gegen die spekulative Dialektik des Neuhegelianismus und den nichtdialektischen Kritizismus der Neukantianer abgegrenzt und als Konvergenzpunkt der Gegenwartsphilosophie aufgewiesen wird.

Die entscheidende Leistung, die dem Kritizismus die Einbeziehung der nachkantischen Motive ermöglicht, ohne daß er den metaphysischen Konsequenzen der nachkantischen Systeme verfallen müßte, sieht der Verfasser

in der vor allem durch R. Hönigswald erreichten Wendung der Denkpsychologie zur philosophischen Prinzipienlehre. — Außer Hönigswald werden J. Cohn, H. Bauch, P. Hofmann, E. Cassirer und Th. Litt als Vertreter der kritischen Dialektik behandelt.

Im Sinne der oben erwähnten Abgrenzung erfolgt die kritische Auseinandersetzung mit H. Rickert, E. Lask, R. Kroner, Kierkegaard, Barth, Gogarten, E. Brunner, P. Tillich, G. Lukacs, E. Griesebach, M. Heidegger, G. Simmel, P. Natorp, A. Liebert, N. Hartmann, E. Troeltsch, E. Przywara und P. Wust.

Obwohl im übrigen der Bezug der philosophischen Probleme auf die Probleme der Einzelwissenschaften nicht behandelt wird — so sehr auch die kritische Dialektik (kantisch gesprochen) eine kritische Analytik fordert —, so darf doch besonders auf die klare Darstellung der Denkpsychologie hingewiesen werden, die in den bisher nur zu wenig bekannt gewordenen Werken R. Hönigswalds eine Fülle grundlegender Einsichten und scharfsinniger Untersuchungen für die Probleme der Geistes- und Sozialwissenschaften enthält. Freilich, die methodologischen Probleme der Soziologie kommen entgegen der in der Vorrede zum ersten Halbbd. vom Verfasser geäußerten Absicht zu kurz. Franz Meyer (Breslau).

Sauerland, Kurt, *Der dialektische Materialismus, 1. Buch: Schöpferischer oder dogmatischer Materialismus? Berlin 1932. (320 S.; RM. 4.80)*

Das Buch bildet den ersten Band eines größeren Werkes, in dem die Leninsche Auffassung des dialektischen Materialismus den westeuropäischen Auffassungen entgegengestellt werden soll. Der vorliegende Band versucht einen historischen Abriß der Entwicklung des dialektischen Materialismus zu geben, die systematische Darstellung soll erst im 2. Bande folgen. Als erste Aufgabe wird die „Wiederherstellung des wahren Marxismus" (S. 3) bezeichnet. Die sozialdemokratischen Theorien, einschließlich derjenigen R. Luxemburgs und K. Liebknechts, werden dabei im wesentlichen als Mißverständnisse betrachtet. Der Verfasser bestimmt die materialistische Dialektik im Anschluß an Lenin als „die wissenschaftliche Lehre von den Gesetzen der Entwicklung aller materiellen und geistigen Dinge, d. h. der Entwicklung alles konkreten Inhalts der Welt und der Erkenntnis derselben" (S. 40), und gibt ihr die dreifache Funktion, Weltanschauung, Methodologie und Erkenntnistheorie zu sein (S. 42). Die „materialistische Dialektik" ist nach S. zugleich „die Logik des revolutionären proletarischen Klassenkampfes" (S. 261).

Die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstands entspräche in der Tat einem Bedürfnis. Der Wert des Buches wird aber entschieden dadurch beeinträchtigt, daß die Thesen weniger durch logische Beweisführungen als durch Berufung auf politische Autoritäten gestützt werden, deren Bedeutung bestimmt nicht auf philosophischem Gebiet zu suchen ist. Ein endgültiges Urteil wird sich erst nach Erscheinen des zweiten Bandes abgeben lassen. A. F. Westermann (Frankfurt a. M.)

Gouhier, Henri. *La Vie d'August Comte. („Vies des hommes illustres", Nr. 63). Gallimard. Paris 1931. (300 S.)*

Henri Gouhier ist ein junger Philosophiehistoriker, der durch seine ausgezeichneten Arbeiten über Malebranche und Descartes bekannt ist. Seine

Comte-Biographie gehört nicht zu der Gattung der heute so beliebten „biographies romancées", sondern ist ein wissenschaftlich relevantes Buch. Allerdings ein Buch, das für ein breiteres Publikum bestimmt und sehr leicht, man möchte sogar sagen spannend, geschrieben ist. Die Lehre Comtes ist darin nicht berücksichtigt worden, aber das Persönliche wurde stets im Hinblick auf das theoretische Werk behandelt. Der Verf. hat sich eine doppelte Aufgabe gestellt: „Ich muß Auguste Comte so wiederfinden, wie er sich selbst gesehen hat; es ist mir untersagt, auf das Wissen zu verzichten, ob er sich so gesehen hat, wie er war" (S. 9).

Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob G. diese Aufgabe richtig gelöst hat; aber alles, was er sagt, ist interessant, durchdacht und mit reichlichem und gut gewähltem Zitatmaterial belegt.

A. W. Kojevnikoff (Vanves [Seine]).

Allgemeine Soziologie.

Vierkandt, A., *Handwörterbuch der Soziologie. Hrsg. in Verb. mit G. Briefs, F. Eulenburg, F. Oppenheimer, W. Sombart, F. Tönnies, A. Weber, L. v. Wiese. Ferd. Enke. Stuttgart 1931. (XII u. 690 S.; geh. RM. 69.—, geb. RM. 74.—)*

Die von dem Herausgeber im Vorwort ausgesprochene dreifache Absicht dieses Handwörterbuches ist: 1. die Kenntnis der Soziologie „in weiteren Kreisen zu verbreiten", 2. „gleichsam durch einen Akt der Kodifikation" den gegenwärtigen Stand der Soziologie festzulegen und 3. zur Selbstbesinnung der Soziologie zu dienen und auf ihren Fortschritt hinzuwirken. Ist die Durchführung des ersten Punkts durch den hohen Preis erschwert und der dritte durch die Zukunft zu beantworten, so wird man feststellen müssen, daß dem Herausgeber die Übersicht über das, was heute unter Soziologie verstanden und in ihr geleistet wird, in hohem Maß gelungen ist.

Mitgearbeitet haben an diesem Werk fast sämtliche Soziologen an deutschen Universitäten und technischen Hochschulen. In 62 Artikeln von 4—30 Seiten Umfang behandeln die Autoren die verschiedenen Probleme der Soziologie. Eine systematische Inhaltsübersicht teilt das Buch in 5 Abteilungen ein: Allgemeines, Gesellschaftssoziologie, allgemeine Kultursoziologie, Soziologie der einzelnen Kulturgüter, einzelne Kulturen und Epochen. Zwar wird der Leser keine durchgängige Auffassung über das, was Soziologie sei, feststellen können, es sei denn die, daß es sich um so etwas wie um die Erforschung des „Gesellschaftlichen" handele; was aber in diesen Bereich einzubeziehen, was aus ihm auszuschließen sei, darüber hat fast jeder Autor seine eigene Meinung. Die Soziologie befindet sich im Stadium des Experimentierens, aber sie ist darum nicht weniger fruchtbar und bietet nicht weniger Erkenntnisse als bei starrer Fixierung. Man kann den Spielraum und die Weite der Soziologie am besten an einer Gegenüberstellung von Sombart und Mannheim erläutern. Sombart (Art. Grundformen des menschlichen Zusammenlebens) anerkennt nur die durch „Geist" konstituierten Gruppen („echte" Verbände) als legitime Objekte der Soziologie, Mannheim (Art. Wissenssoziologie) zieht sämtliche Erscheinungen des historisch-sozialen Lebens in seine Fragestellung und untersucht sie auf ihre Bezie-

hung zum realen gesellschaftlichen Sein hin. In diese Spannung ordnen sich je nach Gegenstand und Methode die anderen Auffassungen von Soziologie ein. Es würde den Rahmen dieses Referates sprengen, wollte man auf alle Aufsätze einzeln eingehen und sie nach ihrem Werte würdigen. Es kann nur auf einige hingewiesen werden, die uns besonders bemerkenswert und wichtig erscheinen. So die Aufsätze von G. Briefs über die Sozialstruktur der Gegenwart (Betriebssoziologie, Sozialform und Sozialgeist der Gegenwart, Proletariat). Klar und einsichtig weist hier der Verf. auf den Prozeß der Verdinglichung der menschlichen Beziehungen im modernen Betrieb, auf die Klassenspaltung der kapitalistischen Gesellschaft und auf das Phänomen der Entproletarisierung des Proletariats, von dem „Verbürgerlichung" nur ein möglicher Weg ist, hin. Eine wertvolle Ergänzung findet die Soziologie der Gegenwart in dem temperamentvoll geschriebenen ausgezeichneten Aufsatz von A. Meusel über Bürgertum, der die mannigfaltige Schichtung und Gliederung des modernen Bürgertums darstellt. Ferner erwähnt seien die klaren formalsoziologischen Artikel von Th. Geiger über Führung, Gesellschaft, Gemeinschaft und Revolution. Gundlach zeigt in einem ausgeschliffenen Aufsatz über die Soziologie des Ordens neben vielem Sachlichen die Mentalität der modernen katholischen Soziologie. Bemerkenswert erscheint uns auch der Aufsatz von K. Mannheim über Wissenssoziologie, der im Rahmen der Behandlung des Wissens in seiner Beziehung zu den gesellschaftlichen Gruppierungen einen Vorstoß in das Gebiet der Erkenntnistheorie unternimmt. An diese Abhandlung wird sich sicher noch eine lebhafte Diskussion anschließen. Daneben bietet das Handwörterbuch eine Fülle von Aufsätzen über die Soziologie der Gruppen (Tönnies, Vierkandt, Sombart, Oppenheimer, Colm), der zwischenmenschlichen Beziehungen (L. v. Wiese), zwei Aufsätze über allgemeine Kultursoziologie (A. Weber, Freyer), mehrere über besondere Kulturen: China, Aufklärung, Mittelalter, Renaissance (v. Rosthorn, B. v. Wiese, v. Martin). Die Soziologie der Politik findet ihre Behandlung durch Michels, Heller, Mitscherlich, v. Beckerath, Grabowsky u. a., die über Patriotismus, Staat, Volk und Nation, Faschismus, Bolschewismus usw. referieren. Religionssoziologie, Pädagogische Soziologie, Rechtssoziologie werden von Wach, A. Fischer und J. Kraft behandelt. Schering und Ziegenfuß berichten über die Soziologie der Kunst (Musik, Literatur und bildende Kunst). Wie nicht anders zu erwarten ist, sind bei der Beschränktheit des Raumes nicht alle Probleme im Handwörterbuch zu Wort gekommen, und nicht alle sind so ausführlich behandelt worden, wie sie es eigentlich verdienten. Deshalb sind auch die einzelnen Aufsätze nicht von gleichem Wert. Im großen und ganzen kann jedoch gesagt werden, daß das Handwörterbuch seinen Zweck, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Soziologie in Deutschland zu geben, erfüllt. W. Gollub (Frankfurt a. M.).

Verhandlungen des Siebenten deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (X u. 203 S.; RM. 11.40)

Durch die Überlastung der Tagesordnung mit fünf Fragen wurden die Debatten kürzer, die Auseinandersetzungen weniger ausführlich als auf

früheren Soziologentagen, obzwar hervorgehoben werden muß, daß trotz der Kürze der Zeit wertvolle Vorträge und Diskussionsreden gehalten wurden. Nur auf einiges kann im Rahmen einer kurzen Besprechung hingewiesen werden.

Der erste Punkt der Tagesordnung lautete: Presse und öffentliche Meinung. Brinkmann sieht die geschäftsmäßige Entwicklung des modernen Pressewesens und vergleicht sie mit der der anderen monopoloiden Großproduktionen. Er sieht auch die Gefahren dieser Entwicklung für öffentliche Meinung und Kultur, erhofft aber die Hilfe von der Herausbildung einer neuen aristokratischen Schicht führender Geister und Organe, die die Presse zu ihren idealen Zwecksetzungen zurückführen werde. Von Eckardt arbeitete die Verflochtenheit der Presse mit Wirtschaft, Kultur und Staat heraus und wies besonders auf die ökonomische Fundierung des Zeitungswesens mit allen ihren Begleit- und Folgeerscheinungen hin. In der Diskussion bekämpfte Kapp die Behauptung, daß die Presse die Partei mache, und zeigte auf große Schichten hin, die gegen den publizistischen Willen der großen Presse immun sind.

In der Untergruppe für Methodologie wurden über die Begriffsbildung in der Soziologie zwei Vorträge gehalten. Stoltenbergs, eines an sich anregenden Soziologen, Vortrag kann schwer gewürdigt werden, denn er hat die Leidenschaft, für die ihm wichtig erscheinenden Begriffe sofort auch neue Worte zu schaffen, deren Erfassung viel Zeit und Geduld erfordert. Koigen suchte die Aufgabe der Soziologie im wissenschaftlichen Aufbau des soziologischen Gegenstandes, in der Auffindung der Begriffe und der Regeln, nach denen sich der soziologische Tatbestand aufbaut. Aus der Diskussion: Pieper warnte vor der Überschätzung der Erfahrung. Stepun zeigte, daß das Miterleben der russischen Revolution die nachträgliche adäquate Erfassung der französischen Revolution erleichterte. Gierlichs warf den fruchtbaren Gedanken einer Soziologie des Alltagslebens auf.

Über die Soziologie der Kunst sprach als erster v. Wiese. Unter Zugrundelegung seiner Beziehungslehre zerlegte er die Aufgabe in zwei Problemkreise: die Kunst als Komplex sozialer Prozesse und die Kunst als soziales Gebilde. Nach Rothacker ist die Aufgabe der Kunstsoziologie, die soziale Bedingtheit der Entstehung und Wandlung der Lebens-, Kultur- und Kunststile darzulegen. Breysig betrachtete das geistige Schaffen als Gegenstand der Gesellschaftslehre, und alle drei Gattungen des geistigen Verhaltens: das neuernde Erzeugen, das nachahmende Weitergeben und das hinnehmende Empfangen, machte er zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Die drei Vorträge zeichneten sich durch eine Fülle geistiger Anregungen aus. Dementsprechend war auch die Diskussion bemerkenswert. Schmalenbach wies mit Recht darauf hin, daß nicht nur das Kunstwerk soziologisch wirkt, sondern daß es auch soziologisch erwirkt ist. Honigsheim widmete seine Ausführungen der Soziologie des Publikums.

Über die Soziographie sprach zuerst Tönnies. Die S. hat die verborgenen Quellen, die sich der Statistik verschließen, aufzuspüren. Der soziographische Begriff der Stadt, den er als Beispiel entwickelte, ist sehr lehrreich. In der Diskussion warnte Bortkiewicz vor der Gegenüberstellung von Soziographie und Soziologie.

In der Untergruppe für politische Soziologie wurden „Die deutschen Stämme" behandelt. Die einleitenden Worte sprach Eulenburg, der eine rassenmäßige Lösung des Problems als unwissenschaftlich zurückwies. Hellpach befaßte sich mit der naturforschenden und geisteswissenschaftlichen Seite des Themas und empfahl die strengste Wertungsenthaltsamkeit. Nadler hielt über die literaturhistorischen Erkenntnismittel des Stammesproblems einen interessanten Vortrag. Aubin sprach von den geschichtlichen Grundlagen der deutschen Stämme; als entscheidendes Merkmal der Stammesbildung betrachtet er das gemeinsame und von der Umwelt sondernde Erleben und zeigt, daß „reine" Stämme überhaupt nicht existieren. Aus der Diskussion wollen wir folgendes erwähnen: Hertz: Die Lösung des Stammesproblems ist bisher nicht gelungen, weil dieses eigentlich eine Gleichung mit vielen Unbekannten darstellt, zu deren Lösung bisher noch nicht genug Gleichungen vorhanden sind. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisversuche leiden an einem Mangel geschichtlicher Kenntnisse. Sombart: Der Stamm als eine Angelegenheit der Blutsverwandtschaft und Abkommenschaft ist kein soziologischer Begriff. Volk ist diejenige soziologische Gruppe, die eine gemeinsame Tradition hat, Nation eine Gruppe, die ein gemeinsames Ziel hat.

Der Anhang enthält schriftliche Beiträge zur Soziologie der Kunst von Müller-Freienfels, Hanna Meuter und Alfred Peters.

Der Berliner Soziologentag stand auf einem hohen geistigen Niveau, und trotz der Überfüllung der Tagesordnung war er imstande, eine ersprießliche Arbeit zu leisten. Paul Szende (Wien).

Soziologie von heute. Ein Symposion der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie. Hrsg. v. Richard Thurnwald. C. L. Hirschfeld, Leipzig 1932. (VIII, 158 S.; RM. 5.—, geb. RM. 6.50)

In diesem „Symposion" vereinigt Th. zu dem Thema: Aufgaben und Grenzen der Soziologie die programmatischen Ausführungen führender Soziologen. Nur einige kommen zu Wort: Freyer, Ginsberg, MacIver, W. F. Ogburn, Plenge, Sorokin, Steinmetz, Thurnwald, Tönnies und Walther. Die Aussprache dient einem „allgemeinen Gedankenaustausch" und soll mehr das Verbindende und Einigende als das Trennende in wichtigen Grundüberzeugungen betonen, damit sich — wie der Herausgeber im Vorwort hervorhebt — „mit der Zeit ein fester Wissens- und Methodenkern herausbildet, ohne den es nicht möglich sein darf, Soziologie zu treiben". Um dieses Programms willen und weil hier so ganz verschieden geartete deutsche mit amerikanischen Soziologen diskutieren, verdient dieser soziologische „Sängerkrieg", wie Tönnies die Diskussion humorvoll bezeichnet, Beachtung.

Gemeinsam fordern die 4 amerikanischen und 6 deutschen Soziologen eine Weiterführung der methodologischen Klärung und lehnen den „Sprung in die Empirie" mit guten Gründen ab. Daß die konkrete Einzelforschung mit der Prinzipienbetrachtung engen Konnex behalten oder neu finden müsse, sagen auch die amerikanischen Soziologen, von denen besonders MacIver interessante Ausführungen über die behavioristische Sozialpsychologie in Amerika macht. Unter Ablehnung „dogmatischer Verengungen" begibt man sich gemeinsam auf den Boden methodisch-liberaler Toleranz;

die verschiedenen soziologischen Schulen können „in friedlichem Nebeneinander organisch-verbunden existieren", meint Sorokin, und Freyer spricht von ihrem „sinnvollen Zusammenspiel" und ihrer „sachbedingten Kooperation". So wie eine gewisse Wendung zur methodologischen Theorie in den amerikanischen, so ist eine neuartige Betonung der Gegenwart und Praxis in den deutschen Beiträgen auffällig.

Daß es trotzdem den „Rednern im Symposion" mit ihren Beiträgen weder eine gemeinsame Gesprächsbasis zu finden gelungen noch bedeutungsvollere theoretische Übereinstimmungen aufzuzeigen geglückt ist, hat seine besonderen Gründe. Denn wenn auch die Soziologie durch Differenzierung ihrer Methoden und Vermehrung ihrer Forschungsergebnisse weiter fortgeschritten ist, so ist sie in Wirklichkeit doch noch weit entfernt von jenem „Konsolidierungszustand", der eine der notwendigen Vorbedingungen für jenes oben angedeutete „Symposion" wäre. Gerade denjenigen, der die Gesellschaftswissenschaften gerne mit dem von Freyer neuentdeckten Begriff das „Selbstbewußtsein einer Epoche" nennen möchte, wird es nicht wundernehmen, wenn eine Zeit wie die Gegenwart auch bewußtseinsmäßig schärfste Spaltungen erzeugt. Erich Winter (Frankfurt a. M.).

Freyer, Hans, *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie. Teubner. Leipzig und Berlin 1930. (310 S., br. RM. 10.—, geb. RM. 12.—)*

Freyer, Hans, *Einleitung in die Soziologie. Quelle & Meyer. Leipzig 1931. (149 S., RM. 1.80)*

In seinem bedeutsamen Buch zur Grundlegung eines „Systems der Soziologie" sucht Freyer die Soziologie als eine Wissenschaft mit eigenem Gegenstandsgebiet und besonderen Erkenntnismethoden neu zu konstituieren. Zwei Drittel des Buches dienen der kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Soziologie. Da die Soziologie „das organische Produkt einer bestimmten Kultur und darum in eine andere Kultur nicht einfach übertragbar ist" (Zitat F.s aus Walther S. 7) und da die europäische Soziologie „durch ihre eigene Geschichte auf ganz bestimmte Problemstellungen verpflichtet" sei, will er sich mit der amerikanischen Soziologie nicht auseinandersetzen. Gegen die Auffassungen, die die Soziologie „als Philosophieersatz für die philosophisch ungläubig Gewordenen anpreisen" setzt er die These, daß die Soziologie „in aller Strenge des Worts System ist" und die Aufgabe habe, „die gesellschaftliche Wirklichkeit der Gegenwart ins wissenschaftliche Bewußtsein zu heben" (S. 12).

Die geisteswissenschaftliche Fundierung der Soziologie bei Dilthey, Simmel und Spann habe gerade die Eigentümlichkeit des Gegenstandes und der Methode der Soziologie verwischt. Für die „Logoswissenschaften" werde „die gesellschaftliche Wirklichkeit mit ihren Gegensätzen, Kämpfen, Entwicklungen und Entscheidungen zu dem Kräftespiel, in dem sich der Sinnzusammenhang der Kulturformen verwirklicht" (S. 35). Diese logoswissenschaftliche Soziologie müsse scheitern, weil „drei grundlegende Eigenschaften, die einander bedingen . . ., die gesellschaftlichen Gebilde von allen Formen des objektiven Geistes unterscheiden" (S. 81). Erstens seien sie „Formen aus Leben"; deshalb auch sei der Soziologie die theoretische Hal-

tung des geisteswissenschaftlichen „Verstehens" versagt. Sie seien zweitens „der konkreten Zeit eingelagert"; deshalb müsse die Soziologie „ein System des Nacheinander sein" (S. 87). Die dritte Bestimmung sei, daß die gesellschaftlichen Gebilde „die existenzielle Situation des Menschen sind" (S. 97). Sinn der soziologischen Theorie sei „Vertiefung der eigenen Entscheidung, Unterbauung der eigenen Wirklichkeit". „Nicht souverän soll der Erkennende werden, sondern verantwortlich . . ."; so trete neben die Logoswissenschaften ein zweiter Typus von Geisteswissenschaften: „die Ethoswissenschaften" (S. 91).

Wenn auch „von einem höchsten Blickpunkt aus, philosophisch betrachtet, alles Sein zur Wirklichkeit, der der Mensch existenziell angehört, alle Wissenschaft vom Sein zur Wirklichkeitswissenschaft im hier gemeinten Sinn" (S. 201/02) werde, so sei doch in den drei Wissenschaftsgruppen (Natur-, Geistes-, Wirklichkeitswissenschaften) „ein notwendiges Gliederungsgesetz der Erkenntniswelt zu erfassen" (S. 202). „Wirklichkeitswissenschaften (Psychologie, Geschichte, Soziologie) sind zugleich ethische Wissenschaften" (S. 206). Dabei beruhe die zentrale Aufgabe der Soziologie in der Analyse der Beziehung von Staat und Gesellschaft.

Im dritten Teil seines Buches will F. seine Methode praktisch durchführen. An Phänomenen wie „Gesellschaft", „Staat und Gesellschaft", „Klassen" u. a. sucht er die soziologischen Sätze zu erhärten, daß die eigentümlichen soziologischen Strukturbegriffe generalisierbar sind, die gesellschaftliche Wirklichkeit geschichtet ist und in ihr „relativ reine und relativ unreine, d. h. verhüllte, getrübte oder überschichtete Strukturen" feststellbar sind (S. 224); „für jede einzelne Grundstruktur" gebe es „typische Formen der Einschichtung" anderer Strukturelemente.

F. versucht die Existenzialphilosophie zur Begründung seines Systems zu verwenden. Die philosophische Kritik seines Werkes müßte sich gerade diesem existenzialphilosophischen Ansatzpunkt F.s zuwenden und sich fragen, ob nicht F. schließlich doch die Soziologie als „Philosophieersatz", zumal einer philosophisch-soziologischen Ethik aufzubauen sucht. Wenn F. im Kampf gegen die Logoswissenschaften auf Marx und Hegel zurückgreift und die Dialektik von dort übernimmt, so steht diesem unbestreitbaren Verdienst doch entgegen, daß er sich auf die Philosophie, nicht aber auf die politische Ökonomie von Marx bezieht. Das Buch F.s, so interessant und wichtig die eigenartige Behandlung der Probleme ist, erbringt keinen vollgültigen Beweis für die Notwendigkeit eines soziologischen Systems, das neben der Ökonomie, der Geschichte, Kulturkreisforschung oder über ihnen zu stehen hätte. Es rechtfertigt keineswegs ein neues System im Rahmen der Wissenschaft, sondern stellt lediglich mit Hilfe geistesgeschichtlicher und philosophischer Methoden fest, wie stark die begriffliche und sachliche Differenzierung des Denkens bei dem sein muß, der sich mit den Kämpfen des gesellschaftlichen Lebens theoretisch befaßt.

In seiner „Einleitung" faßt F. die Ergebnisse seines oben besprochenen Buches kurz zusammen. Der historische Teil über die Geschichte der Soziologie ist neu hinzugekommen. Das kleine Buch ist sowohl historisch instruktiv wie auch lehrreich für den Einbruch der Existenzialphilosophie in das Gebiet der Soziologie. Erich Winter (Frankfurt a. M.).

Neurath, Otto, *Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie. Jul. Springer. Wien 1931. (151 S.; RM. 9.60)*

Neuraths Buch ist eine Programmschrift, eine Schrift über Wesen und Methode der Soziologie mit scharf polemischer antitheologischer und antimetaphysischer Spitze. Es gibt nur eine Wissenschaft mit einer Methode („Einheitswissenschaft"), die sich in der Physik als der vorgeschrittensten und grundlegendsten aller wissenschaftlichen Disziplinen am reinsten verkörpert („Physikalismus"). Jede Wissenschaft (die es mit der Wirklichkeit zu tun hat, von Logik — Mathematik abgesehen) stellt sich dar als Logisierung empirisch gefundener Daten, sie faßt diese Beobachtungstatsachen daher in ihrem funktionellen Abhängigkeitsverhältnis und in ihrer raumzeitlichen Ordnung, derart, daß kontrollierbare Voraussagen von Erfahrungstatsachen möglich werden. Von dieser Grundthese ausgehend lehnt N. die prinzipielle Scheidung zwischen natur- und geisteswissenschaftlicher Erkenntnis, die Trennung von „erklärender" und „verstehender" Wissenschaft, die Behauptung von der weltanschaulichen Grundlage oder der Wertbeziehung geisteswissenschaftlicher Forschung ab. Er sieht ferner im Geschichtsmaterialismus, im Marxismus, den „geschlossensten aller bisherigen Versuche, eine streng wissenschaftliche, unmetaphysische physikalistische Soziologie zu schaffen".

Das kleine Buch ist von erfreulicher Klarheit und Entschiedenheit, und vor allem der Forderung, daß die Soziologie nur klare und erfahrungsmäßig definierte Begriffe verwenden dürfe, möchte Ref. nachdrücklich zustimmen. Es ist heute besonders notwendig zu betonen, daß die Begriffe einer echten Wissenschaft termini sein müssen und nicht etwa „ausdruckskräftige Worte der Sprache", die „die Lebendigkeit in ihr Recht einsetzen wollen" — um eine bezeichnende Wendung eines modernen philosophischen Werks zu zitieren. Der Gefahr des Einbruchs solcher Philosophie und ihrer „Begriffe" in die Soziologie vorzubeugen, ist ein Verdienst, das ich auf alle Fälle Neurath und seiner Richtung zuerkennen möchte, auch wenn ich ihm im einzelnen nicht überall folgen kann. Vor allem führt ihn das Vorbild der Physik m. M. nach zu weit: so wenn er sich den „Behaviorismus" zum Muster nimmt, der sich trotz exakter Reiz- und Reaktionsbestimmungen als völlig unfruchtbar erwiesen hat, wo es sich darum handelte, grundlegende gesetzmäßige Zusammenhänge zu finden; nie wäre man z. B. auf seinen Wegen zu der bedeutendsten und durchaus empirischen Schöpfung der modernen Psychologie, zur Psychoanalyse Freuds gekommen. Im Grunde begeht der Behaviorismus denselben Fehler wie die metaphysische Soziologie: er geht mit vorgefaßtem Programm an die Tatsachen, anstatt sich von ihnen leiten zu lassen. Mit Recht betont N. selbst, daß Soziologie soziologisch betrachtete Geschichte werden muß — m. a. W. historische Reihenbildung, aus dem einmaligen historischen Material herausgearbeitet, die zugleich das Einmalige in seinem Zusammenhang und seiner Richtungstendenz erkennen läßt und das „Typische" seines Ablaufs, das man in andern Fällen wiedererkennt, gleichgültig, ob es sich in einem Gesetz im strengen Sinn formulieren läßt. Es wäre, scheint mir, günstig für die Soziologie, wenn die Erörterung der Programme und Methoden (einer Wissenschaft, die selbst erst in ihren An-

fängen steht!) hinter der praktischen Arbeit mehr zurückträte. In der Naturwissenschaft ist die erkenntnistheoretische Reflexion der Wissenschaft gefolgt, nicht ihr vorausgegangen. E. v. Aster (Gießen).

Tönnies, Ferdinand, *Einführung in die Soziologie. Ferd. Enke, Stuttgart 1931. (327 S.; br. RM. 11,50, geb. RM. 13.—)*

Wer Tönnies ist und wo sein wissenschaftlicher Standort ist, weiß jeder. Es kann sich also nur darum handeln anzugeben, was von dem Gedankengut des Forschers gerade in diesem Buch zu finden ist, was nicht. Es fehlt die sog. generelle Soziologie, deren Hauptbestandteile die physische Anthropologie in ihrer soziologischen Bedeutung und die Sozialpsychologie sind. T. gibt nur den theoretischen Teil der reinen Soziologie; das Ziel seiner Darstellung sind Normalbegriffe und ideelle Typen (dieser Terminus scheint ihm angemessener als „Idealtypen" zu sein). Im Mittelpunkt seines Interesses steht auch hier der Komplex Gemeinschaft-Gesellschaft; die „Einführung in die Soziologie" kann geradezu als Fortsetzung des Buches „Gemeinschaft und Gesellschaft" aufgefaßt werden. Das Buch berichtet von der Statik und von der systematischen Ordnung der sozialen Wesenheiten, nicht von ihrer Dynamik.

T. hält überall die Linie des Theoretikers inne; wo er Aussagen über das „wirkliche Leben" macht und über die Veränderungen und Bewegungen, in die die sozialen Wesenheiten durch das wirkliche Leben geraten, handelt es sich um sorgfältig ausgewählte Beispiele einer Verifizierung des Behaupteten. Daß er mit warmem Herzen an den Sorgen unserer Zeit teilnimmt, zeigt schön eine Stelle der Vorrede, wo er sagt, daß er seine Hoffnung nur in die Internationalität der nationalen Arbeiterbewegungen setze, wenn er an eine bessere Zukunft denke. Justus Streller (Leipzig).

Karl Marx / Friedrich Engels, *Die heilige Familie und die Schriften von Marx von Anfang 1844 bis Anfang 1845. (Marx-Engels Gesamtausgabe; I. Abteilung, 3. Band.) Marx-Engels-Verlag GmbH., Berlin 1932. (640 S., RM. 18.—)*

Karl Marx, *Der historische Materialismus. Die Frühschriften, 2 Bände, hrsg. von S. Landshut und J. P. Mayer. (Kröners Taschenausgaben) Kröner. Leipzig 1932. (414 u. 638 S., je RM. 3.75)*

Der neue Band der Gesamtausgabe ist von V. Adoratskij, dem Nachfolger des verdienstvollen und kenntnisreichen D. B. Rjazanov, im Auftrag des Marx-Engels Instituts, Moskau, herausgegeben und weist die textwissenschaftlichen und bibliographischen Vorzüge der vorhergegangenen Bände auf. Der vorliegende Band enthält — wie auch Band I der Landshut-Mayerschen Ausgabe — ein zum ersten Mal veröffentlichtes Manuskript philosophisch-ökonomischen Inhalts aus dem Jahr 1844, das für die Kenntnis der Jugendgeschichte M.s von besonderem Wert ist. Das Jahr 1844 in Paris ist für M. damit bedeutsam geworden, daß er dort — wie aus den abgedruckten Exzerptheften hervorgeht — die englische und französische ökonomische und sozialistische Literatur und die französische Arbeiterbewegung aus persönlicher Anschauung kennenlernt. Das Manuskript enthält denn auch seine ersten kritischen Bemerkungen über die bürgerliche politische Ökonomie sowie eine Kritik der utopischen kommunistischen und sozialistischen Schriften. Im Zusammenhang mit dem Pro-

blem der Selbstentfremdung des Menschen findet sich auch eine Auseinandersetzung mit Hegel. Jenes Problem hat M. während seiner ganzen Frühzeit beschäftigt und nimmt in den Gedankengängen des Manuskripts eine entscheidende Stelle ein. Hier tritt es zum letzten Male als philosophisch-metaphysisches Problem auf, um dann in der materialistischen Geschichtsauffassung, wie sie in der „Deutschen Ideologie" von 1845—46 zum ersten Mal ausgeführt ist, in den ökonomisch-soziologischen Begriff der Verdinglichung überzugehen. Die Frage, inwieweit M. in seiner Grundhaltung immer Hegelianer geblieben ist oder ob seine Kritik an Hegel seinen späteren ametaphysischen Materialismus zureichend begründet hat, ist allein auf Grund jenes Manuskripts nicht zu entscheiden.

Deswegen ist auch die ethisierend-idealistische Interpretation, als deren Verfechter S. Landshut und J. P. Mayer in der Einleitung zu ihrer Ausgabe auftreten, recht problematisch. Sie ist auch unzureichend fundiert, weil sie auf den Anteil des Feuerbachschen Humanismus an der Prägung des M.schen Begriffs vom Menschen und auf die spätere Entwicklung M.s und die Selbstkritik an seiner hegelianisch-philosophischen Vergangenheit gar nicht eingeht. Die Bemühungen, M. zum „vielleicht echtesten Hegelianer" zu stempeln, wirken umso befremdender, als die Herausgeber M. mangelndes Hegelverständnis vorwerfen.

Der zweite Band der Landshut-Mayerschen Ausgabe enthält den vollständigen Abdruck der „Deutschen Ideologie" mit einigen bisher unveröffentlichten Bruchstücken.

A. F. Westermann (Frankfurt a. M.).

Heider, Werner, *Die Geschichtslehre von Karl Marx. Cotta. Stuttgart u. Berlin 1931. (VIII u. 201 S.; RM. 9.50)*

Als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt H. die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung; die Darstellung will er, nach Breysigs Beispiel, „vom Boden der Geschichtswissenschaft selbst aus" unternehmen, und sein Ziel sieht er darin gegeben, „die in zahlreichen Schriften Marx' verstreuten Bausteine seiner Geschichtslehre zusammenzutragen und sinnvoll ineinander zu fügen". Im Dienste eben dieses Leitmotivs haben „alle Arbeiten Marx' gestanden", und so gilt es, gegen die Wirtschaftstheoretiker zu kämpfen, die die Bedeutung des „Historisch-Philosophischen in Marx' Arbeiten zu gering anschlagen und als Quintessenz der Forschungsergebnisse Marx' die Mehrwert-, Krisentheorie usw." betrachten.

Das Buch ist in drei Abschnitte geteilt. Im ersten werden „die wissenschaftlichen Grundlagen der Marxschen Geschichtslehre" als die philosophischen Voraussetzungen und die Methode Marx' aufgezeichnet, im zweiten „das System der geschichtlichen Formen und Kräfte" — was etwa dem Thema Produktivkräfte—Produktionsverhältnisse entspricht — behandelt und im letzten, „Bewegung und Entwicklung", die Gesetze der dialektischen Bewegung und die Stufenreihe der Entwicklung angegeben und an Hand der Marxschen Erklärungen der einzelnen Stufen seine Geschichtslehre erläutert. H. versucht erfolgreich, jeglicher Polemik fernzubleiben, geht deshalb direkt auf keine der vielen früheren Untersuchungen des Problems ein, belegt desto mehr seine Ausführungen mit Marxzitaten,

wobei auch die erst neuerdings veröffentlichten Schriften von Marx — insbsondere die „Deutsche Ideologie" — stark herangezogen werden; die Darstellung ist sehr lebendig und klar, und das ganze Werk liest sich sehr leicht.

Hier ist kein Platz für eine Auseinandersetzung vorhanden, es muß aber betont werden, daß die Aufgabe, die der Verf. sich setzt, nicht in der Weise bewältigt werden kann, daß die „verstreuten Bausteine Marxscher Geschichtslehre" zusammengetragen werden. Bei einem solchen Vorgehen werden die verschiedenartigen Elemente nebeneinandergestellt, die dann eben nur — sinnvoll oder überhaupt nicht geordnet werden können. Warum aber „brüchige Stellen" in der Marxschen Geschichtslehre entstanden sind und auf welche Weise sie ausgefüllt werden sollen — diese Fragen sind unbeantwortet geblieben. Dem Leser drängen sie sich desto mehr unaufhörlich auf.

Michael Milko (Berlin).

Essays on Research in the Social Sciences. The Brookings Institution. Washington 1931. (194 S.)

Das Brookings Institut lud 1930/31 eine Anzahl bekannter Forscher ein, zu dem Problem wissenschaftlicher Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften Stellung zu nehmen. Diese Vorträge liegen nun in Buchform vor.

Angeregt von dem Erfolg der Naturwissenschaften, allerdings mit der einschränkenden Erkenntnis, daß die Sozialwissenschaften durch die Besonderheit ihres Materials kaum gleiche Resultate haben können, versucht man Arbeitsmethoden zu finden, die ebenfalls relativ sichere Schlüsse zulassen. Die grundlegende Frage: was ist Wissenschaft? wird allerdings von W. F. G. Swann m. E. kaum beantwortet. W. W. Cook, der die Möglichkeiten gesellschaftlicher Studien als Wissenschaft untersucht, verwirft die künstliche Scheidung zwischen Tatsachen- und Werturteilen und gibt eine Analyse dessen, was wir unmittelbare Tatsachen nennen, um zu zeigen, daß jede gegebene Tatsache im Augenblicke, wo wir sie beschreiben, denjenigen Aspekt zeigt, den unser Interesse gerade beleuchtet. Die Naturwissenschaften sind deshalb nicht mehr als die Sozialwissenschaften imstande, absolute Wahrheiten zu enthüllen. Es sind immer nur der Situation entsprechende relative Wahrheiten auffindbar. — Dann folgen Aufsätze über die Methoden in den einzelnen Wissenschaftsgebieten, die zur Sozialwissenschaft gehören: in der politischen Geschichte (Beard), in der Volkswirtschaft (I. M. Clark), im Recht (K. L. Llewellyn), in der Psychologie (M. Bentley) und in der Geschichte (A. M. Schlesinger).

Was dieser Abschnitt eigentlich nur zeigt, ist, daß gegenseitige Befruchtung sehr selten stattfindet und daß der Forscher doch zumeist Historiker, Volkswirt usw., nicht aber Sozialwissenschaftler ist.

Fast alle Aufsätze wehren sich gegen eine Überschätzung der quantitativen Methode. Sie ist „eine Phase, nicht etwa ein besonderer Typus des Denkens", durch die sich Wahrheitsfragmente erreichen lassen; Hypothesen sind nötig, um die sich die sonst chaotischen Tatsachen lagern müssen. Interessant ist im Gegensatz dazu Ogburns Aufsatz über die Grundsätze

der Auswahl von Forschungsproblemen, die nach ihm alle allein der Wissenschaft, also der „Entdeckung neuen dauernden Wissens" dienen sollen; entscheidend bei der Auswahl soll sein, ob es zuverlässiges Material darüber gibt, das sich mit den Methoden, die uns zur Verfügung stehen, wissenschaftlich erforschen läßt. Ein Aufsatz von W. I. Thomas folgt, der das menschliche Verhalten nicht durch statistische Methoden, sondern aus der Gesamtsituation her studiert sehen will.

Die gesammelten Aufsätze geben uns, ohne die methodologischen Probleme etwa erschöpfend zu behandeln, einen guten Überblick über die Art, wie man sich in den einzelnen Gebieten der Sozialwissenschaft in Amerika über die jedem gemäßen Forschungsmethoden klar zu werden versucht.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Roß, E. A., *Principles of Sociology, Revised Edition. The Century Co. New York 1930. (592 S. $ 4)*

In noch stärkerem Maße als die Erstauflage ist diese neue veränderte Ausgabe der „Principles of Sociology" (die auch in Deutschland als „Das Buch der Gesellschaft", Verlag G. Braun, Karlsruhe 1926, vorliegen) das Werk eines Forschers, der die fernsten Länder — Mexiko, Portugiesisch-Afrika, Südafrika, Indien, Java, Siam, Ägypten und Palästina — bereist, um die lebendigen Probleme unserer heutigen Zeit mit anzuschauen und darzustellen. Mutig bekennt er sich zu Veränderungen, wie dem Weglassen der früher oft zur Erklärung herangezogenen Instinktpsychologie oder dem Hinzufügen früher wenig beachteter anthropologischer Erkenntnisse. Ein System — wenigstens in unserm Sinn, als ein Einordnen der gesamten soziologischen Phänomene in ein in sich selbst beständiges Gedankengebäude — ist es auch jetzt nicht. Vielmehr geht R. mit reichem Tatsachenmaterial auf die sozialen Probleme unserer Zeit ein. Demgemäß ist denn auch eine verstärkte Betonung auf den Abschnitt „Konflikt" gelegt worden!

Wenn R. als einen der Gründe für die Neuausgabe die in der Forschung gemachten Fortschritte angibt, so will er damit nicht etwa sagen, daß er nun die neusten „exakt"-wissenschaftlichen Methoden der neuen Forschungsrichtung hätte anwenden wollen. Das hieße sein gesamtes Lebenswerk in Frage stellen. R., der sich, soviel ich weiß, früher niemals veranlaßt gesehen hat, seine Forschungsmethode theoretisch zu rechtfertigen oder überhaupt zum Problem der Methodologie Stellung zu nehmen, sieht sich jetzt gegenüber der unter dem Banner „exakter" oder „quantitativer" Forschungsmethoden immer mächtiger heranmarschierenden Front der jüngeren amerikanischen Soziologen veranlaßt, in seinem Artikel „The Uniqueness of the Social Sciences" in „Sociology and Social Research", September-Oktober 1931, S. 3—6, seine eigene Methode zu verteidigen. Daß auch dieser Artikel keine Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Problemen bietet, liegt nicht nur an der Beschränktheit des Raums, sondern auch an R.s Temperament und Einstellung, die Lebendiges lebendig anpackt und der jede ausgesponnene methodologische Vorfrage als Zeitvergeudung erschiene.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.)

Spahr, Earl, und Rinehart John Swenson, *Methods and Status of Scientific Research. Harper & Brothers. New York 1930. (XXI u. 553 S.; $ 4.—)*

Ein Hilfsbuch für amerikanische Studenten, das ihnen sowohl den wissenschaftlichen Geist als Voraussetzung bei Forschungsarbeit analysiert als auch die sämtlichen technischen Phasen einer Arbeit beschreibt. Es gibt wichtige Information über Bibliotheksbenutzung, nationale und internationale Forschungsinstitute, Anlegen übersichtlicher Kartotheken, Anfertigung von Manuskripten und Korrekturlesen und über Bücherbesprechungen: kurzum über alles Technische wissenschaftlicher Arbeit, das zu wissen nötig ist und viel Zeit erspart.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Davy, Georges, *Sociologues d'hier et d'aujourd'hui. Félix Alcan. Paris 1931. (308 S.)*

Die moderne französische Soziologie wandelt noch immer in Durkheims Fußstapfen; der Einfluß Spencers und sogar der Comtes ist im Verschwinden begriffen. Auch Le Play vermag der jetzigen Generation wenig zu sagen, seine Anhänger rekrutieren sich meistens aus reaktionär und klerikal eingestellten Wissenschaftlern. Von diesem Stand der französischen Soziologie gibt das vorliegende Buch ein ausführliches Bild. Die Einleitung schildert die Entwicklung der französischen Soziologie in der ersten Nachkriegszeit. Das Buch umfaßt vier Abhandlungen: In der ersten wird das Werk des Soziologen Espinas, der von Spencer ausging, aber später auch Wege der Durkheim-Schule einschlug, beschrieben. Das 2. Kapitel bespricht die Lehre Durkheims von Familie und Verwandtschaft, im 3. ist eine Parallele zwischen der Sozialpsychologie des englischen Gelehrten William McDougall und der Soziologie Durkheims gezogen. Im letzten Kapitel wird ausführlich das Lebenswerk von Lévy-Bruhl, seine Leistung auf dem Gebiete der Psychologie der primitiven Völker gewürdigt. Schade, daß die letzte Schrift Lévy-Bruhls „Das Übernatürliche und die Natur im Denken der primitiven Völker" später erschienen ist und daher nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Das Buch gewährt eine aufschlußreiche Orientierung.

Paul Szende (Wien).

Turgeon, Charles, *Critique de la Conception matérialiste de l'histoire. Librairie du Recueil Sirey. Paris 1931. (III u. 530 S.)*

Turgeon will beweisen, daß die materialistische Geschichtsauffassung weder neu, noch logisch, noch wissenschaftlich ist. Der Angriff geht auf drei Fronten vor sich. Zuerst sucht er zu zeigen, daß die Produktivkräfte nicht die einzige Triebkraft in der Geschichte bilden. Gegen den Determinismus der materialistischen Geschichtsauffassung operiert er dann mit der abstrakten Idee der individuellen Freiheit: nicht die ökonomischen Tatsachen, sondern Pflichtgefühl und religiöser Glaube bestimmen nach seiner Ansicht die menschlichen Handlungen. „Die ersten deutschen Kanonenschüsse durchbrachen diesen internationalistischen Zauber, die materialistischen

Trugschlüsse. Freiwillig, in einem triebhaften Schwung, sind alle französischen Arbeiter zu den Grenzen geeilt, um das Vaterland zu verteidigen, als ob sie ihrer Mutter zu Hilfe gelaufen wären". Die Zunahme der Religiosität in Frankreich nach dem Kriege benützt der Verf. auch als Argument gegen die materialistische Geschichtsauffassung. Er verwechselt aber zwei Sachen: nicht die Religiosität hat im Frankreich der Nachkriegszeit zugenommen, sondern die Macht der Kirche, die sich mit der Schwerindustrie und Hochfinanz verbündet und ihre Kräfte den Geldmächten zur Verfügung gestellt hat. Entsprechend seiner klerikalen Einstellung hält es der Verf. nicht für möglich, die letzten Gründe der geschichtlichen Entwicklung zu entdecken: „Angesichts dieses vielleicht unergründlichen Unbekannten müssen wir ein großes religiöses Stillschweigen bewahren, das sich allen Seelen von gutem Glauben, die nicht bar jeder Bescheidenheit und Vorsicht sind, auferlegt". Auch ein wissenschaftlicher Standpunkt!

Paul Szende (Wien).

Steinmetz, S. R., *Inleiding tot de sociologie. (Einleitung in die Soziologie) Haarlem 1931. (256 S.)*

Diese Einführung in die Soziologie von der Hand des bekannten holländischen Soziologen hätte m. E. besser mit dem Titel „Einführung in die Probleme der Soziologie" bezeichnet werden können. Die Soziologie steht nach S. noch erst in ihren Anfängen, man hat zu lange über Methode, Definition und Begrenzung dieser Wissenschaft diskutiert, statt mit dem Studium der vielen noch nicht aufgedeckten gesellschaftlichen Probleme anzufangen. Bei jeder Gelegenheit versucht S. deshalb nachzuweisen, welche ungelösten Fragen es gibt, und betont die Notwendigkeit, diese gründlich und unbefangen zu studieren.

Die Schrift will gleichzeitig eine Anklage gegen den Dilettantismus auf soziologischem Gebiet sein. Um diesen zu bekämpfen, sei es zunächst nötig, den direkten Zusammenhang zwischen dieser Wissenschaft und anderen, welche sich mit dem Menschen und der Gesellschaft beschäftigen, festzustellen. Als wichtige Hilfswissenschaften sollen neben Psychologie und Geschichte die politische Ökonomie, die Ethnographie und Soziographie gelten, deren Bedeutung, auch an der Hand von umfangreichem holländischem Material, in dieser „Einleitung" besonders hervorgehoben wird.

Von den zur Behandlung gelangten Themen nennen wir besonders „Die Gemeinschaft und ihre Seele", „Die Macht der ‚großen Männer'" und „Die Arten der Gruppierungen und ihre Einteilung". Am meisten hat die Behandlung des letztgenannten Themas unsere Aufmerksamkeit erregt, da es hier eine Fülle von anregenden Gedanken gibt; zu bedauern ist nur, daß in diesem Abschnitt über die Bedeutung und das eigene Lebensgesetz der verschiedenen sozialen Gruppierungen viel zu wenig gesprochen wird.

Generell muß festgestellt werden, daß die Vielheit der Fragen und die Anhäufung von Problemen zusammen mit dem aggressiven Charakter der Schrift für Anfänger nicht direkt ermutigend wirkt. Vielmehr ist diese „Einführung" als Meditationsschrift geeignet für diejenigen, welche bereits mit den verschiedenen soziologischen Richtungen vertraut sind. Die viel-

fach wiederholte, übrigens berechtigte Bemerkung, daß diese Zeit experimentelle soziologische Studien fordere, richtet sich wohl auch mehr an die Fachleute als an diejenigen, denen diese „Einführung" an erster Stelle dienen soll.

Andries Sternheim (Genf).

Psychologie.

Breysig, Kurt, *Die Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit. M. & H. Marcus. Breslau 1931. (XXXVII. u. 526 S.; br. RM. 15.—, geb. RM. 17.—)*

Breysig will die Weltgeschichte (politische wie Geistesgeschichte) als eine Geschichte der menschlichen Seele, ihre einzelnen Perioden als Ausdruck verschiedener seelischer Grundverfassungen — nicht eines fiktiven Zeitgeistes oder einer Volksseele, sondern der wirklichen handelnden und schaffenden Menschen — „deuten". Die Perioden selbst — Urzeit, Altertum, Mittelalter, neuere und neueste Zeit — werden in ihrer Abgrenzung vorausgesetzt, übrigens zugleich als Allgemeinbegriffe genommen. Auch die Primitiven der Gegenwart leben in der Urzeit, von einer neueren und neuesten Zeit wird auch bei den alteuropäischen Völkern gesprochen. In früheren Werken hatte B. einen Versuch solcher „Weltseelengeschichte" durch die Unterscheidung der beiden alternierenden Perioden eines überwiegenden „Hingabe"- und „Ichbehauptungstriebes" gemacht, diese Unterscheidung soll nicht aufgehoben, sondern ergänzt werden durch das vorliegende Buch, das von den vier „Seelenkräften" Einbildungskraft, Gefühl, Wille, Verstand ausgeht. Die Urzeit wird bestimmt durch die Vorherrschaft der Einbildungskraft (als des Quells der großen Mythen, aber auch der Sprache und der Geschlechtsordnungen, in deren minutiöser Regelung B. das Walten „frei spielender Lust" (?) erkennen will) unter starker Anteilnahme des Gefühls. Das Altertum ist durch den Primat des vom Verstand unterstützten Willens gekennzeichnet: der Despotismus als Staatsform, übergewaltige Göttergestalten zeigen diesen Willenscharakter ebenso wie die Pyramiden der Ägypter oder der gewaltige Bau der babylonischen Astralreligion. Das Mittelalter zeigt wieder Verwandtschaft mit der Urzeit, nur daß in ihm das Gefühl herrscht, die Einbildungskraft die unterstützende Rolle spielt; die neuere Zeit entspricht dem Altertum, nur daß dem Verstand die überragende Stellung zufällt. Die neueste Zeit — mit dem Hervortreten des Gefühls in der Rousseauzeit und der Romantik beginnend, dann in den Willensprimat der Diktaturen eines Robespierre und Napoleon umschlagend, später zwischen Imperialismus und Demokratismus, kapitalistischem Eroberertum und sozialistischer Heilsbotschaft, zerfließender Mystik und zielbestimmter Begriffstechnik, naturalistischer Hingabe an den Stoff und Wertung geprägten Stils — zwischen Gefühls- und Willensbewegungen in schnellstem Wechsel schwankend, mehr und mehr gleichzeitig in sie gespalten, zeigt nicht mehr das Dominieren einer Seelenkraft, sondern ein stoßweises Hin und Her. Andererseits weist das Ganze der weltgeschichtlichen Entwicklung eine fortschreitende Richtung auf in der Seite des stärkeren Hervortretens der Bewußtheit alles Geschehens.

Das Hauptbedenken, das man gegen Breysigs Versuch haben wird, ist natürlich die Unbestimmtheit jener vier Grundbegriffe, es sind sozusagen Begriffe einer naiven Vermögenspsychologie. Läßt sich z. B. der qualitative Unterschied zwischen dem Denken und Fühlen der Primitiven und dem unsrigen auf die einfache Formel von der Herrschaft der „Einbildungskraft" bringen? Mir scheint, wir müßten, wie die Dinge heute lägen, erst eine genauere Psychologie der Menschen der verschiedenen Zeiten und (besonders je näher wir der Gegenwart kommen) auch der Klassen haben, ehe wir eine Geschichte der menschlichen Seele durch die Weltgeschichte verfolgen können. Damit will ich dem B.schen Buch Wert und Verdienst nicht absprechen, es besitzt sie schon durch die historische Sachkenntnis des Verfassers und durch seine Fähigkeit, Ähnlichkeiten und Gleichgerichtetheiten in den verschiedenen Seiten gleichzeitiger Tat- und Geistesgeschichte zu entdecken, und das Prinzip von der Dominanz und Mischung der Seelenkräfte ist natürlich ein Ordnungsprinzip, das wie jedes an den Tatsachen gewonnene Ordnungsprinzip heuristischen Wert hat. E. v. Aster (Gießen).

Jung, C. G., *Seelenprobleme der Gegenwart. Rascher. Zürich 1931. (435 S., geb. RM. 11.20)*

Das Buch vereinigt Vorträge und Aufsätze teilweise polemischer Form. „Probleme der modernen Psychotherapie" sind identisch mit Psychoanalyse, allerdings in einem weit über Freud hinaus erweiterten Sinn. Die erste Stufe der Psychologie ist die Reinigung: durch die Idee der Sünde entsteht das Verdrängte, das von der Gemeinschaft abscheidet und als „kleine eingeschlossene Psyche" seine Schatten auf das Bewußtsein wirft. Da meist der Kranke diese nicht erkennen kann, muß der Arzt aufklären und evtl. deuten, namentlich die Übertragung. Dies kann zerstörerisch sein, denn „selbst unsere reinsten und allerheiligsten Anschauungen ruhen auf tiefen dunklen Grundlagen". Es sei ein Irrtum Freuds, zu glauben, daß „das Lichte" nicht mehr bestehe, weil es von der Schattenseite her erklärt ist. Dieser „Relativismus" sei „als ferne östliche Wahrheit" eine Ergänzung zu „unseren abendländischen Illusionen und Beschränktheiten". Die dritte Stufe, die Erziehung zum sozialen Menschen, basiere Adler auf der „Psychologie des Unterdrückten und sozial Erfolglosen", dessen „einzige Leidenschaft das Geltungsbedürfnis" sei. Adler wolle den normalen Menschen. Da aber nicht jeder ein „Durchschnittsmensch" sein könne, sieht für ihn J. die ethische Forderung: „du mußt der sein, als der du wirken willst" und „führt so an die irrationalen Faktoren der menschlichen Persönlichkeit heran". Dieser Einleitungsaufsatz zeigt den psychologischen und soziologischen Ort von J.: er ist befangen von Ressentiments gegen den als überlegenen Geist empfundenen Freud. Aus ihnen heraus stellt er Dinge, die sein Lehrer vor 30 Jahren als Selbstverständlichkeiten voraussetzte (z. B. Selbsterforschung des Analytikers, ethische und ästhetische Wertungen) als neue Funde im großen Gegensatz zu Freud dar. Dabei nimmt die Polemik für Verhältnisse medizinischer Literatur erstaunlich klare Formen an: J. ist der Verteidiger des abendländischen Ethos gegen die östliche Skepsis und im Falle Adler noch der bodenständige Schweizer gegenüber dem Vertreter der sozial Erfolglosen. Er ist der Verfechter des archaischen Menschen und seiner dichterischen

Phantasien gegenüber dem geistigen. Und so stellt er in seiner „Psychologischen Typologie" den Weltabgewandten, der mit dem Abkömmling seines Unbewußten zufrieden spielt, dem anderen gegenüber, der der Außenwelt zugekehrt ist, um sie zu verändern. J. bringt so, gerade weil er polemisch und daher sehr offen ist, einen glänzenden Beitrag zur Psychologie des Intellektuellen, der zurück zur Natur, weg vom Sozialen, der Bewunderung der Persönlichkeit — seiner eigenen — lebt.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Freud, Sigmund, *Über libidinöse Typen. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XVII. Band. Intern. Psychoanalytischer Verlag. Wien 1931. (S. 313—316)*

Es gibt viele Möglichkeiten, die Menschen nach Typen einzuteilen. Die ideale Typisierung unterscheidet nach körperlich-seelischen Bildern (wie das auch Kretschmer vorschwebt. D. Ref.). Da dies z. Z. noch nicht möglich ist, so versucht F. eine Typisierung nach der vorwiegenden Unterbringung der Libido in den Provinzen des seelischen Apparates. I. Reine Typen: 1. Der erotische Typ hat sein Hauptinteresse dem Liebesleben zugewendet. Die Personen sind beherrscht von der Angst vor Liebesverlust und abhängig von denen, die ihnen die Liebe versagen können. Sozial wie kulturell vertreten sie die elementaren Triebansprüche des Es. 2. Der Zwangstyp ist charakterisiert durch die Vorherrschaft des Überichs. Beherrscht von Gewissensangst, zeigt er innere Abhängigkeit statt der äußeren, entfaltet ein hohes Maß von Selbständigkeit und wird zum eigentlichen, vorwiegend konservativen Träger der Kultur. 3. Der narzistische Typ ist negativ charakterisiert durch das Fehlen der Spannung zwischen Ich und Überich und der Übermacht der erotischen Bedürfnisse. Sein Hauptinteresse gilt der Selbsterhaltung. Hohe Bereitschaft zur Aktivität. Lieben wird vor dem Geliebtwerden bevorzugt. Derartige Menschen imponieren als „Persönlichkeiten", übernehmen oft die Rolle von Führern, geben der Kulturentwicklung neue Anregung und schädigen das Bestehende. — Viel häufiger sind II. die Mischtypen: 1. Beim erotischen Zwangstyp ist die Übermacht des Trieblebens durch das Überich eingeschränkt. 2. Der häufigste Typ überhaupt ist der erotisch-narzistische; er vereinigt Gegensätze, die sich gegenseitig mäßigen. 3. Der narzistische Zwangstyp, die kulturell wertvollste Variation, fügt zur äußeren Unabhängigkeit und Beachtung der Gewissenforderungen die Fähigkeit zur kraftvollen Betätigung hinzu. — Ein erotisch - zwangshaft - narzistischer Mischtyp wäre die absolute Norm, die ideale Harmonie. In bezug auf die Anwendung der Typenlehre für das Verständnis der Neurosen und ihre Entstehung äußert sich Freud sehr vorsichtig, wie überhaupt dieser kleine Aufsatz die ganze Weisheit und Zurückhaltung des greisen Forschers kund tut.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Bumke, O., G. Kolb, H. Roemer, E. Kahn, *Handwörterbuch der Psychischen Hygiene und der Psychiatrischen Fürsorge. De Gruyter. Berlin und Leipzig 1931. (VI u. 400 S., geh. RM. 23.—, geb. RM. 25.—).*

Es handelt sich um den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der psychischen Hygiene, einer wissenschaftlichen Bestrebung,

die in den letzten Jahren hauptsächlich auf amerikanischen Anstoß hin ins Leben trat. Bis vor ganz kurzem waren die einschlägigen Arbeiten an den verschiedenartigsten Stellen zu suchen, auch fehlte ein Forum, das 1930 im Intern. Kongreß für Psych. Hygiene (Washington) geschaffen wurde. Der Neuartigkeit des darzustellenden Gesamtthemas entspricht es, wenn nicht ein lehrbuchmäßiger Aufbau sich schon jetzt ermöglichen ließ, vielmehr die Einteilung nach Schlagworten im Sinne eines Wörterbuches gewählt wurde. Man hat für die einzelnen Kapitel bewährte Autoren gefunden, so für „Ausbildung der mit Ps. H. befaßten Personenkreise" Sioli, „Grundsätzliches zur Eugenik" Luxemburger, „Fürsorge für Encephalitiker" Stern-Kassel, „Beschäftigungsbehandlung der Geisteskranken" Simon-Güntersloh, „Entwurf des preußischen Irrenfürsorgegesetzes und neues Strafgesetzbuch" Schulze-Göttingen, „Pathopsychologie" Schneider-Köln, „Psychotherapie" Kretschmer. Man wird demzufolge die verschiedenen sich widersprechenden psychiatrischen und soziologischen Anschauungen vertreten finden und sich über sie orientieren können.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Römer, G. A., *Die wissenschaftliche Erschließung der Innenwelt einer Persönlichkeit. Emil Birkhäuser & Cie. Basel 1930. (32 S., RM. 1.80)*

Diese Arbeit aus dem Stuttgarter „Ärztlich-psychologischen Institut" versucht mit Erfolg, auch die tieferen Schichten des Menschen experimentell zu erfassen. R. benützt die durch ihn wesentlich ausgebaute Methode von Rorschach (Phantasien zu Tintenklecksen), die mit zahlreichen z. T. geschickt verbesserten Tests verknüpft wird. So kann er zeigen, daß zu den verschiedenen Konstitutionen bestimmte Atemtypen gehören. Auch bringt er Tatsachen bei, die es schwer werden lassen, weiterhin ein Unbewußtes abzulehnen. Neben diesem theoretisch wichtigen Resultat bringt die kluge und fleißige Arbeit dem Eignungsprüfer auch reichlich praktische Anregung.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Murphy, Gardener, and **Louis Barclay Murphy,** *Experimental Social Psychology. Harper & Brothers. New York 1931. (709 S.; $ 3.50)*

Die experimentelle Sozialpsychologie besitzt in Amerika seit längerer Zeit die Stellung einer anerkannten Disziplin, die in engstem Kontakt zu den allgemeinen biologischen Fragen, z. B. zum Instinktproblem (MacDougall), sowie zur Kinder- und Tierpsychologie steht.

Viel statistisches Material über die Bedeutung von Anlage und Erziehungseinfluß für die individuellen Unterschiede wird beigebracht (Zwillingsforschungen; der Einfluß von Säuglingsheim und Kindergarten; die Bedingungen für die bessernde Wirkung einer Anstalt auf straffällige Kinder, insbesondere die große Bedeutung der Stellung des Kindes zur Arbeit usf.). Nach Collins ist der Einfluß des Berufs der Eltern auf die Intelligenz der Kinder nicht groß (verglichen wird eine ganze Stufenfolge vom sozial gehobensten Berufe bis zum ungelernten Arbeiter). Trotz einer Fülle von Untersuchungen hat sich kein eindeutiger Intelligenzunterschied zwischen Negern und Weißen ergeben, wohl aber besteht ein deutlicher Intelligenz-

unterschied zwischen den Negern auf dem Lande und in der Stadt. Man sucht zu ermitteln, ob hier die Stadt selektiv wirkt oder ob eine Änderung durch die Umwelt vorliegt.

Ausführlich werden die Probleme der Nachahmung, der Suggestibilität und Hypnotisierbarkeit behandelt, die Entwicklung des sozialen Verhaltens beim Kinde, des sozialen Kontaktes, die Bedeutung der Sprache. Wichtig ist eine Reihe russischer Arbeiten über Gruppenbildung und Führerschaft bei Kindern (Doroschenko); Beziehung von Altersgleichheit und Freundschaft; Zusammenarbeit in der Gruppe; Gruppendenken in Konfliktsituationen; die Abhängigkeit der Dauer einer Gruppe von ihrer Größe; verschiedene Arten des Zerfalls der Gruppen; Vergleich der Tendenz zur Gruppenbildung bei Kindern von russischen Arbeitern und russischen Beamten u. ä. m.

Die Bedeutung der Stellung eines Kindes in der Familie, vor allem in der Geschwisterreihe, und die Wirkung der Berufsarbeit der Mutter werden untersucht. Amerikanische Arbeiten berichten über die Einstellung der Mitglieder verschiedener Rassen und Klassen zueinander (dabei können der ersten Frage 22 Seiten, der zweiten 1 Seite gewidmet werden).

Murphys Buch gewährt eine ausgezeichnete Orientierung über ein gegenwärtig bereits recht umfangreiches Tatsachenmaterial. Es läßt auch erkennen, wo innerhalb der statistischen Tatsachensammlung Tendenzen auftreten, über die gebräuchliche Problemstellung zu tieferen Fragen vorzustoßen.

Kurt Lewin (Berlin).

Folsom, Joseph K., *Social Psychology, Harper & Brothers. New York 1931. (XVIII—701 S. $ 3,50)*

Das vorliegende Buch ist ein Lehrbuch der Sozialpsychologie vom behavioristischen Standpunkt. Es legt besonderen Wert auf den Aufbau der Einzelpersönlichkeit, wobei in getrennten Kapiteln die angeborene und erworbene Organsiation des Verhaltens, Wünsche und Organisation der Persönlichkeit, Wunschvereitelung und Wiederherstellen (readjustment) der Persönlichkeit, individuelle Unterschiede und ihre Messung behandelt werden.

Im zweiten Teil geht der Verfasser zu den Wechselwirkungen (interactions) zwischen den Persönlichkeiten über. Ein dritter Teil behandelt die Wirkung der Kultur auf das Individuum.

Die Masse wird im wesentlichen in Übereinstimmung mit Allport als Summe der einzelnen Individuen aufgefaßt, und durch diese einseitige Haltung fehlt eine Auseinandersetzung mit der Tatsache der verschiedenen Gruppentypen, mit der Rolle des einzelnen in einer ursprünglichen Gemeinschaft (wie bei den Naturvölkern vor der Berührung mit den Kulturvölkern), mit der individualistischen Gesellschaftsform u. a. m. (vgl. die Auseinandersetzung mit Lévy-Bruhl).

Der Literaturnachweis gibt eine Auswahl solcher Literatur, die in englischer Sprache vorliegt, so daß wichtige Werke fehlen (Karl Marx, Wundt, Erismann, Bühler, Künkel u. a.).

S. Liebmann (Berlin).

Young, Kimball, *Social Attitudes. Henry Holt. New York 1931. (382 S.)*

Um den Begriff „Social Attitudes", den W. I. Thomas in seinem Buch „Der polnische Bauer in Europa und Amerika" zum Verständnis sozialpsychologischer Probleme gebrauchte, gruppieren sich die in diesem Sammelbande vereinigten Aufsätze seiner Freunde und Schüler. Dieser gemeinsame Hintergrund bringt freilich nicht auch eine Übereinstimmung aller Ansichten mit sich. Faris stellt zuerst einmal den Begriff in seiner Bedeutung für die Soziologie dar. Gegenüber dem Versuch, das menschliche Verhalten und die Institutionen durch exakt zu definierende Instinkte zu erklären, erklärt man es nun durch die Erfahrung und die Betätigung der Gruppe, in der das Individuum aufwächst. Hier entwickelt sich die „Definition einer Situation" — hier eine bestimmte Einstellung den Werten (Thomas) oder Dingen (Faris) der Umwelt gegenüber, die sich in Handlungen auswirkt. In den Einstellungen sind die Erfahrungen und Einsichten einer Persönlichkeit zusammengefaßt und organisiert. Sie sind selbstverständlich subjektiv, es gibt keine festgelegte Beziehung zwischen einem Gegenstand und einer bestimmten daraus unabänderlich resultierenden Einstellung. Besonders dem Behaviorismus gegenüber betont dann Park die richtunggebende Kraft, die die Einstellungen auf das Verhalten des Organismus haben. Sie wurzeln in der Erfahrung, lassen sich jedoch ebenfalls unter gewissen Umständen auch dorthin übertragen, wo die Voraussetzung der Erfahrung fehlt (Massenstimmungen). Bernard weist die Quellen auf, aus denen sich eine Umwandlung der Einstellung und damit des Verhaltens vor allem in kritischen Zeiten ergibt, in denen die alten Ansichten veränderte Situationen nicht mehr adäquat erklären. E. F. Young zeigt das dynamische Sichausbalanzieren neuer Einstellungen, die alte Wertordnungen durchstießen, um sich dann selbst wieder zu organisieren. Wenn in dem Beitrag von Kimball Young das Wort „Attitude" auch kaum vorkommt, so zeigt er uns doch das wichtigste Mittel auf, durch das die Atmosphäre und die Denkformen, und dadurch die Einstellungen, bedingt werden: nämlich die Sprache der Gruppe, in der wir zur Persönlichkeit wurden. McKennzie schreibt über die kulturellen und rassenmäßigen Unterschiede als Basis menschlicher Symbiose, während sich Steiner und Burgeß für den Wandel der Sitten und der Familientradition, die sie als „Attitudes" sehen, interessieren. Es schließen sich an Untersuchungen von Queen über den Stand der Kontroverse um den Begriff „Attitude", von Thrasher und Sutherland über die Beeinflussung von jugendlichen Delinquenten durch die Gruppen, in denen sie leben, und eine Reihe anderer Arbeiten.

Wenn es den einzelnen Autoren auch nicht gelang, uns ein geschlossenes und in sich beständiges Bild über Bedeutung und Funktion der „Social Attitudes" zu übermitteln (vielleicht lag das nicht einmal in ihrem Plan), so weisen sie uns doch das gesamte Gebiet auf, in dem der Begriff sozialpsychologisch fruchtbar verwendet wird. Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Eulenburg, Franz, *Phantasie und Wille des wirtschaftenden Menschen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (47 S., br. RM. 1.50)*

Die im „Weltbild der Gegenwart wichtigen emotionellen Kräfte" werden in ihrer Bedeutung für den wirtschaftenden Menschen untersucht. Wille

und Phantasie sind nach E.s Meinung treibende Faktoren für die in der Wirtschaft Tätigen und sollen entscheidenden Einfluß auf ihre Stellung und ihr Handeln besitzen. Die Bedeutung dieser beiden Kräfte wird für die verschiedenen „wirtschaftlichen Typen der Gegenwart" dargelegt. Beim Bauer und Handwerker sind Phantasie und Wille dem mehr statischen Charakter dieser Wirtschaftstypen entsprechend begrenzt. Ganz anders liegt es beim Händler, dessen Tätigkeit ausschlaggebend von diesen Triebfedern bestimmt wird. Auch der moderne Industrielle wirtschaftet mit „schöpferischer Phantasie" und „starker Willenskraft". Ihre Mitwirkung an der Wirtschaftsentwicklung wird, so glaubt E., auch trotz Rationalisierung und Mechanisierung im Bürobetrieb noch längere Zeit andauern. Phantasie und Wille „gehören zu den wirksamsten Mächten der Gegenwart und zu den eigentlich gestaltenden Kräften des sozialen Lebens".

In den mit vitalistischen Kategorien arbeitenden, ausschließlich psychologischen Untersuchungen bleiben die ökonomischen und sozialen Einflüsse auf den in der Wirtschaft tätigen Menschen unbeachtet. So kommt E. bei seinen wirklichkeitsfremden Betrachtungen zu Trugschlüssen, die den Erkenntnissen ökonomischer und soziologischer Forschung widersprechen: „Der Lebenskampf ist ein Zeichen gesteigerten Willens"; die Sportbewegung, die eine eindeutige soziale Funktion hat, ist „ein starker Ausdruck für den Lebensdrang"; „das Hochhaus ist der klare Ausdruck für das willensmäßige Emporstreben". Romantisch glorifiziert der Verfasser die Tätigkeit des Händlers als „von der Phantasie beflügelt". Die Reklame wird nicht als Hilfsmittel für den Absatz der Überproduktion und für die Erzeugung künstlichen Bedarfes enthüllt, sondern von ihr wird ausgesagt, daß sie „intuitive, nervöse Einfühlung in den fremden Menschen erfordert". Ebenso ist „die kaufmännische Phantasie dynamisch feinfühlig, feinnervig". Wie wenig die Betrachtungen des Verfassers die realen Vorgänge in der Wirtschaft treffen, beweist z. B. die Darstellung, die er von dem Ausleseprozeß gibt. Er setzt sich über alle ökonomischen und sozialen Vorbedingungen hinweg und behauptet: „Die Auswahl der speziellen Begabung, die immer zugleich eine solche der Willensenergie ist, wird aus den Reihen des geistig unverbrauchten Volkes getroffen. Aus ihm erwachsen die Männer, die in schnellem Aufstieg in Führerstellen einrücken". Die Arbeit stellt sich als romantische Verherrlichung des Unternehmers dar, der, von „schöpferischer, extensiver, musischer Phantasie" beflügelt, seine Aufgabe mit stärkster Willenskraft erfülle.

Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Vergin, Fedor, *Das unbewußte Europa. Psychoanalyse der europäischen Politik. Heß. Wien, Leipzig 1931. (342 S.; br. RM. 6.50, geb. RM. 8.50)*

Dieses Buch, das die geheimen, unbewußten Triebfedern und Hintergründe der europäischen Politik aufzeigen und sogar ein praktischer Wegweiser für die Politik sein will, mutet wie eine Karrikatur einer falschen, psychologistischen Soziologie an. Karrikatur deshalb, weil die von dieser Methode gemachten Fehler, soziales Geschehen ohne Zusammenhang mit seinen wirtschaftlichen Wurzeln als Produkt irgendwelcher an der rechten Stelle auftauchender Triebe zu „erklären", hier bis zum grotesken Extrem

übertrieben werden. Der Autor meint einleitend: „Hinsichtlich der Politik muß jedoch zuerst ernsthaft die Forderung erhoben werden, daß die politischen Erscheinungen in ihren übertriebenen Symptomen als seelisch krankhaft erkannt und anerkannt werden". Er gibt dann weiter an: „Von Wichtigkeit . . . sind allerdings alle rein materiellen, rein wirtschaftlichen Ursachen. Dies wurde, wenn auch vielfach stillschweigend, in Rechnung gestellt". Als Quelle seiner Orientierung über diese Frage gibt der Verfasser — Lewinsohn (Morus), „Geld in der Politik" an. Er kommt zum Schluß, die Weltfinanz sei „dem Seelenleben des einzelnen wie den kollektiven Größen ebenso untertan, als ob das Geld nicht existiere". Auf diesem Niveau geht es das ganze Buch hindurch weiter. Es sei nur bemerkt, daß der Verfasser auch von der Psychoanalyse nur die oberflächlichsten Kenntnisse zu haben scheint, daß es sich also durchaus nicht etwa um eine psychoanalytische Untersuchung handelt. Erich Fromm (Berlin).

Halbwachs, M., *Les causes du suicide. Félix Alcan. Paris 1931. (VII u. 520 S.)*

Das Buch M. Halbwachs', zuerst als Zusatz zu der Neuausgabe des klassischen Werkes Durkheims (Le suicide, 2 ed. Paris 1930) gedacht, ist schließlich zu einer großangelegten und völlig selbständigen Arbeit geworden, welche die Durkheimschen Thesen weitgehend modifiziert und auch methodologisch seine Theorien umgestaltet. Und zwar handelt es sich nicht nur um die Verwendung der neuesten und feinsten statistischen Methoden, mittels deren das reichhaltige Material bearbeitet wird, sondern um eine entsprechende Verfeinerung und Vertiefung der psychologisch-phänomenologischen Analyse. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als in der Definition des Selbstmordes selbst, welcher von D. folgendermaßen formuliert wurde: „Man nennt Selbstmord jeden Fall des Todes, welcher direkt oder indirekt die Folge eines — positiven oder negativen — Aktes ist, der von dem Opfer selbst vollzogen wird und von dem es wußte, daß er dieses Resultat herbeiführen müsse." Dieser Begriffsbestimmung, deren eigenster Sinn darin liegt, daß sie — bewußt und absichtlich — auf jegliche innere Charakterisierung verzichtet (was D. ermöglicht, alle Arten des selbstgewollten Todes, so z. B. auch das Selbstopfer, als Selbstmord zu bezeichnen), wird von H. — für den die sozialen Kräfte aus äußeren Ursachen zu inneren, die Motivationsstrukturen der Seele und deren Aufbau bestimmenden Faktoren geworden sind — eine andere substituiert: „Der Selbstmord ist ein Fall des Todes, welcher aus einem, von dem Opfer selbst in der Absicht sich zu töten (von mir gesperrt) vollzogenen Akt resultiert und der kein Opfer ist."

Denn nach H. ist ein Selbstopfer — Ausdruck einer Selbstifidentizierung des einzelnen mit der Gemeinschaft — ein von dem Selbstmord, dem Ausdruck eines sich von der Gemeinschaft Loslösens, einer Vereinsamung eines seine Stelle in der Gesellschaft nicht — oder nicht mehr — findenden Individuums, toto coelo verschiedenes Phänomen, welches deshalb auch in der Untersuchung von dem ersteren streng geschieden werden muß. Daß in beiden Fällen soziale Faktoren wirksam sind, ist für H. selbstverständlich; es sind aber andere Faktoren, die jedesmal am Werke sind; deshalb wird auch

der Selbstmord von der Gesellschaft auf gänzlich verschiedene Weise beurteilt. Es ist eben nicht dasselbe, ob einer aus dem Leben flüchtet, der Gesellschaft auf diese Weise absagend, oder sich richtet oder sich tötet, um seine Ehre usw. zu retten, wodurch er eben die gesellschaftliche Wertskala bejaht. Diese Fälle unterschiedslos unter eine Rubrik zu bringen, war ein Fehler D.s gewesen.

In einer Reihe von Kapiteln werden von H. zunächst die Untersuchungsmethoden (Kap. I u. II), dann die statistischen Daten über die Häufigkeit des Selbstmordes in verschiedenen europäischen Staaten (Kap. III bis VII), bei der Land- und Stadtbevölkerung (Kap. VII) behandelt. Kap. VIII untersucht den Einfluß der Familie, Kap. IX denjenigen der Religion, wobei H. der landläufigen Behauptung, daß der Katholizismus eine den Selbstmord verhindernde Kraft ist, ziemlich skeptisch gegenübersteht. Kap. XI und XII analysieren den Einfluß der Kriege und Krisen, wobei H. den Hauptfaktor in der Vereinfachung der sozialen Struktur dieser Perioden oder umgekehrt in deren Verkomplizierung sieht. — Endlich wird gegen die psychiatrische These von der psychologischen Natur des Selbstmordes die sozialpsychologische Auffassung verfochten (Kap. XIII, XIV und Schluß). Eine Anzahl übersichtlicher Tabellen erleichtern die Benutzung und erhöhen den „Gebrauchswert" des ausgezeichneten Buches.

A. Koyré (Paris).

Fromm, Erich, *Die Entwicklung des Christusdogmas. Intern. psychoanalyt. Verlag. Wien 1931. (72 S.; RM. 3.—)*

Mit dieser Studie liefert Fromm den ersten Versuch, die Methode einer Verknüpfung des Marxismus mit der Freudschen Psychoanalyse an einem konkreten Beispiel aufzuzeigen. Er hat glänzend nachgewiesen, daß aus der Psychoanalyse der verschiedenen Fassungen des Christusdogmas das Verständnis der dem Christentum zugrunde liegenden sozialen Strömungen und damit des Christentums selbst überhaupt erst gewonnen werden kann. Die dabei angewandte Methode ist — im gröbsten — etwa folgende: Eine scheinbare Entfremdung von Ideologie und Wirklichkeit tritt ein, wenn eine Klasse keine Aussicht hat, ihre Klassenziele durch Kampf in der Realität durchzusetzen. Dann tritt an Stelle der realen Befriedigung die Phantasiebefriedigung der mit den realen Kampfobjekten unzertrennlich verbundenen, aber inhaltlich realitätsfremden, unbewußten Triebziele. Diese können, da unbewußt, auch in der Phantasie nur in transformierter Gestalt, an Symbolen, befriedigt werden. Der Sinn solcher symbolischer Massenphantasien verschließt sich dann jedem zweckrationalen Deutungsversuch; sie sind der rocher de bronce der Lehre von der Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit ideologischer Gebilde, und nur die Psychoanalyse kann ihre Beziehung zur gesellschaftlichen Realität aufdecken. — Ein solcher Zwang zur Regression lag für die unterdrückten Massen z. Z. der Entstehung des Christentums in der Aussichtslosigkeit ihres Kampfes gegen die Kaisermacht. Die dem Kampf gegen die Staatsautorität zugeordnete unbewußte Triebregung war die Rebellion gegen den Vater. Daher tritt zunehmend an Stelle des realen Kampfes gegen die Staatsgewalt die Phantasie vom Sturze des Vatersymbols, Gottes, teilweise zunächst in Kombination mit passiven, messia-

nischen Hoffnungen auf einen Fall der Herrschenden. Das Urchristentum ist adoptianisch, es läßt den Menschen Jesus zu Gott werden, vernichtet dadurch das Herrscherprivileg des Vatergottes. In einer dreihundertjährigen Entwicklung wird das christliche Dogma zum Ausdruck der Interessen der Herrschenden, da sich auch die Kirche zu einem Instrument der Herrschenden entwickelt. Im nicäanischen Dogma ist endgültig festgelegt, daß Christus von Ewigkeit her mit Gott eins war. Gott läßt sich jetzt also zum Menschen herab, aber durch diese Herablassung zum menschlichen Leiden ermöglicht er es den leidenden Massen immer noch, sich mit ihm — nun unter Wahrung der Unterwürfigkeit — zu identifizieren. F. lehnt entschieden die Auffassung Reiks ab, der eine Selbstentwicklung des Dogmas nach Analogie des spontanen Ablaufs von Fällen von Zwangsdenken bei Individuen annimmt; andererseits aber auch die Kautskys, der zwar die zentrale Rolle des Klassenkampfs in der Geschichte des Christentums als erster ausführlich nachgewiesen hat, das Dogma aber für ein bloßes, charitative Einrichtungen deckendes Firmenschild hält. Fromm beansprucht nicht, mit dem vorliegenden Büchlein die historischen Bedingungen des Christentums allseitig zu erfassen. Darum fehlt wohl die Untersuchung der sozialpyschologischen Bedingungen des Übergangs zum Monotheismus und zur spiritualistischen Auffassung der Gottheit, die die allgemeinste Voraussetzung der Entstehung des Christentums bilden. Franz Borkenau (Wien).

Jüngst, Hildegard, *Die jugendliche Fabrikarbeiterin. Ein Beitrag zur Industriepädagogik. Ferdinand Schöningh. Paderborn 1929. (136 S.; RM. 8.—)*

Franzen-Hellersberg, Lisbeth, *Die jugendliche Arbeiterin. Ihre Arbeitsweise und Lebensform. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1932. (XII u. 144 S.; br, RM. 6.—, geb. RM. 8.70)*

Rada, Margarete, *Das reifende Proletariermädchen. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. Wien-Berlin 1931. (82 S.; RM. 4.—)*

Kelchner, Mathilde, *Schuld und Sühne im Urteil jugendlicher Arbeiterinnen. J. A. Barth. Leipzig 1932. (IV u. 147 S.; geb. RM. 8.40)*

Es ist erfreulich, daß diese Arbeiten mit vereinten Kräften einem Problem zu Leibe rücken, das bisher in der soziologischen und psychologischen Forschung nur wenig Interesse und so gut wie keinerlei Klärung gefunden hat. Die früheren Arbeiten von Rosa Kempf, Erna Barschak und Mathilde Kelchner etwa wirken den umfassenden Versuchen von Hildegard Jüngst und Lisbeth Franzen-Hellersberg gegenüber wie erste Ansätze. Auch in dieser Reihe bleibt übrigens die Kelchnersche Arbeit an sachlichem Gewicht nicht unbeträchtlich hinter den andern zurück. Wie schon bei ihrer Schrift „Kummer und Trost jugendlicher Arbeiterinnen" (deren wesentliches Resultat: positive Stellung der jugendlichen Arbeiterin zur Familie — durch die Arbeiten von Jüngst, Franzen-Hellersberg und Rada übereinstimmend als falsch erwiesen wird), so zeigt sich auch jetzt wieder, daß eine so einlinige Methode, wie sie sie zur Anwendung bringt (Anfertigen von Aufsätzen über gestellte Themen in Berufsschulklassen und Auswerten dieser Aufsätze in vergleichender Betrachtung), einen so hohen Zufallsquotienten in sich hat, daß die gezogenen Schlußfolgerungen nur mit allergrößter Vor-

sicht aufgenommen werden können. Außerdem wird hier ganz übersehen, daß Urteil und Haltung durchaus zweierlei sind. Jedenfalls aber bleibt die Arbeit als Materialsammlung ebenso interessant wie wertvoll.

Auch Margarete Rada benutzt Aufsätze, die sie die Kinder (11 bis 13jährige Mädchen aus einem Wiener Proletarierviertel) schreiben läßt. Aber diese Aufsätze gehen über Jahre und behandeln die allerverschiedensten Themen, die sich aus einer sorgfältigen Beobachtung der Kinder ergeben. Dazu werden diese Beobachtungen von Frau Rada als der Lehrerin der Kinder aufgezeichnet und außerdem ergänzt durch systematische Hausbesuche. Das Ziel aller dieser Beobachtungen und Untersuchungen ist, festzustellen, was für das innere und äußere Leben des reifenden Proletariermädchens charakteristisch ist, namentlich in welchen Beziehungen es zu seiner Umwelt steht. Das Resultat ist, kurz zusammengefaßt, dieses: daß das reifende Proletariermädchen für seine innere und äußere Entwicklung von der Familie wenig oder nichts, von der Schule im allgemeinen etwas mehr, wirklich viel aber nur hat von einem Verein, wenn es Anschluß an ihn findet und wenn der Verein eine ideelle oder politische Orientierung hat. „Die Idee, für die das Mädchen sich hier begeistert, wirkt sich in seiner ganzen Lebensführung aus, gibt ihm Halt und dem Leben eine gewisse Einheitlichkeit." In die pädagogische Auswertung dieses Resultates spielen dann allerdings Wertungen hinein, die kritisch zu nehmen sind und die doch auch vielleicht für den Gang der Untersuchung nicht ganz unmaßgeblich waren.

Die beiden Monographien über die jugendliche Arbeiterin sind in ihrem Charakter denkbar verschieden, und doch berühren sie sich in der Methode, die sie ausbilden und anwenden, wie auch in den Resultaten. Und gerade dieser doppelte Umstand macht ihr Studium so aufschlußreich. Die Arbeit von Hildegard Jüngst ist in ihrem Ansatz begrenzter (ihr wesentliches Material schöpft sie aus einer mehrmonatigen Mitarbeit in einer Schokoladenfabrik als Arbeiterin unter Arbeiterinnen und aus einem anonymen Mitwohnen zeitweise in einem Arbeiterinnenheim, zeitweise in einer Schlafstelle), die Atmosphäre des Buches ist ausgesprochen jugendlich, die Neigung zum Optimismus behauptet sich gegen die Angriffe der Realität. Die Untersuchung von Frau Franzen-Hellersberg ist reifer und großzügiger, sie charakterisiert ihre Methode selbst als „kombinierende und relativierende Methode der Erkundung" und registriert ihre pessimistischen Beobachtungen ohne Abzug auch da, wo sie einer Frau unangenehm sein müssen. Aber auch Hildegard Jüngst macht sich (in wirklich gediegenen methodischen Überlegungen) die Fehlerquellen ihres begrenzten Untersuchungsganges klar und zieht andere Forschungsmittel heran, die denen von Franzen-Hellersberg ganz ähnlich sind.

Die entscheidende Überlegenheit der Franzen-Hellersbergschen Arbeit erweist sich darin, daß sie es zu einer zusammenhängenden Charakteristik bringt, sowohl hinsichtlich der privaten Existenz der jugendlichen Arbeiterin wie ihrer industriellen oder gewerblichen Arbeit wie endlich charakteristischer Äußerungsformen proletarischer Mädchen. Natürlich ist dabei auch die Gefahr der Verallgemeinerung gegeben, der gegenüber eine Reihe von Einzelbemerkungen bei Hildegard Jüngst als notwendige Einschränkungen empfunden werden müssen. Als die im Zusammenhang

der modernen soziologischen und psychologischen Forschung durchschlagendste Erkenntnis (auf die eine Arbeit über „Gemeinschaftsformen jugendlicher Mädchen" von Gertrud Herrmann schon hinzielte) erscheint aber bei Franzen-Hellersberg die von der „vitalen Existenzform" der jugendlichen Arbeiterin. Das Jugenderlebnis der Proletarierin hat positive Inhalte (Freund, Sexualverkehr, gemeinsames Sonntagsvergnügen zu mehreren Paaren, Schwimmen, Tanzen, Kino, Schmuck, schöne Kleider usw.) zum Gegenstand. Ihre Vorstellung der Weltordnung ist durch dieses Früherlebnis festgelegt. („Dagegen ist die Pubertätszeit kultivierter Mädchen ausgefüllt von Reflexionen über sich und über die Welt. Ihnen scheint noch alles unsicher und fragwürdig. Proletarische Mädchen aber erfahren einen primitiven, letzten Sinn ihrer Existenz durch ihr höchst realistisches Reifeerlebnis.") Die drei andern Arbeiten nehmen ihre Maßstäbe für die Gruppierung und Auswertung ihrer Beobachtungen zuletzt doch aus dem Reifeerlebnis des „kultivierten" Mädchens. Hier zum erstenmal ist die existentiale Eigenform der körperlich arbeitenden Frau in voller Klarheit erkannt und ausdrücklich zugestanden. Daß demgegenüber die pädagogischen Konsequenzen, die Hildegard Jüngst aus ihren Feststellungen zieht, fragwürdig anmuten, ist nur selbstverständlich. Auch die Arbeit von Franzen-Hellersberg ist gewiß noch mehr Anfang als Ende, aber eine Häufung von Erkenntnissen jedenfalls, mit denen jede sozialpsychologische wie sozialpädagogische Arbeit der Zukunft sich wird auseinandersetzen müssen.

Karl Mennicke (Frankfurt a. M.).

Künkel, Fritz, *Grundzüge der politischen Charakterkunde. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1931. (118 S.; RM. 4.80)*

Aufgabe einer politischen Charakterkunde ist nach K. die Erforschung der Wechselwirkung zwischen ich und wir (Individuum und Kollektiv) von einem „psychophysisch neutralen" Standpunkte aus. Die Grundlage aller politischen Charakterkunde sei in den Sätzen von Karl Marx enthalten, daß das Bewußtsein der Menschen vom gesellschaftlichen Sein bestimmt werde und daß Umstände und Erziehung, deren Produkt der Mensch sei, eben von dem Menschen verändert werden, daß der Erzieher selbst erzogen werden müsse.

In den Mittelpunkt rückt K. die innere Krise des einzelnen und deren produktive Lösung im Sinne einer Anerkennung der Forderungen der Wirklichkeit und der Gemeinschaft („Wirhaftigkeit"). Echte Führer sind diejenigen, die in privaten Krisen ihre Ichhaftigkeit überwunden haben. Bei genauer Charakteranalyse zeigt sich, daß gewisse Mitläufer des Radikalismus an Stelle einer inneren Revolution in die äußere geflohen sind. „Nicht das Proletariat steht als vorwärts treibende Kraft dem hemmenden Bürgertum gegenüber, sondern die wenigen reifenden Menschen, die es gibt, stehen im Bürgertum ebenso wie im Proletariat einer hemmenden Masse von Mitläufern gegenüber." — Die Charakterform, unbewußt und in der frühen Kindheit erworben, ist das Resultat „ichhafter" Erziehung. Der Erzieher ist aber letzten Endes eindeutig von der Gesellschaftsform bestimmt. Im Zeitalter des Individualismus und der Privatwirtschaft gibt es nur ichhafte Erzieher. Aber die Änderung der Gesellschaft erfolgt bloß auf die ernsthafte Charakter-

krise des einzelnen hin, in welche er durch die unerbittliche reale, soziale Not getrieben wird. Die Entscheidung aber ist frei, keine historische Notwendigkeit und keine Mechanik der Gehirnmoleküle kann sie beeinflussen.

Auf die zugrunde liegende Auffassung vom Menschen kann hier nicht eingegangen werden, da dies in eine Kritik der Adlerschen Individualpsychologie einmünden müßte. Manchmal sind allzu einfach auf soziale Probleme die Gesichtspunkte angewandt, die sich in der Kinderstube bewähren mögen. Doch ist die Herkunft K.s aus der psychotherapeutischen Arbeit wohltuend fühlbar ebenso wie das ehrliche Ringen mit den Problemen und Nöten der Zeit. Das Buch ist ganz im Dienst wirklicher Anwendbarkeit geschrieben; es kann einen guten Einblick in die individualpsychologische Gedankenwelt speziell Künkelscher Prägung geben.

S. H. Fuchs (Frankfurt a. M.).

Behrendt, Richard. *Politischer Aktivismus. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. (178 S.; RM. 5.80)*

Neurotiker, denen die Einordnung in die Gesellschaft Schwierigkeiten macht, erreichen sie, indem sie sich die Umgestaltung derselben zum Ziel setzen; Narzisten, denen es unmöglich ist, mit Gleichen zusammenzuleben, gelingt ein soziales Dasein, indem sie sich zu Herrschern machen. Mit dem Wegfall einer Reihe leidkompensierender Kulturgebilde (Religion usw.), mit der zunehmenden Rationalisierung und Technisierung des modernen Lebens verfallen ganze gesellschaftliche Gruppen, insbesondere Intellektuelle, einer neurotischen Asozialität und können den Anschluß an das soziale Leben nur auf dem Umweg über revolutionären politischen Aktivismus finden. Diese Tatsachen, die der Schrift von B. zugrunde liegen, sind richtig und altbekannt. Ein wahrer Skandal ist es aber, daß er sie für das Entscheidende an der Psychoanalyse und Soziologie der politischen Aktivität hält. Diese Behauptung stützt B. mit der These, daß alle politischen Inhalte bloß akzidentell seien, im Wesen sei Politik nichts als Aktivität um der Aktivität willen. Eine Behauptung, die durch nichts als eine Zitatensammlung aus Michels, Scheler, Wiese, Treitschke, Taine, Sorokin usw. gestützt wird. Schlußfolgerung: jede Änderung der Gesellschaft sei nutzlos, da sie ja die unbewußten Triebkräfte der Krankheit „politische Aktivität" doch nicht beseitige. Wie man sieht, lohnt eine Spezialkritik nicht. Nur auf zweierlei sei hingewiesen. Das Resultat, politische Aktivität sei im Wesen nur Neurose, ergibt sich aus der vorgefaßten Meinung von der Nichtigkeit aller spezifisch politischen Inhalte, d. h. die für die Untersuchung angeblich grundlegenden psychoanalytischen Einsichten sind nichts als Aufputz der antipolitischen Grundthese, die ohne diese Scheinpsychologie doch allzu wenig eindrucksvoll wäre. Denn — dies ist das zweite — es ist Scheinpsychologie, weil der Begriff der neurotischen Asozialität zu weit ist, um eine konkrete psychologische Typologie des Politikers zu ermöglichen, und weil eine solche Typologie überhaupt nur möglich wäre, wenn der Gesichtspunkt der psychischen Struktur mit dem der Klassengebundenheit und der politischen Situationsnotwendigkeiten kombiniert würde. Selbst psychologisch ist B.s Schrift belanglos. Zum Glück beginnen in letzter Zeit auch autoritative Psychoanalytiker — ich nenne nur O. Fenichel — gegen die scheinbare

Fundierung falscher Soziologien auf schlecht verarbeitete psychoanalytische Lesefrüchte zu protestieren. Franz Borkenau (Wien).

Privat, Edmond, *Le choc des patriotismes. — Les sentiments collectifs et la morale entre nations. Félix Alcan. Paris 1931. (179 S.; frs. 15.—)*

P. untersucht das Massengefühl „Nationalismus" und seine Bedeutung im Zusammenleben der Nationen. Nach ihm sind nicht nur — bereits hinlänglich behandelte — ökonomische und politische Faktoren bestimmend für die Haltung der Massen, sondern auch ihre Gefühle und Religionen. Im Nationalismus sieht P. eine solche Religion. Diese stünde in krassem Gegensatz zur Individualmoral: Mord, Raub, Vergewaltigung und Verleumdung seien oberster pflichtmäßiger Dienst an ihr, Kritik und Besinnung aber Sakrileg. Kennzeichen des Nationalismus seien Intoleranz und Feindseligkeit gegen alles Fremde, die sich noch bis in die Sprachbildung auswirkten. Schule, Presse und Kirche nährten dieses Massengefühl. Jede große Idee bedürfe der Mystik, um die Massen mitzureißen; die des Nationalismus seien die schmetternden Hymnen, flatternden Fahnen, die Tradition des Heroismus. Notwendig müsse diese Einstellung zum Konflikt mit anderen gleichen Nationalismen führen, der nur im blutigen Kriege gelöst werden könne. Nach dieser Darstellung wirft P. die große Menschheitsfrage auf, ob es denn notwendig so sein müsse, ob die Hekatomben, die der Nationalismus fordere, nicht zu vermeiden, Toleranz und friedliche Lösung der Gegensätze im Zusammenleben der Nationen nicht möglich wären. Und er bejaht diese Frage. Über dem engen Nationalismus beginne eine neue Massenmoral sich durchzuringen, die im Einklang mit der Einzelmoral: „Du sollst nicht töten" die Nationen durch die Menschheit ersetze. In der S. d. N., im Esperanto, in Ghandis „non-violence"-Bewegung und in Polens passivem Erdulden roher Mordgewalt 1861 sieht P. erste Keime, die er begrüßt. Nur die Mystik fehle dieser neuen Religion noch, und daher stoße sie auf Widerstände im Massenempfinden.

P. steht hart an der Grenze der Psychologie, auf die er sich auch ab und zu beruft, ohne aber ihre Methodik oder ihr Aufgabenbereich einzuhalten. Über die Entstehung des Nationalismus sagt er nichts: „Im 20. Jahrhundert übernimmt Europa von Asien dessen herrschende Religion . . . den Nationalismus". Die moderne Psychologie weiß, daß die Existenzbedingungen Massengefühle gestalten und berücksichtigt sie in ihrer Anamnese (cf. Fromm, „Psychoanalyse und Politik", Psychoanalytische Bewegung, III, 5 u. Fromm, „Entwicklung des Christusdogmas", Wien 1931). Mystik um Religionen aber ist oft nur der Fetisch, hinter dem sich das Interesse verbirgt. Aufgabe der Psychologie ist es, den Mechanismus zu erklären, in dem die Masse auf die realen Untergründe ihrer Existenz reagiert. P., der im Nationalismus einen gegebenen selbständigen Faktor erblickt, dessen Entstehung er nicht untersucht, ist an dieser Frage vorbeigegangen. So gibt er wohl ein scharfes Abbild des Nationalismus, aber keine Analyse, obwohl er sieht, daß innerhalb jeder nationalistischen Gruppe „les classes opprimées", deren Interessen sich nicht mit denen der Gruppe decken, Träger seiner neuen internationalen Religion sind . . . genau so bereit zum blutigen,

intoleranten Kampf für ihre Religion wie die Anhänger des Nationalismus für diesen. Verdienstvoll aber ist jeder Pionierversuch, der in das bislang noch so rätselhafte Gebiet der Massenpsychologie vordringt, und ein Erfolg ist es schon, eine Darstellung gegeben zu haben, auf der die Analyse aufbauen kann. Emil Grünberg (Frankfurt a. M.)

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Brügel, Fritz und Benedikt Kautsky, *Der deutsche Sozialismus von Ludwig Gall bis Karl Marx. Heß. Wien, Leipzig 1931. (302 S.; br. RM. 6.—, geb. 7.50.)*

In der letzten Zeit regt sich das Interesse am deutschen Frühsozialismus. Während aber K. Mielcke in seinem „Deutschen Frühsozialismus" nur Weitling und Heß in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, versuchen Fritz Brügel und Benedikt Kautsky in dem vorliegenden „Lesebuch des Sozialismus" „den Entwicklungsgang der sozialistischen Idee in Deutschland von Ludwig Gall bis zum ‚Kapital' von Karl Marx und dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein von Lassalle, also den Weg von der Utopie bis zur wissenschaftlichen und politisch-praktischen Formulierung, an der Hand von ausgewählten wissenschaftlichen und politischen Dokumenten darzustellen. Einundvierzig Lesestücke sind in chronologischer Reihenfolge geordnet. Neben bekannteren Namen wie Ludwig Gall, Georg Büchner, Weitling, Rodbertus, Engels, Moses Heß, Lorenz von Stein, Ferdinand Lassalle findet man auch weniger bekannte Lesestücke von Bettina von Arnim und vor allem manches aufschlußreiche anonyme Schriftstück. Es ist klar, daß die Auswahl sich auf typische Stellen beschränken mußte und daß Karl Marx ausgiebig zu Wort kommt. Es ist den beiden Herausgebern damit gelungen, ein lebendiges Bild des deutschen Frühsozialismus zu zeichnen, das durch die knappe und übersichtlich geschriebene Einleitung wertvolle Untermalung erfährt. Emil J. Walter (Zürich).

Louis, Paul, *Les idées essentielles du socialisme. Marcel Rivière. Paris 1931. (204 S.; frs. 12.—)*

Der Historiker des französischen Sozialismus und der französischen Arbeiterklasse sucht in seinem neuesten Buche Klarheit über die letzte Entwicklung des Weltsozialismus zu gewinnen. Ausgehend von der Tatsache, daß die sozialistischen Parteien zersplittert, ihre revolutionäre Kraft geschwächt, ihre theoretische Einstellung und Schulung gegen frühere Epochen zurückgegangen und die Kämpfe zwischen den beiden sozialistischen Hauptlagern der Kommunisten und der Sozialdemokraten zu einem erbitterten Bruderkrieg ausgeartet sind, stellt er die Frage, ob die marxistischen Thesen noch gelten, ob die Gedanken der sozialen, ökonomischen Revolution und der vorübergehenden Diktatur des Proletariats noch Lebenskraft haben. L. gibt zu diesem Zwecke eine planmäßige und klare Übersicht über die im Sozialismus widerstreitenden Hauptströmungen und bewertet sie an den tatsächlichen Ereignissen. Dabei prüft er die wichtigsten marxi-

stischen Thesen, wiegt sie gegen die Theorien der Reformisten ab und kommt zur Schlußfolgerung, daß diese Thesen heute noch Geltung haben, daß nur durch die soziale-ökonomische Revolution eine Änderung der Lage der Arbeiterklasse möglich sei, während die Geschehnisse der letzten Zeit die Sinnlosigkeit der Teilnahme an einer bürgerlichen Regierung zeigten, durch die nur der zu stürzende Staat gegen die Revolution verteidigt werde. Die Kommunisten freilich sind nach L. Marx insofern untreu geworden, als sie den Grundsatz der Einigkeit des Proletariats verlassen haben und in sektenhafter Abgeschlossenheit in ihren Reihen Gewissensterror üben. So seien sie Anlaß neuer Spaltungen und somit einer neuen Schwächung des Proletariats geworden. Die vorübergehend unerläßliche Diktatur des Proletariats dauere in Rußland bereits zu lange an und werde in gleicher Form in Westeuropa unbedingt einen Sieg der Reaktion bedeuten. Trotz aller Fehler aber sei die russische Revolution der kostbarste Besitz der Arbeiterklasse und unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu schützen: sie bedeute den ersten sozialistischen Keil im kapitalistischen System. Die Arbeiterklasse aber müsse — und dies ist sein endgültiges Ergebnis — wieder geeint werden. Nicht eine militante, terrorisierende Minderheit, sondern die Gesamtheit des Weltproletariats allein könne die Befreiung herbeiführen.

Diese Ideen sind flüssig und leicht dargestellt. Sie ermangeln aber der Tiefe und theoretischen Fundierung. L. hält sich an die allgemeinste Form der marxistischen Thesen, wie sie im „Kommunistischen Manifest" niedergelegt sind. Er verteidigt die materialistische Geschichtsauffassung, ohne sie aber auf seine eigene Fragestellung anzuwenden. Nirgends versucht er einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ereignissen und den von ihm besprochenen Thesen und Handlungen der Sozialisten herzustellen. Dadurch verliert sein Versuch, die Marxsche Lehre zu verteidigen, wesentlich an Wert. In seiner Polemik bringt er kein neues Argument, sondern begnügt sich, die bekannten in allerdings klarer und scharfer Form herauszuarbeiten. Am wertvollsten ist das Kapitel „L'expérience social-démocrate et l'expérience communiste", in dem er diese beiden Hauptrichtungen des Sozialismus und ihre bisherigen Erfahrungen und Erfolge gegeneinanderstellt. Der große Wert des Buches liegt aber in der leichten und verständlichen Darstellung der prinzipiellen Gedanken des Sozialismus, zumal des wissenschaftlichen Sozialismus, und der historischen Tatsachen.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Mielcke, Karl, *Deutscher Frühsozialismus. Gesellschaft und Geschichte in den Schriften von Weitling und Heß. J. G. Cottasche Buchhandlung. Stuttgart und Berlin 1931. (XII, 199 S.; RM. 9.50)*

Goitein, Irma, *Probleme der Gesellschaft und des Staates bei Moses Heß. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (VI, 181 S.; RM. 8.80)*

Mit Recht betont Mielcke, daß die Theoretiker des Sozialismus vor Marx selbständige richtige Denkansätze und Sehweisen entwickelt haben. Er sucht daher den Anteil von Weitling und Heß, den beiden bedeutenden Vertretern des deutschen Frühsozialismus, am Gesamtbau des Sozialismus zu würdigen. Leider bleiben in seiner Arbeit die Beziehungen des deutschen Frühsozialismus zum französischen Sozialismus einerseits, zur deutschen

Philosophie und zum Marxismus andrerseits einer kurzen Schlußbetrachtung vorbehalten. Die Formeln, auf die M. die Bestrebungen von Weitling und Heß gemeinsam zu bringen meint: Organisation der Erziehung, Organisation der Arbeit, Idee des Rechts, eröffnen sehr weitgehende Parallelen gerade in einer international vergleichenden Betrachtung. Weitling und Heß faßten ihre Gedanken nicht zu einem geschlossenen System. Die Schrift von M. gibt daher zuerst eine getrennte Gegenüberstellung der philosophischen Ausgangspunkte, der Gesellschaftsanschauungen und der Geschichtsanschauungen von Weitling und Heß. Der Verf. ist der Ansicht, Weitlings System sei konstruiert, ohne daß die Entwicklungstendenzen der voraufgegangenen Zeit gewürdigt seien, während Heß dagegen wisse, daß der Sozialismus, wie er durch die Entwicklung des Geistes gebieterisch gefordert werde, auch seine Voraussetzungen in realen Verhältnissen habe. Dagegen sprechen aber u. E. Weitlings Hinweise auf die notwendigen Übergangslösungen. Weitlings Aufsätze in der „Republik der Arbeiter" werden leider, weil ihre Veröffentlichung erst in spätere Zeit nach Erscheinen des „Kommunistischen Manifestes" fällt, vom Verf. nicht berücksichtigt. Die Gesellschaftslehre Weitlings scheint uns in ihrem historischen Gehalt mit seiner Geschichtsauffassung nicht so lose verbunden. M. selbst hat den soziologischen Entwicklungsgedanken Weitlings sehr deutlich herausgestellt: die Auflösung der überlieferten, in der inneren Harmonie der Menschen garantierten Ordnung, die Vereinzelung des Individuums im Zusammenhang mit der Entwicklung des Eigentums und die Ausbildung einer neuen Sozialordnung auf der Grundlage gemeinsamen Zweckinteresses, die, insoweit in ihr das Wissen als Ausdruck des geistig-moralischen Lebens die Menschen zusammenhält und das gesellschaftliche Leben gestaltet, ideeller Natur ist. Ganz richtig kennzeichnet der Verfasser Weitlings Stellung zum religiösen Sozialismus: Glaube ist ihm eine bloße Vorstufe des Wissens, an der Religion wird vor allem die ethische Seite gesehen. Dieser naturrechtlich begründeten Gesellschaftslehre entspricht auch Weitlings Fortschrittsgedanke im Geiste der Aufklärung. Die widersprechenden Anklänge an Rousseau sind eine leicht verständliche Wendung des Revolutionärs zum Mythos. Der Vergleich mit Moses Heß wird deshalb so schwer, weil hier fraglos sehr voneinander verschiedene Epochen der Gesellschafts- und Staatskritik von Heß unterschieden werden müssen.

Das Gemeinsame bleibt, daß der Sozialismus von Heß, wie Irma Goitein hervorhebt, immer — welche Wandlungen er auch erfuhr — ethisch fundiert und ethisch orientiert war. Weiter sei hingewiesen auf die auffallend übereinstimmenden Züge in dem anonym erschienenen Aufsatz in den Rheinischen Jahrbüchern, dessen Verfasserschaft Goitein erstmalig Heß zuschreibt. Die Arbeit von Irma Goitein zeigt die Stellung von Moses Heß zwischen Idealismus und historischem Materialismus an seinem sozialistischen Entwicklungsgang auf. Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge werden so in den einzelnen Phasen des Schaffens von Heß sichtbar. Die Gesellschafts- und Staatskritik der Strauß, Bauer, Feuerbach, des Junghegelianismus kennzeichnet die geistige Situation der Erstlingswerke von Heß. Der zunehmende Einfluß von Feuerbach und Fichte findet dann seinen Niederschlag in einer Radikalisierung des Heßschen Sozialismus. Ein drittes

Stadium bedeutet die Zeit seiner Auseinandersetzung mit Marx, Proudhon, Herzen. Besonders wertvoll ist in diesem Zusammenhang die Veröffentlichung bisher ungedruckter Handschriften und Briefe von Heß, sowie der Abdruck der seltenen Broschüre von Heß „Roter Katechismus für das deutsche Volk" und der anonym erschienenen Abhandlung „Kommunistisches Bekenntnis". Kurt Moldenhauer (Berlin).

Brentano, Lujo, *Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands. Eugen Diederichs. Jena 1931. (423 S.; br. RM. 14.50, geb. 18.—)*

Der Titel dieser Memoiren ist kennzeichnend für den Menschen und sein Werk. Brentano war ein Kämpfer sein Leben lang, und wenn die zahlreichen Schriften, die er im Laufe von sechs Jahrzehnten veröffentlichte, auch einen sehr weiten Kreis theoretischer und praktischer Fragen berührten, so stand im Zentrum seiner Untersuchungen doch die Problematik der modernen wirtschaftlich-sozialen Entwicklung — eine Problematik, die den Ausgangspunkt für seine wissenschaftliche Arbeit bildete und zu der er immer wieder zurückkehrte.

Brentano war Liberaler, aber einer, der sich mehr als dem deutschen dem „sozialpolitisch" orientierten Liberalismus Englands verbunden fühlte, jenes Landes, dessen ökonomische und politische Anschauungen und Einrichtungen für seine Ideenwelt schon frühzeitig von entscheidender Bedeutung wurden. Sein erstes großes Werk, die zweibändigen „Arbeitergilden der Gegenwart" (1871/2) brachte sozusagen die „Entdeckung" der englischen Gewerkvereine für Deutschland, und am Ende seines wissenschaftlichen Schaffens steht die umfassende „Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands" (1927ff.). Seine Untersuchungen führten ihn, den „Bürgerlichen", an die Seite der Arbeiterschaft, deren berechtigte Forderungen er in Wort und Schrift gegen den Interessentenansturm zu Zeiten verteidigte, in denen solche Haltung noch nicht oder nicht mehr als „zeitgemäß" galt. Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und echte Humanität — das waren die Leitsterne seines Lebens, die Ideale, für die er auf wirtschafts- und sozialpolitischem, aber auch auf staats- und hochschulpolitischem Gebiete unzählige Kämpfe führte, die sich in dem vorliegenden Erinnerungswerk widerspiegeln.

Die berühmte Familie, der Brentano entstammte und deren Geschichte er einleitend mit Stolz und Liebe schildert, vermittelte ihm Beziehungen zu zahlreichen politisch einflußreichen Persönlichkeiten, von denen mancher bemerkenswerte Zug berichtet wird und die sich vielfach seines sachkundigen Rats bedienten. Mit seinen englischen Gesinnungsfreunden verband ihn ein Treueverhältnis, das durch den Krieg nur eine vorübergehende Trübung erlitt. Nicht zuletzt diese Freundschaft hat es ihm ermöglicht, Deutschland wertvolle politische Dienste zu leisten, wenn er auch offizielle politische Missionen (so das der Öffentlichkeit bisher kaum bekannt gewordene Angebot, als erster Botschafter der Republik nach Washington zu gehen) stets abgelehnt hat.

Man pflegt B. meist zur sog. „jüngeren historischen Schule" der Nationalökonomie zu zählen, doch wird man Inhalt und Methode seines Werkes mit

einer solchen Klassifikation kaum gerecht. Gewiß nimmt das Historische einen breiten Raum bei ihm ein, aber es hat die Theorie nicht überwuchert, und seiner Grundauffassung entsprechend, die im Menschen „Ausgangs- und Endpunkt der Volkswirtschaft" sieht, sucht er die ökonomisch-sozialen Entwicklungen nicht mechanistisch, sondern soziologisch zu erkennen und zu deuten. Sorgsamstes Detailstudium hindert ihn freilich, mag es sich nun um Einzelfragen des Gewerkschafts- oder Wohnungswesens, der Lohntheorie, der Agrarreform, des Kartellwesens usw. handeln oder um zusammenfassende geschichtliche Darstellungen wie das Englandbuch oder die antike Wirtschaftsgeschichte, sich in allgemeine Phrasen zu verlieren. Stets hat sein strenges wissenschaftliches Gewissen sein leidenschaftliches Kämpfertemperament zu zügeln gesucht.

Seine Lebenserinnerungen geben so das Bild einer machtvollen, geschlossenen und geradlinigen Persönlichkeit. Sie schließen mit einer Motivierung seines Austritts aus dem — von ihm selbst mit begründeten — „Verein für Sozialpolitik", den er vollzog, weil dieser zu den großen sozial- und handelspolitischen Fragen der Gegenwart nicht jene Stellung einnahm, die seine Tradition ihm nahegelegt hätte. Noch die letzte Seite des Buchs zeigt in ihren anklägerischen Fragen an die Vereinsleitung den ungebrochenen Kämpfer für wirtschaftliche Vernunft und soziale Gerechtigkeit, ausklingend in den Satz: „Ich verstehe diese Politik nicht; will man eine soziale Revolution?"

Fritz Neumark (Frankfurt a. M.).

Harnack, Arvid, *Die vormarxistische Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten. Gustav Fischer. Jena 1931. (X u. 167 S.; geb. RM. 8.—)*

Der Verfasser der vorliegenden Studie hat in den Jahren 1926 bis 1928 dank der Unterstützung des „Laura Spelman Rockefeller Memorial" vor allem in Wisconsin und Washington die Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung studiert. Die vorliegende Arbeit bildet „den ersten Teil einer Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung".

Als vormarxistische Periode wird von H. die Periode von 1792 bis 1857 bezeichnet. In einem einleitenden Kapitel wird zunächst der ökonomische und politische Hintergrund aufgezeigt, auf dem sich die amerikanische Arbeiterbewegung dieser Zeit bewegt. Sich stark an Friedrich Lists Wirtschaftsstufentheorie anlehnend, zeichnet der Verfasser ein anschauliches Bild der geographischen, bevölkerungspolitischen und staatsrechtlichen Grundlagen der amerikanischen Wirtschaft, der wirtschaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der Klassengegensätze zwischen Industrie, Großgrundbesitz und Farmern und innerhalb der Industrie selbst. Von großem Einfluß auf die Arbeiterbewegung waren die Wirtschaftskrisen, die in Amerika ganz besonders scharfe Formen annahmen, so jene von 1819, 1837 und 1857. Die Leiter der aufstrebenden Industrie des Nordostens und die Sklavenbesitzer des Südens waren die Hauptfaktoren der Politik der Vereinigten Staaten. Nach und nach schoben sich zwischen diese beiden Klassen die Farmer, welche der Freilandbewegung und der Antisklavenbewegung schließlich zum Sieg verhalfen.

Die Arbeiterbewegung stützte sich in der vormarxistischen Periode vor allem auf die Arbeiter der von Verlegern und Kaufleuten abhängigen Betriebe. Die Fabrikarbeiterschaft wurde damals von der Arbeiterbewegung kaum erfaßt. „Der freie Mann auf freier Scholle und der selbständige Handwerker war das Ziel."

Die vormarxistische Periode zerfällt in vier Unterabschnitte. Die erste Periode, die der ersten Gewerkschaften, begann 1792 und endete in den Krisenjahren 1814 bis 1819. Die Schuhmacher und die Drucker der Küstenstädte suchten durch gewerkschaftlichen Zusammenschluß ihre Lage zu verbessern. Durch Monopolisierung des Arbeitsmarktes, Kontrolle des Lehrlingswesens und auch durch Streiks suchten sie ihr Ziel zu erreichen, erlagen aber bald der Gegenwehr der Arbeitgeber und der richterlichen Rechtsprechung. In der langdauernden Depressionsperiode nach 1815 mißlangen alle gewerkschaftlichen Versuche. Deshalb versuchten die Arbeiter in den Jahren 1827 bis 1832 durch die Beeinflussung des Staates ihre Lage zu verbessern. Arbeiterparteien vermochten in einzelnen Staaten vorübergehende Wahlerfolge zu erzielen, aber innere Spaltungen ließen die Bewegung bald zusammenbrechen. Sie gewann nur indirekten Einfluß auf die Entwicklung, indem der Forderung auf öffentliche Schulen, Abschaffung der Schuldhaft, strengere Überwachung der Banken, Abschaffung der Miliz und der Fabrikgesetzgebung vorgearbeitet wurde. Mit der Besserung der Wirtschaftslage setzt um 1833 wieder die gewerkschaftliche Bewegung auf verbreiterter Basis ein. In New York werden 1833 über 30 Gewerkschaften gegründet. Die Zahl der Streiks steigt. Es kommt zur Bildung von Ortskartellen, Zentralgewerkschaften und einem Zentralkartell. Aber die Arbeiter der Fabrikindustrie werden kaum erfaßt. An vielen Orten führten die Kämpfe für den Zehnstundentag zum Erfolg. Die Einzelheiten der Organisation entsprechen modernen gewerkschaftlichen Grundsätzen. Aber die schwere Krise des Jahres 1837 bedeutete auch für diese zweite Periode der Gewerkschaftsbewegung das Ende. Die letzte Periode von 1837 bis 1857 ist die der Reformer. Albert Brisbane, der Schüler Fouriers, regte in den Jahren 1843/44 die Gründung zahlreicher „phalanstères" an, die aber in der Mehrzahl nach kurzer Frist wieder zusammenbrachen zufolge des Fehlens der Rechtspersönlichkeit, des Kapitalmangels, ungeschickter Leitung oder innerer Streitigkeiten. G. H. Evans verfocht die Landreform, das Recht des amerikanischen Bürgers auf gleichmäßige, unentgeltliche Zuteilung von Land und leitete damit einen der heißesten Kämpfe der Geschichte des amerikanischen Parlaments ein. Er erlebte den Sieg seiner Idee durch die Annahme des Heimstättengesetzes 1862 nicht mehr, da er schon 1856 verschied. Die Konsumgenossenschaftsidee wurde seit 1842 durch die „New England Workingsman Association" intensiv gefördert. Der Bürgerkrieg zerstörte aber diese Ansätze zu einer starken Konsumgenossenschaftsbewegung, indem etwa noch bestehende Unternehmungen sich in privatwirtschaftliche Gesellschaften umwandelten. Endlich lebte die Bewegung für den Zehnstundentag wieder auf und faßte in den Fabriken Fuß.

Wenn man auch im einzelnen der vorliegenden Arbeit eine tiefer schürfende Analyse der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Perioden wünschen möchte, ist sie doch ein anregendes Werk, das durch die

Skizzierung amerikanischer Verhältnisse indirekt manches Streiflicht auf die Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung fallen läßt.

Emil J. Walter (Zürich).

Posse, Ernst H., *Der Marxismus in Frankreich 1871—1905. Prager. Berlin 1930. (82 S.; RM. 3.50)*

Der „Marxismus" wurde in Frankreich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in der Form des „Guesdismus" rezipiert, ganz ebenso wie er in der gleichen Periode in Deutschland in der Form des „Kautskyanismus", in wieder anderen spezifisch verschiedenen Formen in Italien und in Rußland rezipiert worden ist. Aber während der kautskyanische deutsche Marxismus in dem Lande der „demokratischen und revolutionären Ohnmacht" (Jaurès) in dieser Periode eine zwar nur ideologische, aber in dieser Form auch fast unbestrittene Vormachtstellung innerhalb der sozialistischen Gesamtbewegung einnahm, mußte der Guesdistische französische Marxismus unter den ganz anders gearteten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen der dritten Republik fast vom ersten Augenblick seiner Existenz an die praktische Brauchbarkeit seiner theoretischen Prinzipien für die wirkliche Aktion der Arbeiterklasse bewähren und hierbei zugleich noch einen unaufhörlichen scharfen Konkurrenzkampf gegenüber den aus der früheren Entwicklung überlieferten und den aus der lebendigen Entwicklung neu entstehenden Theorien und Taktiken bestehen. P. zeigt, wie in diesem jahrzehntelangen Ringen der Guesdismus einerseits seinen anfänglich absoluten, revolutionär-proletarischen Charakter mehr und mehr einbüßt und am Ende fast am äußersten rechten Flügel der damaligen sozialistischen Gesamtbewegung angelangt ist, wie aber andererseits zugleich in dieser Periode die von den beiden Alten in London bis zu ihrem Tode stets als „unsere Partei" bezeichnete Gruppe Guesdes die erfolgreichste Erziehungsarbeit geleistet und der Gesamtbewegung in einer im Guten und Bösen noch heute nachwirkenden Weise ihren marxistischen Stempel aufgedrückt hat.

Ist angesichts dieser widerspruchsvollen Entwicklung die herkömmliche Auffassung begründet, nach welcher der formelle Sieg der marxistisch-guesdistischen Minderheit über die reformistische und zentristische Mehrheit des Pariser Einigungskongresses von 1905 einen Sieg des revolutionären proletarischen Klassenstandpunktes in der französischen Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit bedeutet? Zu dieser Frage hat der Autor in dem hier rezensierten Buche nicht mehr klar und eindeutig Stellung genommen. Er läßt zwar in seiner Darstellung der Kritik, die seit der Jahrhundertwende einerseits vom revolutionären Syndikalismus (Pelloutier, Lagardelle, Sorel), andererseits von der Richtung Jaurès am französischen Guesdismus und deutschen Kautskyanismus geübt worden ist, deutlich genug erkennen, daß er diese kritischen Angriffe im einzelnen als begründet ansieht. Er bleibt aber gleichwohl in seiner Gesamtbeurteilung der von ihm behandelten geschichtlichen Entwicklungsphase bei dem konventionellen Schema ausdrücklich stehen. Insofern besteht zwischen dem formell ausgesprochenen und dem wirklichen Resultat seiner Darstellung ein unbehebbarer Widerspruch, der noch deutlicher hervorträte, wenn der Autor seine Untersuchung

nicht von vornherein in zweifacher Hinsicht, zeitlich auf die Entwicklung bis 1905, sachlich auf die im engeren Sinne „politische" Bewegung, eingeschränkt hätte. Trotz des ungelösten Restes von Zweideutigkeit in ihrem formellen Resultat hat die Schrift von P. durch ihren materiellen Inhalt zu der Lösung der schwierigen Aufgabe, einen „von der Parteien Gunst und Haß verwirrten" wichtigen Abschnitt der wirklichen Entwicklungsgeschichte des Marxismus kritisch-wissenschaftlich aufzuklären, einen wesentlichen Beitrag geleistet. Karl Korsch (Berlin).

Wirz, J. Paul, *Der revolutionäre Syndikalismus in Frankreich. Girsberger & Co. Zürich 1931. (XI u. 214 S.; schw. frs. 13.75)*

Die vorliegende Arbeit bildet ein weiteres Glied der von Prof. Saitzew in den „Zürcher Volkswirtschaftlichen Forschungen" systematisch geförderten Studien über den französischen Sozialismus. W. beschreibt zunächst die Entstehung des revolutionären Syndikalismus, wobei in interessanter Weise die 1895 erfolgte Gründung der „Confédération Générale du Travail" (C. G. T.) in die Entwicklung der französischen Arbeiterbewegung eingereiht wird. Unter revolutionärem Syndikalismus definiert der Verf. die Prinzipien, welche die Mehrheit der C. G. T. in den Jahren 1902—1914 geltend machte: 1. die Berufsorganisation wird als Zelle der zukünftigen Gesellschaftsordnung betrachtet, 2. die föderalistische Organisation, 3. die Betonung des absoluten Klassengegensatzes von Arbeiter und Unternehmer, der zur Revolution und zum Siege des Proletariates führen müsse, 4. der Antietatismus, die Ablehnung der parlamentarischen Kampfmethoden.

In einem zweiten „Die Organisation des revolutionären Syndikalismus" überschriebenen Teil untersucht W. die Organisationsprobleme der C. G. T., das Problem der Industrieverbände, das föderalistische Prinzip in der syndikalistischen Organisation, die Abneigung der revolutionären Minderheit gegen eine prozentuale Vertretung im syndikalistischen Kongreß. Der dritte Teil ist dem „Antietatismus" gewidmet, der vierte Teil der „Sozialpolitik des revolutionären Syndikalismus". Einzig auf dem Gebiete der Organisation des Arbeitsmarktes hat der Syndikalismus durch Errichtung von Arbeitsbörsen einige Erfolge erzielt. Der Ausbruch des Weltkrieges vollendete die Zersetzung der Prinzipien des revolutionären Syndikalismus. In der Gegenwart deckt sich das Programm der C. G. T. mit dem Programm der sozialistischen Partei, während der linke abgespaltene Flügel der französischen Gewerkschaften der Parole der Kommunisten folgt.

Die vorstehend gebotene Skizze des Inhaltes der Dissertation von Wirz läßt vielleicht mehr erwarten, als die Arbeit wirklich bietet. So breit sie angelegt scheint, so krankt sie doch an wesentlichen methodischen Mängeln. W. schrieb eine geisteswissenschaftliche Studie, die wohl treffende Bemerkungen enthält, als Ganzes aber nicht befriedigt. Es fehlen vor allem Daten und statistische Angaben. Sogar im Kapitel „Biographisches" sucht man vergeblich nach einigen Lebensdaten der bedeutendsten syndikalistischen Führer. Ebenso spärlich sind die Angaben über die organisatorische Entwicklung des revolutionären Syndikalismus. Wichtiger als eine „geisteswissenschaftliche" Untersuchung der Gedankenwelt des revolutionären Syndikalismus wäre eine anschauliche Beschreibung

seiner soziologischen Grundlagen und eine lebendige Schilderung der französischen Arbeiterbewegung gewesen. So aber bietet die Schrift bloß eine Darstellung der Ideen des revolutionären Syndikalismus, wie sie sich im Kopfe des Verf. spiegeln. Ob W. Endgültiges zu sagen vermochte, läßt sich daher nicht entscheiden.

Emil J. Walter (Zürich).

Saposs, David J., *The Labor Movement in Post-War France. Columbia University Press. New York 1931. (508 S., $ 6.—)*

S. ist ein Schüler des bekannten Historikers der amerikanischen Arbeiterbewegung John R. Commons. Zur Zeit unterrichtet er an der Schule der American Federation of Labor, am Brookwood College. Aus beidem ergibt sich der Blickpunkt, von dem aus das vorliegende Buch geschrieben ist: S. steht der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nicht ablehnend gegenüber, er wünscht aber ihre Besserung auf evolutionärem Wege. Das Buch basiert auf einer außerordentlich gründlichen Quellenforschung und wird deshalb für jeden, der sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigt, von großem Werte sein, auch wenn er sich den Urteilen seines Verfassers in vielem nicht anschließen kann.

Die Arbeit zerfällt in fünf Teile. Der erste befaßt sich mit der Gewerkschaftsbewegung. Es wird in ihm geschildert, wie schon vor dem Kriege syndikalistische Strömungen durch die reformistischen verdrängt wurden, wie der Krieg zunächst den vollständigen Sieg der letzteren bedeutete, dann aber doch zur Heranbildung des radikalen Flügels führte, wie schließlich nach dem Kriege die Spaltung eintrat und wie sich danach die Bewegung entwickelte. 1927 zählte die der Zweiten Internationale angeschlossene Confédération Générale du Travail rund 900000 Mitglieder, die der Dritten Internationale zugehörige Confédération Générale du Travail Unitaire immerhin beinah eine halbe Million. Die daneben bestehenden katholischen und syndikalistischen Organisationen hatten keine Bedeutung. Teil 2 und 3 handeln von der Sozialpolitik des Staates und der Stellung, die die Unternehmer der Arbeiterfrage gegenüber einnahmen. Auch in Frankreich brachte der Krieg einen gewaltigen Ausbau der vorher dürftigen Sozialgesetzgebung mit sich. Sie fand ihre Krönung in dem Sozialversicherungsgesetz vom 5. April 1928, das die bisherigen Bestimmungen zusammenfaßte und erweiterte. Es sieht Zahlungen bei Krankheit, Unfällen, Arbeitsunfähigkeit infolge Alters, Todesfällen, Schwangerschaft und Arbeitslosigkeit vor. Die meisten der großen Unternehmer nehmen den Gewerkschaften gegenüber eine offen feindliche Stellung ein. In Teil 4 wird die Entstehung der Genossenschaftsbewegung dargestellt und ihre Nachkriegssituation eingehend analysiert. Die Konsumgenossenschaften zählten 1926 rund 2,2 Millionen Mitglieder. Sie haben überwiegend eine kleinbürgerliche Ideologie und neigen deshalb politisch der radikalsozialen Partei zu. Bezeichnend für die Stärke der kleinbürgerlichen Einflüsse und der Proudhonschen Tradition ist auch die Tatsache, daß die Produktivgenossenschaften eine gewisse Bedeutung behielten. 1923 betrug ihr Umsatz 155 Millionen Francs. Den Abschluß des Buches (Teil 5) bildet eine Darstellung der politischen Arbeiterbewegung. Die Sozialistische Partei erhielt 1928 rund 1,7, die

Kommunistische rund 1 Million Stimmen bei einer Gesamtstimmenzahl von rund 9 Millionen. Arvid Harnack (Berlin).

Meyer, Håkon, *Den politiske arbeiderbevegelse i Norge. (Die politische Arbeiterbewegung Norwegens.) Det norske arbeiderpartis forlag. Oslo 1931. (176 S.; Kr. 3.—)*

Das Buch ist in erster Linie als Handbuch für die Studiengemeinschaften und Vorlesungskurse der Norwegischen Arbeiterbildungszentrale geschrieben. Es beschränkt sich deshalb auf eine Übersicht des geschichtlichen Entwicklungsganges der politischen Arbeiterbewegung Norwegens. M. macht keinen Anspruch auf eingehende wissenschaftliche Erörterungen der eigenartigen Entwicklung der norwegischen Arbeiterbewegung während und nach dem Kriege. Sein Werk hat jedoch Bedeutung als die einzige vorliegende Darstellung der ganzen bisherigen Geschichte unserer Bewegung.

Die ersten Seiten schildern in sehr konzentrierter Form die Periode der Vorläufer, 1848—1880. Etwas ausführlicher werden dann die 80er Jahre behandelt, die Periode des Durchbruchs des bürgerlich-bäuerlichen Parlamentarismus und der bürgerlichen Kultur, aber auch die Zeit der Entstehung der Gewerkschaften und der norwegischen Arbeiterpartei und ihrer Emanzipation von bürgerlich-liberaler Ideologie. Der zweite Teil schildert dann die Entwicklung von der propagandistischen Sekte zur praktisch-politischen Partei während der Periode der Wahlrechtskämpfe der 90er Jahre, die Konsolidierung der Partei auf parlamentarischem Gebiete 1903—12, unter Zuziehung kleinbürgerlicher und kleinbäuerlicher Elemente, und die ersten Ansätze einer syndikalistisch beeinflußten Opposition. Die Entstehung einer neuen oppositionellen Führergeneration 1912—15 und der Durchbruch dieser „neuen Richtung" 1914—18 werden dann sehr klar geschildert, ohne daß jedoch die Ursachen dieser Entwicklung, die in erster Linie in der Eigenart und dem überschnellen Tempo der Industrialisierung Norwegens während dieser Periode zu suchen sind, genügend hervortreten. Dieselbe Kritik der mangelnden Berücksichtigung wirtschaftlicher Faktoren trifft auch die Schilderung der ersten Parteispaltung durch den Austritt der bewußt sozialdemokratischen Elemente nach dem Beitritt der Partei zur dritten Internationale 1919—20, der weiteren Spaltung als Folge des Streites zwischen der halbsyndikalistischen Mehrheit der Arbeiterpartei und der Leitung der Internationale 1920—23 und der allmählichen Vorbereitung der Sammlung, die durch das Zusammengehen der Sozialdemokraten und der Arbeiterpartei 1927 erfolgte. Die letzten Kapitel schildern den politischen Aufschwung der letzten Jahre und die lehrreiche Episode der Arbeiterregierung von 1928.

Als Anhang enthält das Buch eine kurze Übersicht der Wahlrechtsbestimmungen seit 1814, eine Tabelle über die Vertretung der Partei bei internationalen Kongressen, die Parteivorsitzenden und Redakteure des Hauptorgans, die Stimmenzahlen und die Vertretung bei Wahlen, die Mitgliederbewegung und ein ausführliches Namensregister.

Wie schon angedeutet, leidet das Buch bei all seiner Klarheit und Übersichtlichkeit daran, daß es in engstem Sinne Organisationsgeschichte sein will. Die wirtschaftliche Entwicklung, die Verschiebungen der Klassen-

gegensätze und der politischen Konstellationen der bürgerlichen Welt werden nur angedeutet, und auch die parlamentarische Wirksamkeit der Arbeiterpartei selbst wird kaum in Betracht gezogen. Dadurch entsteht eine gewisse Einseitigkeit in der Beurteilung der verschiedenen Phasen der Parteientwicklung, die besonders der sozialdemokratischen Periode sowie der rein sozialdemokratischen Strömung in der jetzigen Partei kaum Gerechtigkeit leistet. Halvard M. Lange (Oslo).

Tönnies, Georg Ove, *Die Auflehnung der Nordmark-Bauern. Küstenlandverlag. Flensburg 1930. (30 S.; RM. 1.20).* — **Luetgebrune, Walt.,** *Neu-Preußens Bauernkrieg. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1931. (213 S.; RM. 3.80).* — **Karsthans,** *Die Bauern marschieren. Stalling. Oldenburg 1931. (297 S.; RM. 4.80, geb. RM. 5.80).* — **Fallada, Hans,** *Bauern, Bonzen und Bomben. Rowohlt. Berlin 1931. (565 S.; RM. 6.—, geb. RM. 8.50)*

Die durch die verzweifelte Lage der deutschen Bauern entstandene politische Umschichtung hat ihren Niederschlag in zahlreichen Broschüren und Büchern gefunden. Die beginnende politische Aktivierung geht in den kapitalistischen Ländern Europas nach den verschiedensten Richtungen: zum Faschismus (Bekämpfung der Arbeiterschaft in Österreich), zur bäuerlichen Demokratie (Bündnis mit der Arbeiteraristokratie in Rumänien), zum Kampf gegen die Stadt (Bulgarien), im Gegensatz zum Bolschewismus (Bündnis mit dem Proletariat in der Sowjet-Union).

Die kleine Broschüre von Tönnies eröffnet interessante Einblicke in die politische Atmosphäre der Bauernbewegung. Der Verf. lehnt die Gewalt ab, mißtraut den Parteien und polemisiert gegen Stadt und Industrie; gleichzeitig reißt er also eine Kluft auf, die er auf der anderen Seite schließen will. Er berichtet von den Leiden der Bauern, die seit Jahrhunderten die Lasttiere der Gesellschaft gewesen seien. Heute sei ein „bäuerliches Klassenbewußtsein" entstanden. Während T. einerseits den Arbeiter als Bundesgenossen für eine neue Ordnung sucht, betont er immer wieder, daß der Bauer völlig allein stehe, und kommt so zu stadtfeindlichen Schlußfolgerungen und ständischen Gedanken, für die er nur eine zentralistische Handhabung verwirft. Er fordert „Bauernland" und „Bauernräte", die als berufsständische Schlichtungsausschüsse wirken und die Steueraufbringung regeln sollen, bekennt sich also zur reformistischen Lösung.

Der rechtsradikale, aus zahlreichen Prozessen gegen Nationalsozialisten und Landvolkleute bekannte Anwalt Luetgebrune liefert in seinem Buch eine Kampfschrift gegen das „preußische Regierungssystem". Es enthält zahlreiche amtliche Schreiben, Urteile, Gutachten, Gesetzestexte und Verwaltungsentscheidungen und zerfällt in drei Abteilungen: „Kampf der Finanzbehörden", „Kampf des Verwaltungsapparates", „Kampf durch die Justiz". Die Gruppierung und die Auswahl des autentischen Materials machen das Buch zwar zu einer Anklageschrift. Durch den Verzicht auf jede politische und ökonomische Analyse bleibt jedoch das Problem ungelöst; so kommt L. zu schiefen Behauptungen und primitiven Erklärungen wie der, daß die Notlage der Bauern eine Folge der Reparationszahlungen und der Verwaltungsschikanen sei.

Karsthans schildert in Romanform den Krieg von 1525, dessen Tradition in der heutigen Landvolkbewegung eine große Rolle spielt. Mit deutlicher Beziehung auf die heutige Zeit ist dies Buch geschrieben; das geschichtliche Beispiel soll warnend und mahnend die Bauern wachrütteln, so hofft der Verf. im Vorwort. Die Darstellung der historischen Ereignisse ist teilweise zwar sehr dramatisch, packend und eindrucksvoll, aber die Parallele zu den aktuellen Vorgängen ist — getrübt durch romantische Vorstellungen — völlig irreführend. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich Herbert Blank von den „Revolutionären Nationalsozialisten".

In dem ausgezeichneten Roman von Fallada wird die moderne Landvolkbewegung in sehr lebendiger und interessanter Weise geschildert. Es handelt sich um einen Schlüsselroman, der deutlich als Hintergrund die bekannten Ereignisse in Neumünster erkennen läßt. Der Verfasser bemüht sich um eine naturgetreue Wiedergabe der Vorgänge. So ist das Buch als unterrichtende Materialsammlung der aktuellen Bauernbewegung zu werten. Aber indem F. allen gerecht werden will, kommt es zu einem — standpunktlosen Standpunkt! Hans Jaeger (Berlin).

Mein Arbeitstag — mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen. Ges. u. hrsg. vom Dt. Textilarbeiterverband, Hauptvorstand, Arbeiterinnensekretariat. Berlin 1930. Verlag Textilpraxis. (230 S.; RM. 2.50) — Suhr, Susanne, Die weiblichen Angestellten. Arbeits- und Lebensverhältnisse. Eine Umfrage des Zentralverbands der Angestellten. Zentralverband der Angestellten. Berlin 1930. (48 S.; RM. 1.40) — Die wirtschaftliche und soziale Lage der Angestellten. Ergebnisse und Erkenntnisse aus der großen sozialen Erhebung des Gewerkschaftsbunds der Angestellten. Vollst. erw. Ausgabe B, Berlin. Sieben-Stäbe-Verlag. Berlin 1931. (334 S.; RM. 10.—) — Die Gehaltslage der Kaufmannsgehilfen. Eine Fragebogenerhebung des D. H. V. (Bearb. Werner Deiters). Hanseat. Verlagsanstalt. Hamburg 1931. (159 S.; RM. 7.—) — Was verbrauchen die Angestellten? Ergebnisse der dreijährigen Haushaltungsstatistik des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes. Freier Volksverlag. Berlin 1931. (82 S.; RM. 1.75) — Die Lebenshaltung des Landarbeiters. Wirtschaftsrechnungen von 130 Landarbeiterfamilien. Eine Erhebung des Reichsverbands ländlicher Arbeitnehmer, bearb. von Max Hofer. Landvolk-Verlag. Berlin 1930. (245 S.; RM. 7.50) — Bernier, Wilhelm, Die Lebenshaltung, Lohn- und Arbeitsverhältnisse von 145 deutschen Landarbeiterfamilien. Ergebnis einer Erhebung d. dt. Landarbeiterverbandes in der Zeit vom 1. Juli 1929 bis 30. Juni 1930. Hrsg. vom Vorstand d. Dt. Landarbeiterverbandes, Berlin 1931. (120 S.; RM. 4.—) — Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahre 1929. Deutscher Baugewerksbund. Berlin 1931. (167 S.; geh. RM. 8.—)

Das Arbeiterinnensekretariat beim Hauptvorstand des freigewerkschaftlichen Deutschen Textilarbeiter-Verbandes hat im Herbst 1928 den Mitgliedern die Preisaufgabe gestellt, anschaulich und wahrhaftig den regelmäßigen Verlauf eines Samstags und Sonntags zu schildern. Von je 1000 weiblichen Mitgliedern beteiligte sich je eines. Die 150 Antworten („Mein

Arbeitstag — mein Wochenende") sind ungewöhnlich wertvoll, da sie Verhältnisse und Bewußtseinszustände zu erfassen gestatten, die sonst sehr schwer faßbar sind. Das Buch, 150 monotone Anklagen (durchschnittliche Arbeitszeit in Betrieb und Haushalt: $13^3/_4$ Std.), sei jedem Sozial- und Bevölkerungspolitiker, jedem Soziologen und Sozialpsychologen nachdrücklich empfohlen, auch den Gewerbeaufsichtsbeamten. Arbeits- und Lebensverhältnisse der weiblichen Angestellten hat der freigewerkschaftliche Zentral-Verband der Angestellten durch eine kleine Erhebung (5741 Personen) ermittelt („Die weiblichen Angestellten"). Die Ergebnisse sind unter folgenden Gesichtspunkten statistisch und textlich dargestellt: Alter, Familienstand usw. (92% ledig), Schulzeit und Berufsausbildung (84,1% Volksschulbesucher), Stellungswechsel und -dauer (54% traten die erste Stellung zwischen dem 14. und 15. Jahr an), Arbeitszeit (fast die Hälfte machte Überstunden, davon 46% ohne jedes Entgelt), Einkommen: 146,24 RM. Durchschnitt, 46% unter 125 RM. brutto. Die sachlich umfassendste Erhebung über „Die wirtschaftliche und soziale Lage der Angestellten" hat im Frühjahr 1929 der freiheitlich-nationale Gewerkschaftsbund der Angestellten durchgeführt. Jeder Fragebogen enthielt über 100 Fragen, mehr als 75 Millionen Lochkarten waren zur Verarbeitung nötig. Die Enquete erfaßte über 120000 männliche und weibliche Angestellte aller Kategorien. Besonders aufschlußreich für den Soziologen sind die Ermittlungen über die soziale Herkunft in den einzelnen Ortsgrößenklassen, die in Verbindung mit der Altersgliederung Rückschlüsse auf die Veränderung der sozialen Aufstiegsvorgänge gegenüber der Vorkriegszeit ermöglichen. „Die Gehaltslage der Kaufmannsgehilfen", eine Fragebogenerhebung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes vom 3. 2. 1929, ist sachlich enger begrenzt, stützt sich aber auf über 188000 Fälle und ist in der tabellarischen Darstellung ausführlicher. Besonders wertvoll ist die ins einzelne gehende Aufgliederung nach Berufen. Nebenbei sei erwähnt, daß ein Vergleich der letztgenannten Arbeiten auch recht interessante Einblicke in die soziale Struktur der beiden Verbände zuläßt. Die jüngste Haushaltsstatistik von Angestellten hat der Afa-Bund veröffentlicht („Was verbrauchen die Angestellten?"), der besondere Bedeutung schon deswegen zukommt, weil sie sich über 3 Jahre (vom 1. 7. 1928—31. 7. 1931) erstreckt und daher auch Aufschlüsse über die Wirkung der Konjunktur auf die Haushaltsführung gibt. Leider wurde der letzte Abschnitt, in dem Haushaltsrechnungen erwerbsloser Angestellter ausgewertet werden, aus zeitlichen Gründen kürzer gefaßt als die übrigen Kapitel. Der christlich-nationale Reichsverband ländlicher Arbeitnehmer hat an Hand von 130 Wirtschaftsrechnungen ‚die Lebenshaltung des Landarbeiters' im Jahre 1927 genau untersucht. Das durchschnittliche Monatseinkommen je Durchschnittsfamilie (4,92 Personen) betrug einschließlich der Einnahmen aus Naturallohn, Eigenwirtschaft, Mitarbeit von Frau und Kindern 162,56 RM. In Ostpreußen, Nordwest- und Ostdeutschland lag es darunter. Nur in 9 Familien wurde während weniger Wochen die Lohnsteuerfreigrenze erreicht! Die später, in der Zeit vom 1. Juli 1929 bis 30. Juni 1930, durchgeführte Erhebung des freigewerkschaftlichen Deutschen Landarbeiter-Verbandes kommt zu ähnlich traurigen Resultaten. Leider können ihre Ergeb-

nisse mit denen der vorhergenannten Erhebung nicht verglichen werden vor allem wegen der teilweise abweichenden Bewertung von Deputat- und Eigenwirtschaftserzeugung sowie wegen der differierenden statistischen Aufbereitung des Materials. Doch zeigen sich weitgehende relative Übereinstimmungen im Großen, z. B. in bezug auf die starken Unterschiede der Einkommenszusammensetzung und Lebenshaltung in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten und Einkommensstufen. Die Arbeit des D. L. V. ist thematisch weiter gefaßt: interessant, wenn auch bei der geringen Teilnehmerzahl nicht unbedingt von typischem Wert, sind die Ermittlungen über das Verhältnis von Zeit- und Akkordlohnarbeit. Im übrigen geht die Arbeit des Reichsverbandes stärker ins einzelne und ist übersichtlicher gruppiert. Beide Erhebungen vermeiden Schwarzmalerei; sie geben bei großer Vorsicht in der Naturallohnberechnung ein objektives Bild, was um so verdienstvoller ist, als die Notlage der Landarbeiterschaft von Arbeitgeberseite zuweilen statistisch gemildert wird. Zum Schlusse sei auf die Haushaltsstatistik des freigewerkschaftlichen Baugewerksbundes hingewiesen: „Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahre 1929". Sie stützt sich auf 896 Fälle (!) und ist methodisch musterhaft. Durch die Gliederung nach Berufsgruppen, Ortsgruppenklassen und -gebieten, durch Untersuchungen, wie Arbeitslosigkeit und Familiengröße die Lebenshaltung beeinflussen und wie diese sich von der der Eisenbahner und Schuhmacher unterscheidet, ergeben sich wichtige neue Aufschlüsse über die Lage dieser Arbeiterschicht. Es ist zu wünschen, daß der Verband die Arbeit fortführt.

Hans Speier (Berlin).

Kuczynski, Jürgen u. Marguerite, *Die Lage des deutschen Industriearbeiters. Internat. Arbeiterverlag. Berlin 1931. (166 S.; RM. 2.50)*

Das kleine Buch versucht, die Lage des deutschen Industriearbeiters in der Nachinflationszeit statistisch darzustellen, und führt zu diesem Zweck Daten aus den Gebieten des Arbeitsmarkts, der Entwicklung der Löhne sowie der Unfallhäufigkeit als Folge der Rationalisierung auf. Nach einem kurzen Überblick über die Gesamtsituation werden die einzelnen Industriezweige entsprechend untersucht. Bemerkenswert sind die Errechnungen des Reallohns und der relativen Verelendung des deutschen Arbeiters; nur fehlen genaue Angaben über die Quellen des Materials. Überdies sind die Unterlagen zu den eigenen Berechnungsmethoden ungenügend erläutert, so daß sie nicht hinreichend überprüft werden können. Auch stünden die Schlußfolgerungen für den Arbeiter selbst, die sich am Ende der Beschreibung der Lage in jedem Industriezweig wiederholen, besser zusammenhängend und ausführlicher am Abschluß der ganzen Arbeit. Kuczynski bringt in knappem Rahmen reiches Material; auf Grund seiner Berechnungen sucht er den Nachweis zu erbringen, daß der Lebenshaltungsindex des Statistischen Reichsamts unbrauchbar ist und daß die Reallöhne in keinem der Nachinflationsjahre — mit Ausnahme von 1928 — an die Vorkriegslöhne heranreichten.

Hilde Weiß (Frankfurt a. M.).

Stenbock-Fermor, Graf Alexander, *Deutschland von unten. Engelhorn. Stuttgart 1931. (159 S.; kart. RM. 5.50, geb. RM. 7.50)*

Schwarz, Georg, *Kohlenpott. Büchergilde Gutenberg. Berlin 1931. (207 S. geb. RM. 3.—)*

„Überall wohin ich kam, steigendes Elend, steigende Verbitterung, steigende Verzweiflung. Eine Welt der Armut und des Hungers und der Ausbeutung." So faßt Stenbock die Eindrücke zusammen, die er auf einer Reise durch die vom Proletariat dicht besiedelten Gegenden Deutschlands empfangen hat. Die Reportage berichtet von den Webern des Eulengebirges, den Glasbläsern im Thüringer Wald, den Spielzeugschnitzern und Holzarbeitern im Erzgebirge, den Holzflößern und Heimarbeitern im Frankenwald, den Bergleuten in Waldenburg und dem Ruhrgebiet, den Arbeitern des Leunawerkes. Im grauenvollsten Elend, in entsetzlicher Not fristen Millionen von Menschen ihr Dasein, diese untere Schicht des Proletariats, von deren Existenzbedingungen nichts bekannt ist; die Presse schweigt hierüber. Wir erfahren, daß zahllose mehrköpfige Heimarbeiterfamilien von 40 Mark im Monat leben müssen, wenn man den langsamen Hungertod in überfüllten baufälligen Wohnhöhlen so nennen will. Zehn Menschen hausen in einem Raum, Erwachsene und Kinder arbeiten fünfzehn Stunden am Tag, um dann erschöpft und hungrig auf dem mit Lumpen bedeckten Fußboden den Schlaf zu finden. Der Bericht ist von einer grausamen Objektivität. Nackte Tatsachen, nüchterne Zahlen werden aufgezeigt, von einer großen Anzahl erschütternder Photographien belegt, von Zeitungsmeldungen und historischen Darlegungen ergänzt. Jeder, der sich mit wirtschaftlichen, sozialpolitischen und soziologischen Fragen beschäftigt, muß dieses Buch lesen; es verdient stärkere Beachtung als zahlreiche Versuche wirklichkeitsfremder Theoretiker.

Auch die Reportage über das Ruhrrevier von Georg Schwarz ist eine wertvolle Tatbestandsaufnahme, aus Einzelschilderungen und Illustrationen zusammengefügt, die eine genaue Sachkenntnis des Verfassers verraten. Der Leser erhält — in einer allerdings unerfreulichen Ausdrucksform — eine anschauliche Vorstellung von diesem Industriegebiet, von seiner historischen Entwicklung, den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen, von den Organisationen und Vereinen, von den Werken und ihrer Rationalisierung. Allerdings ist dem Verfasser, der sich eindeutig zur Sozialdemokratie bekennt, die Darstellung der Existenzbedingungen und der Freizeitgestaltung des Proletariats besser gelungen als die Schilderung des Bürgertums, dessen Sein und Bewußtsein oft falsche oder oberflächliche Deutungen finden.

Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Probleme der Arbeitslosigkeit im Jahre 1931. Internationales Arbeitsamt, Reihe C, Nr. 16 der Studien und Berichte. Genf 1931. (316 S.; schw. frs. 7.50)

Les Aspects Sociaux de la Rationalisation. Bureau International du Travail, Études et Documents, Série B (Conditions économiques). No. 18 Genf 1931. (415 S.; schw. frs. 10.—)

Internationale Arbeitskonferenz. 16. Tagung, Genf 1932. Bericht des Direktors. Internationales Arbeitsamt. Genf 1932. (112 S.; RM. 4.—)

Das Internationale Arbeitsamt hat sich seit seiner Gründung und selbstverständlich besonders während der letzten Jahre dem Studium der Arbeitslosigkeit gewidmet. So erschien im vorigen Jahr das Buch über „Probleme der Arbeitslosigkeit", das neben einem Auszug aus dem Bericht des Direktors eine Reihe von Studien enthält, welche teils vom I.A.A. selbst, teils von Sachverständigen aus verschiedenen Ländern geschrieben wurden. Die Beiträge über die Frage der Geldwertschwankungen und Arbeitslosigkeit sowie über Rationalisierung und Beschäftigung wurden vom Amt selbst geliefert. Außerdem schrieben Prof. Ansiaux, Brüssel, über die Störungen des Welthandels, Prof. Albert Hahn, Frankfurt a. M., über die Ungleichheiten der internationalen Kapitalverteilung, Professor Hersch, Genf, über das Bevölkerungsproblem und Cole, Oxford, über die Löhne, alles im Zusammenhang mit dem Problem der Arbeitslosigkeit.

Der Beitrag des inzwischen verstorbenen Direktors gibt eine allgemeine Analyse der Krisenursachen. Wir möchten diesen Bericht vor allem als „document humain" betrachten, denn hier spricht jemand, der das Elend der Massen kennt und sich Mühe gibt, eine Lösung herbeizuführen. Die weiteren Studien befassen sich nur mit Teilproblemen. Diese Methode hat ihre Vor- und Nachteile: Einige Studien, wie die über Bevölkerungsfragen und Rationalisierung, stellen geglückte Versuche dar, die behandelten Themen eingehend zu beleuchten; ein Nachteil ist jedoch der Mangel einer einheitlichen Auffassung in den verschiedenen Arbeiten und einer gegenseitigen Ergänzung.

Die Arbeit über die Geldwertschwankungen führt aus, daß die Preisschwankungen nicht als eine Ursache der Arbeitslosigkeit bezeichnet werden können. Die Studie über Kapitalverteilung legt den Nachdruck auf die Notwendigkeit der Elastizität der Löhne, auf die Gefahren brüsker Kapitalausfuhr und den Vertrauensmangel, der die freie Zirkulation des Kapitals behindert. Ansiaux stellt fest, inwieweit Import- und Exportbeschränkungen nachteilig wirken. Hersch gelangt zu der Überzeugung, daß die Ursachen der Krise nicht in einer Übervölkerung, sondern teilweise in einer zu geringen Bevölkerungszunahme liegen. Die Arbeit über Rationalisierung stellt fest, daß diese auf die Dauer für die ganze Gesellschaft eine gute Auswirkung haben muß, und verteidigt teilweise noch die Kompensationstheorie; schließlich ist Cole der Meinung, daß die Handhabung der Löhne nie Ursache der Arbeitslosigkeit sein kann. Der große Wert der Studien liegt in der Aufrollung einer Reihe mit der Arbeitslosigkeit zusammenhängender Probleme. Jedoch zeigt sich hier, wie gesagt, die unbedingte Notwendigkeit, alle Kräfte zu koordinieren, die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Faktoren zu untersuchen, wobei dann von selbst die tiefer liegenden fundamentalen Ursachen der Krise aufgedeckt werden.

In der bisher nur französisch erschienenen zweiten hier besprochenen Veröffentlichung des I.A.A. wird die Rationalisierung zwar ausschließlich von ihrer sozialen Seite studiert, aber dennoch unter verschiedenen Gesichtspunkten: im Zusammenhang mit Ertrag, Arbeitsdauer, Gehalt, Beschäftigung, Vorbeugung von Unfällen, Arbeitsmethode, Beziehungen zwischen Arbeit-

geber und Arbeitnehmer und Bedeutung der auf genossenschaftlichem Prinzip basierten Unternehmungen.

Die ausgezeichneten, wenn auch in vielen Fällen auf lückenhaftem Material aufgebauten Studien zeigen, welchen gewaltigen Aufschwung die Rationalisierung seit dem Krieg genommen und wie sie, wenn auch eine Fortsetzung der bereits vor dem Krieg sich zeigenden Mechanisierung der Wirtschaft, grundlegende Änderungen im Wirtschaftsleben hervorgerufen hat. Wenn die Rationalisierung auch nicht als die Ursache der Krise betrachtet wird — der Bericht wagt nicht, sich in positiver Form darüber auszusprechen — so zeigt sich doch, daß sie einen stark mitwirkenden Faktor darstellt. Festgestellt wird, daß die Rationalisierung immer Arbeitslosigkeit hervorruft — wenn auch vorübergehend. Da die Ausdehnung der Rationalisierung mit den großen weltwirtschaftlichen Störungen parallel läuft, ergeben sich daraus Schwierigkeiten, ihre Folgen genau abzugrenzen. Besonders hingewiesen wird in dem Bericht auf die durch die Rationalisierung entstandene engere Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf sozialpolitischem Gebiet.

Wenn auch die Weltkrise in dieser Arbeit außer Betracht gelassen wird, so hat das empirisch gesammelte Material doch großen Wert. Der Gedanke, der sich beim Durchlesen dieser Veröffentlichung aufdrängt, ist wohl der, daß die planlose Rationalisierung schließlich Folge der planlosen Wirtschaft ist und daß unter Beibehaltung dieses planlosen Systems die Rationalisierung die Krise verschärft, anstatt ihr entgegenzuwirken.

Es ist eine gute Gewohnheit, daß der jährlich stattfindenden Arbeitskonferenz nicht mehr wie früher ein umfangreicher Bericht über die ganze Tätigkeit des I.A.A. vorgelegt wird, sondern ein kurzer, der die brennenden Fragen der Gegenwart behandelt. Der diesjährige befaßt sich ausschließlich mit dem Problem der Arbeitslosigkeit und der Weltkrise. Auch werden die Maßnahmen dargelegt, welche das I.A.A. selbst zur Aufhebung der Krise vorgeschlagen hat, und welche von einem ernsten Willen zeugen, alles zu tun, was das in seinen Befugnissen immerhin stark begrenzte Amt vermag.

Ein ganzes Kapitel ist diesmal der organisierten Wirtschaft gewidmet, wobei auch viel Material über den Stand der planwirtschaftlichen Fragen gebracht wird. Dies zeigt wieder, daß das I.A.A. von allen neuen Tendenzen in der Wirtschaftswissenschaft genau Kenntnis nimmt und daß es bestrebt ist, eine vitale Kraft in der heutigen Gesellschaft zu sein.

Daß es sich bei diesen Bestrebungen mit rein wirtschaftlichen Problemen befassen muß, während das Sozialpolitische relativ in den Hintergrund gedrängt wird, ist ein neuer Beweis für die vom I.A.A. vertretene These, daß in letzter Instanz auf sozialpolitischem Gebiet keine bedeutenden Fortschritte gemacht werden können, ohne daß die Wirtschaft gesundet.

Andries Sternheim (Genf).

Douglas, Paul H., and **Aaron Director,** *The Problem of Unemployment* *The Macmillan Company. New York 1931. (XIX, 505 S.)*

Dieses Buch, das eine umfassende Analyse des Arbeitslosenproblems in der kapitalistischen Wirtschaft anstrebt, steht sowohl seinem sachlichen

Gehalt nach wie auch in seiner sozialpolitischen Intention in Parallele zu dem bekannten grundlegenden Werk von Beveridge „Unemployment a Problem of Industry" aus der Vorkriegszeit. Die Arbeitslosigkeit wird aufgefaßt als Friktionserscheinung des in seiner lokalen, beruflichen und zeitlichen Fluktuation gehemmten Arbeitsangebots mit der unstetigen Bewegung der Industrie. Als die wichtigsten Ursachen der Schwankungen der Arbeiternachfrage der Industrie werden jahreszeitliche Einflüsse, technische Fortschritte und Konjunkturbewegung hervorgehoben und die ihnen entsprechenden Formen der Arbeitslosigkeit: Saisonarbeitslosigkeit, technologische und zyklische Arbeitslosigkeit am amerikanischen Material einer quantitativen Analyse unterzogen und mit entsprechenden europäischen Zahlen in Vergleich gesetzt. Mit den so gewonnenen Resultaten werden die verschiedenen Projekte zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit wie etwa Regularisierung der Beschäftigung in einzelnen Unternehmungen und ganzen Industriezweigen oder Ausschaltung von Konjunkturschwankungen durch Dosierung öffentlicher Aufträge oder Kreditpolitik konfrontiert und — eine sehr positive Seite des Buches — auf das wirkliche Maß ihrer möglichen Wirkung reduziert. Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung werden als notwendige sozialpolitische Maßnahmen herausgearbeitet. Die theoretischen Ausführungen, zu denen die Verf. bei der Behandlung der technologischen und zyklischen Arbeitslosigkeit gekommen sind, sind schwach. Beispielsweise glauben die Verf. die Unmöglichkeit eines absoluten Arbeiterüberschusses einfach aus der Übertragung der Kaufkraft der freigesetzten Arbeiter auf andere Bevölkerungsschichten beweisen zu können. Typisch für die Art, wie die ökonomische Theorie dabei behandelt wird, ist die Feststellung in einer Anmerkung, daß „Sismondi, Rodbertus und natürlich Marx sowie neuerdings Henry Ford" die Depression daraus erklärten, daß der Arbeiter nicht sein volles Produkt zurückkaufen könnte, weshalb es sich als Vorrat ansammle und schließlich die Produktion verstopfe, bis die Läger wieder geräumt seien.

Die zweite Hälfte des Buches wird von einer Beschreibung der Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosenvermittlung in den verschiedenen Ländern ausgefüllt, wobei entsprechend dem praktischen Zweck des Buches besonderes Gewicht auf die Organisation und Verwaltung gelegt wird. Während die Beschreibung der europäischen Institutionen wenig Neues bringt, ist die Schilderung der amerikanischen Verhältnisse gerade auch in ihren Details für den nichtamerikanischen Leser von großem Interesse.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Employment Regularization in the United States of America. American Section International Chamber of Commerce. Washington D. C. 1931. (84 S.)

Dieses von der Internationalen Handelskammer herausgegebene Heft sei hier erwähnt, weil es eine interessante Darstellung eines bestimmten Zweiges der amerikanischen Arbeitslosenpolitik gibt, nämlich der Versuche einzelner Unternehmungen und Gruppen von Unternehmern, die Arbeitslosigkeit durch Vergleichmäßigung des Produktionsumfangs zu reduzieren. Es werden eine ganze Reihe von Budgetierungsplänen einzelner Unter-

nehmungen zur Ausschaltung der Saisonbewegungen der Produktion geschildert. Was hingegen die Beseitigung der zyklischen Arbeitslosigkeit angeht, so muß sich dieser Versuch der Beschreibung der spezifisch individualistisch-amerikanischen Formen der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit im wesentlichen auf die Aufführung unzähliger Komitees für diesen Zweck beschränken. Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Case Studies of Unemployment. Compiled by the Unemployment Committee of the National Federation of Settlements. University of Pennsylvania Press, Philadelphia 1931. (XLIX, 418 S.)

Calkins, Clinch, *Some Folks Won't Work. Harcourt, Brace and Company. New York o. J. (1931). (202 S.)*

Die beiden Bücher sind entstanden aus einer Untersuchung des Arbeitslosigkeitsausschusses der National Federation of Settlements. Ihre Bedeutung liegt erstens in der sozialwissenschaftlich-methodisch wichtigen Forschungsweise der Untersuchung, zweitens darin, daß sie klarer als dies allgemein in der amerikanischen Arbeitslosenliteratur geschieht, ein System der Sozialpolitik fordern und begründen. Die Untersuchung stellt es sich zur Aufgabe, die Wirkung der Arbeitslosigkeit auf die Familie als die unmittelbar durch den Einkommensausfall getroffene soziale Einheit festzustellen. In den „Case Studies" unterbreiten die Verfasser das Quellenmaterial dieser Untersuchung: die Chronik von 150 Familien im Laufe mehrerer Jahre, in denen diese während größerer oder geringerer Zeiträume und mit wechselnder Häufigkeit von Arbeitslosigkeit betroffen wurden. Die Berichte über die einzelnen Familien sind von Settlementworkers in verschiedenen Städten auf Grund sehr eingehender persönlicher Bekanntschaft an Hand von sachkundig ausgearbeiteten Fragebogen geliefert worden und ergeben eben durch diese Verbindung von wissenschaftlicher Methode mit unmittelbarster Nähe der Beobachtung ein weder durch Statistik noch durch allgemeine Erfahrung ersetzbares Urmaterial.

Die sozialpolitische Gedankenführung der Verf. zeigt große Ähnlichkeit mit der europäischen, insbesondere englischen Arbeitslosenliteratur des Vorkriegsjahrzehnts. Wie diese versuchen die Verfasser, „die Arbeitslosen von den ‚unemployables' zu sondern" und nachzuweisen, daß sie nicht identisch mit der Schicht der Paupers sind, daß vielmehr die Arbeitslosigkeit ein „Problem der Industrie" ist und daß ihr Arbeiter von guter Qualifikation und industriellem Standard verfallen. Zu diesem Zweck schließen die Verfasser aus den Berichtfällen alle Familien ausdrücklich aus, bei deren Arbeitslosigkeit „Streiks, Krankheit, Lebensgewohnheiten oder andere persönliche Faktoren überwiegend waren". Der zweite Schritt der Argumentation ist die aus den untersuchten Fällen überzeugend nachgewiesene Tatsache der Unzulänglichkeit aller individuellen „Schutzwälle" des Arbeiters gegen die Arbeitslosigkeit und zwar nicht nur in Zeiten der Depression, sondern bereits in der Prosperität. (Sämtliche Fälle sind vor dem Eintritt der Krise gesammelt worden, illustrieren also dadurch die Verhältnisse der amerikanischen „Normalarbeitslosigkeit", wodurch das Buch ein ganz besonderes Interesse gewinnt.) In allen Fällen setzt

mit einem gut herausgearbeiteten typischen Verlauf der bei dem relativ hohen Lebensstandard des amerikanischen Arbeiters besonders auffällige Prozeß des Abstiegs auf der industriellen und sozialen Stufenleiter ein, an dessen Ende der qualifizierte Arbeiter zum Gelegenheitsarbeiter geworden ist, der schließlich in vielen Fällen in die Schicht des Pauperismus versinkt, jedenfalls mit größter Schwierigkeit nur seinen früheren sozialen Standard wieder erreicht. Auf die sehr interessante Schilderung dieses Prozesses im einzelnen kann hier nur hingewiesen werden.

Die sozialpolitischen Forderungen der Verfasser übernehmen im wesentlichen die Prinzipien der europäischen Vorkriegssozialpolitik: Glättung der Konjunkturzyklen (hier berühren sich ihre Gedankengänge mit den zahllosen amerikanischen „regularization of employment"-Vorschlägen), Organisation des Arbeitsmarkts (um das „hunting the job" zu beseitigen) und Arbeitslosenversicherung, um „ein Minimum sozialer Vorkehrungen gegen die schlimmsten Formen der Not zu schaffen".

Das Buch von Calkins ist eine propagandistisch populäre, sehr temperamentvolle und gut geschriebene Zusammenfassung der Resultate aus den „Case Studies". Das zum Titel gewählte Schlagwort „Some Folks won't Work", das der Verfasser als eine in Amerika noch vielfach als ausreichend erachtete Erklärung des Arbeitslosenproblems bezeichnet, charakterisiert die Rückständigkeit der „öffentlichen Meinung", gegen die das Buch ankämpfen will.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Weber, Adolf, *Sozialpolitik. Reden und Aufsätze. Duncker & Humblot, München u. Leipzig 1931. (235 S.; br. RM. 9.—, geb. RM. 11.—)*

Während die üblichen Lehrbücher der Sozialpolitik die Geschichte der sozialpolitischen Organisation und Gesetzgebung in den Vordergrund zu rücken pflegen, bemüht sich diese Sammlung von Essays aus der Hand Adolf Webers ausschließlich um die Klärung der theoretischen Grundfragen der „Grenzen und Gefahren der Sozialpolitik" — wie es der Titel des letzten Abschnitts treffend umschreibt. Drei Problemgruppen stehen dabei im Zentrum der Diskussion: 1. die grundsätzliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, 2. das Verhältnis von Staat und Wirtschaft innerhalb einer grundsätzlich freien Verkehrswirtschaft und 3. das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die erste Frage wird von W. klar zugunsten der freien Verkehrswirtschaft und gegen die Planwirtschaft entschieden. Die grundsätzlich zu bejahende kapitalistische Verkehrswirtschaft biete für politische Beeinflussung und Regulierung nur wenig Raum. Die Wirtschaft habe ihre Eigengesetzlichkeit, die weder durch private Monopolbildungen noch durch staatliche Interventionen ungestraft durchbrochen werde. Auf die Dauer stelle das freie Spiel der Kräfte die im Gesamtinteresse liegende beste Versorgung her, und es könne nur darauf ankommen, durch Stärkung der Anpassungskräfte die unvermeidlichen Friktionen zu mildern. Diese Einstellung bedeute nicht die Forderung atomisierter Konkurrenz, wie sie der Theorie der Klassiker zugrunde gelegen habe. Die Konkurrenz schreie geradezu nach Organisation der Selbsthilfe. Der Hauptfehler der Kartelle und Gewerkschaften bestehe in der Behinderung der Elastizität der Preisbildung und der Anpassungs-

prozesse. Politische Preise jeglicher Art führten stets zu unwirtschaftlicher Überteuerung und zu Kapitalfehlleitungen mit nachfolgender Kapitalvernichtung. — Das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern müsse mit Verständnis für das volkswirtschaftlich Notwendige in Vertrauen und Selbstverantwortung gestaltet werden. Der Klassenkampfgedanke sei schroff abzulehnen und an seine Stelle der Gedanke der „Mitarbeit" zu setzen, der in Arbeitsgemeinschaften von Unternehmern und Arbeitern, die beide das gleiche Interesse der Wohlstandssteigerung hätten, verwirklicht werden könnte. — W.s Liberalismus läßt ihn eine Rückbildung der Sozialpolitik fordern, sein Katholizismus hebt um so stärker die Bedeutung der ethischen und religiösen Motive für die Lösung der sozialen Frage hervor.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Brauer, Theodor, *Sozialpolitik und Sozialreform. G. Fischer. Jena 1931. (116 S.; RM. 4.50)*

Sozialpolitik ist Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten im Hinblick auf die gesellschaftlichen Bedürfnisse. Gesellschaft ist die allerallgemeinste Zusammenfassung von Menschen, und die gesellschaftlichen Bedürfnisse gruppieren sich um das Problem der qualitativen Schichtung; diese qualitative Schichtung ist die naturgemäße Organisation der Gesellschaft. B. behandelt nur die deutschen Verhältnisse und nur die staatliche Sozialpolitik. Er findet, daß in Deutschland eine qualitativ geschichtete Gesellschaft nicht vorhanden ist, weil eine solche Schichtung auf differenzierten Leistungen beruhen müßte; tatsächlich beruhe sie aber lediglich auf differenziertem Besitz. Dieser Pseudo-„Gesellschaft" steht ein Staat gegenüber, der sich ausschließlich von der Staatsräson leiten und der alle Erwägungen hinter dem Interesse an der Erhaltung seiner selbst zurücktreten läßt. Dieser Staat treibt keine Sozialpolitik; die Gesellschaft verlangt es auch nicht, da sie eben rein mengenmäßig konstituiert und zur Erhebung von sozialkonstitutiven Forderungen nicht imstande ist. Richtig verstandene Sozialpolitik muß Sozialreform sein; Ansätze dazu liegen in der Berufsberatung vor, in Teilen des Koalitions- und Arbeitsrechts. — B. zeigt dann, wie er sich eine sozialkonstitutive Sozialpolitik denkt: berufsständische Gliederung der Gesellschaft, freiwillige Bildung von Arbeitsgemeinschaften zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden, Verteilung der Aufgaben des Arbeitnehmerschutzes, der Altersversorgung, der Arbeitsmarktpolitik und der Sozialversicherung auf die Berufsgemeinschaften. Dem Staat kommt die Aufgabe zu, die Interessenbereiche der Berufsgemeinschaften gegeneinander abzugrenzen und Grenzverletzungen zu verhindern.

B.s Sprache ist einfach und klar. Über die ungeheuren Schwierigkeiten einer berufsständischen Dezentralisierung der heutigen staatlichen sozialpolitischen Einrichtungen macht er sich keine Illusionen. Leider geht er an zwei Problemen, die zu seinem Thema gehören, vorüber. Er behauptet, daß die berufliche Tätigkeit dasjenige sei, was auf die Wesenheit des Menschen den stärksten Einfluß habe und infolgedessen am besten zum Ausgangspunkt von sozialkonstitutiven Maßnahmen gewählt werde. Er läßt ununtersucht, ob nicht die „Arbeitnehmerhaftigkeit" und das „Chefsein" viel stärkere

Bildungsfaktoren sind oder, falls sie das seiner Ansicht nach nicht sind, ob nicht „Tischlersein" und „Arbeitnehmersein" im Falle der Konstituierung der Berufsgemeinschaften doch in einen Konflikt miteinander geraten können bzw. müssen, der die Berufsgemeinschaft gefährdet. Zweitens kümmert sich B. nicht um das Phänomen „Betrieb", nicht um das Verhältnis zwischen Berufszugehörigkeit und Betriebszugehörigkeit, nicht um die Ansätze zur Bildung von Betriebsgemeinschaften (wir meinen hier nicht die künstlichen „Werksgemeinschaften"). Im übrigen sagt B., daß zunächst das „prinzipielle Mißtrauen (d. h. der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber und umgekehrt), diese Teufelsgeburt" überwunden werden müsse.

Justus Streller (Leipzig).

Pipkin, Charles W., *Social Politics and Modern Democracies. Macmillan. New York 1931. (Bd. 1, XXXIV u. 377 S., Bd. 2, VII u. 417 S.)*

Der Gegenstand des Buches ist „die Entwicklung der Sozialgesetzgebung und -verwaltung in England und Frankreich", aufgefaßt als „die Geschichte des Versuchs zweier großer Staaten, die Probleme eines sich verändernden Wirtschaftssystems" zu bewältigen. Dabei kommt es dem Verfasser darauf an, die Herausbildung der modernen Sozialpolitik innerhalb und vermittels der parlamentarischen Demokratie zu zeigen, eine Entwicklung, die er als „die Annahme von Vernunft und Gerechtigkeit zum leitenden Prinzip der innerstaatlichen Politik" interpretiert. Den größten Teil des 1. Bandes nimmt eine historische Darstellung der sozialpolitischen Gesetzgebung in England sowie der Umformung der Verwaltung zu ihrer Durchführung ein. Ausführlich behandelt wird die Zeit von der Jahrhundertwende an bis zur Gegenwart als die Periode, in der die Sozialpolitik zu einem geschlossenen Kreis vorbeugender und unterstützender Maßnahmen ausgebaut worden ist. Der Begriff Sozialpolitik ist weit gefaßt; Fabrikgesetzgebung, Jugendlichenschutz, Wohnungswesen sowie die gesamte Sozialversicherung werden einbezogen. Den Sinn aller dieser Maßnahmen sieht der Verfasser in der Fixierung und staatlichen Sicherung eines „national standard of life". Der historischen Darstellung ist neben viel zeitgenössischer Literatur in der Hauptsache das Quellenmaterial der Parlamentsberichte zugrundegelegt. Die Wahl der Quellen, die dem Buch seinen besonderen Charakter in der sozialpolitischen Literatur verleiht, ergibt sich aus der Art, in der der Verfasser den Zusammenhang der Sozialpolitik des 20. Jahrhunderts mit der parlamentarischen Staatsform sieht. Er versucht, aus der detaillierten Schilderung der parlamentarischen Geschichte jedes einzelnen sozialpolitischen Gesetzes den Fortschritt der öffentlichen Meinung herauszuarbeiten, die in einer Demokratie auf dem Wege über die Volksvertretungswahlen die Triebkraft der Gesetzgebung sei. Nicht allein versäumt der Verfasser — bis auf gelegentliche Bemerkungen — den Zusammenhang der sozialpolitischen Gesetzgebung mit der Herausbildung und Umformung der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert aufzuweisen, er unterläßt es auch, die parlamentarische Haltung der verschiedenen Parteien in die jeweilige politische Situation einzuordnen.

Den zweiten Teil des 1. Bandes bildet eine Untersuchung über die Rückwirkung des Parlamentarismus und der Sozialgesetzgebung auf die englische

Arbeiterbewegung. Der Verfasser begründet die Herausbildung der Labour-Party aus der Gewerkschaftsbewegung mit der Einsicht der Gewerkschaften in die Notwendigkeit einer selbständigen Vertretung im Parlament zur Sicherung ihrer juristischen Stellung und zu kräftigerer Durchsetzung staatlicher sozialpolitischer Maßnahmen. Als Resultat des Übergreifens der Gewerkschaften in die politische Sphäre stellt der Verfasser die Erweiterung der Ziele der Arbeiterbewegung dar: zu einem Volksprogramm der Arbeiterpartei einerseits, zu einer Ausgestaltung des Gewerkschaftsprogramms in der Richtung eines wirtschaftsdemokratischen Ausbaus der Stellung der Arbeiter in Staat und Wirtschaft andererseits. Unter dieser Perspektive wird der Prozeß des Einbaus der Gewerkschaften in den administrativen Apparat der Sozialpolitik (einschließlich des Schlichtungswesens) betrachtet, wobei sich der Verfasser allerdings meist auf die Herausstellung der Ansätze dieser Entwicklung in den einzelnen Gesetzen beschränkt.

Der zweite, Frankreich behandelnde Band ist ähnlich aufgebaut; Raummangel verbietet eine inhaltliche Besprechung.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Eibel, Meyer-Brodnitz, Preller, *Praxis des Arbeitsschutzes und der Gewerbehygiene. Mit einem Vorwort von Theodor Leipart. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Berlin 1931. (233 S.; RM. 3.50, Org.-Ausgabe RM. 2.60)*

Das handliche Buch gibt eine ausgezeichnete und klare Übersicht über alle für den Betriebsrat wesentlichen Fragen aus der Organisation und dem Recht des Arbeitsschutzes, aus dem Gesundheitsschutz des arbeitenden Menschen (wobei den Berufskrankheiten besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist), dem betrieblichen Arbeitsschutz und schließt mit Ratschlägen für erste Hilfe. Besondere Hervorhebung verdienen die in einer Tasche beigefügten Tafeln über das geltende Arbeitszeitrecht, den besonderen Kinder-, Frauen- und Jugendlichenschutz, die Sonntagsarbeit und die Schutzbestimmungen für einzelne Gewerbe. Die Arbeit kann als vorbildlich für die Behandlung komplizierter Fragen des modernen Betriebs- und Arbeitslebens für das Verständnis der Arbeiterschaft bezeichnet werden.

Fritz Croner (Berlin).

Richter, Lutz, *Sozialversicherungsrecht. Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft, Bd. XXXIa. Julius Springer. Berlin 1931. (XII u. 235 S.; RM. 12.60)*

Richter wendet sich nach Ablehnung der „Versicherungstheorie" und der „Fürsorgetheorie" auch gegen die Auffassung Kaskels, insbesondere gegen dessen Auffassung des Arbeitsrechts (also auch der Sozialversicherung) als Sonderrecht des Proletariats. Er behauptet, daß die Sozialversicherungsgesetze den Eintritt des Versicherungsverhältnisses usw. nicht an „außerhalb des sachlichen Tatbestands" liegende persönliche Merkmale, sondern an „bestimmte Tatbestände", d. i. die „Arbeiter-Arbeit" bzw. „Angestellten-Arbeit", knüpfen. Diese Auffassung steht nicht nur im Widerspruch zu der eigenen Ableitung R.s von der Entstehung und Funktion der Sozialversicherung, sie führt ihn auch in größte Schwierigkeiten bei dem Versuch, von dieser Basis

aus den Personenkreis der Sozialversicherung abzugrenzen. Da er den Sonderrechtscharakter der Sozialversicherung nicht zugeben will, konstruiert er einen Unterschied zwischen dem Proletarier, der als soziologische Erscheinung für die Sozialversicherung nicht relevant sei, und dem „Arbeiter in concreto", der den allein entscheidenden Tatbestand des Arbeiterseins für die Sozialversicherung repräsentiere. Zu welchen Künstlichkeiten diese Unterscheidung bei den Angestellten führt, wo von der „gesellschaftlichen Gesamtstellung als Angestellte" im Gegensatz zum „Angestellten in concreto" die Rede ist, ist leicht einzusehen. Die Unterscheidung ist aber auch unfruchtbar, wenn man sie vom Boden des R. schen Systems zu Ende denkt. Nach R. ist der Kreis der Sozialversicherung abgesteckt durch den „Arbeiter in concreto", nicht durch den Proletarier, weil rechtserheblich „nur" die persönliche Abhängigkeit, nicht auch die wirtschaftliche sei, die zwar „oft", aber „nicht notwendig" dazutrete. R. übersieht, daß die sog. „persönliche" Abhängigkeit nicht existiert ohne wirtschaftliche Abhängigkeit. Die „Eigenart" der Arbeit, die zum Ertragen solcher persönlichen Abhängigkeit zwingt, ist eben, daß sie von Proletariern verrichtet wird. Das Gegenbeispiel R. s, die Versicherungspflicht nebenberuflicher Tätigkeit, schlägt — ganz abgesehen von seiner zahlenmäßigen Bedeutungslosigkeit — nicht durch, da von diesen nebenberuflichen Tätigkeiten entweder die von R. genannten Kennzeichen persönlicher Abhängigkeit nicht erfüllt werden oder aber auch für sie zugleich der Tatbestand wirtschaftlicher Abhängigkeit gegeben ist.

Die Darstellungsmethode des Sozialversicherungsrechts bei R. ist neuartig. Er gliedert nicht nach Sozialversicherungszweigen, also vertikal, sondern horizontal jeweils durch die gesamte Sozialversicherung nach den einzelnen Rechtsverhältnissen. Das Buch setzt also eine gute Kenntnis der Sozialversicherung voraus. Zur Einführung ist es nicht dienlich. Wohl aber kann es gute Dienste bei jeder Überlegung und Maßnahme leisten, die das Ganze der Sozialversicherung angehen, so etwa bei einer Reform der Sozialversicherung.

Fritz Croner (Berlin).

Spezielle Soziologie.

Schmitt, Karl, *Der Begriff des Politischen. Duncker & Humblot. München 1932. (81 S.; RM. 2.40)*

In der geistreichen Abhandlung des Verf., die unter gleichem Titel bereits in Band 58 des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" erschienen ist, wird der Begriff der Politik von der „letzten" Unterscheidung aus bestimmt, „auf die alles im spezifischen Sinne politische Handeln zurückgeführt werden" könne: von der Unterscheidung Freund-Feind, Feind im Sinne von hostis, nicht von inimicus verstanden. Der Verf. betont, daß seine Begriffsbestimmung gegenstandsgerecht sei, jede juristische oder moralische Behandlung dagegen die Klarheit des Gegenstands trüben müsse. Die Möglichkeit soziologischer Betrachtung berücksichtigt S. nicht, obwohl seine Polemik gegen den Liberalismus, der — ohnmächtig zur Totalitätsbetrachtung — die politischen Begriffe nach der wirtschaftlichen und

ethischen Seite aufgelöst habe, nämlich Kampf in Konkurrenz und Diskussion usw., bestes soziologisches Erbgut ist: Saint-Simon, Comte, Marx u. a. haben freilich angegeben, welche konkreten Kräfte die Freund-Feind-Gruppierung nun eigentlich bewirken. S. unterläßt es. Er hält die formale Scheidung in Freund und Feind für eine seinsmäßige, also nicht weiter ableitbare. Wie die Soziologie in der Polemik gegen das politische Denken (Hobbes) entstanden ist, als es eine ausreichende Deutung des öffentlichen Lebens nicht mehr zu leisten vermochte, so setzt sich heute die Restauration der Politik dem soziologischen Denken entgegen. Dabei wird dieses zur Chimäre, zum Anhängsel des Liberalismus, als seien Smith und W. v. Humboldt und nicht Mill und Hegel seine Bahnbrecher gewesen. Es wäre zu wünschen, daß die Kritik ebenso präzis und energisch geübt wird, wie Schmitt seine Thesen vorgetragen und begründet hat.

Hans Speier (Berlin).

Schmitt, Karl, *Der Hüter der Verfassung. J. C. B. Mohr. Tübingen 1931. (VI u. 159 S.; br. RM. 10.50, geb. RM. 12.50)*

Das in politischen Restaurationsperioden, also in der neueren Verfassungsgeschichte zuerst in England nach dem Tode Cromwells, in Deutschland mit der Weimarer Verfassung, aktuell werdende Problem des „Hüters der Verfassung" wird in dieser gedanken- und materialreichen Untersuchung wissenschaftlich, d. h. im Zusammenhang mit der konkreten Verfassungslage behandelt. S. widerlegt zunächst die Anschauung, wonach für den heutigen deutschen Staat ebenso wie für USA. die Justiz zum Hüter der Verfassung berufen sein soll. Er prüft dann in eindringlicher Analyse der drei nach seiner Meinung aus der konkreten Verfassungslage der Gegenwart hervorbrechenden staatsauflösenden Tendenzen des „Pluralismus", der „Polykratie" und des „Föderalismus" die Frage, warum es im heutigen deutschen „demokratischen Verfassungsstaat" überhaupt eines besonderen „Hüters der Verfassung" bedarf und warum nicht einfach nach der für den „Gesetzgebungsstaat" des 19. Jahrhunderts selbstverständlichen Vorstellung das Parlament „seiner Natur und seinem Wesen nach in sich selbst die eigentliche Garantie der Verfassung enthält". Nach S. steht und fällt diese „parlamentarische" Anschauung mit der liberal-bürgerlichen Gegenüberstellung von Gesellschaft und Staat. Sie ist heute endgültig überholt einerseits durch die „Entwicklung des Parlaments zum Schauplatz eines pluralistischen Systems", andererseits durch die über alle hemmenden und kreuzenden Gegentendenzen hinweg sich siegreich durchsetzende „Wendung vom nicht-interventionistisch neutralen zum Wirtschafts- und totalen Staat". Infolge dieser beiden letzten Endes aus der ökonomischen Entwicklung entspringenden Tendenzen steht der Staat heute vor der Alternative, entweder die (nach S. zu seinem Wesen gehörige) Einheit und Ganzheit völlig aufzugeben und sich in ein „pluralistisches System", einen bloßen „Vertrag der sozialen Machtkomplexe", umzuwandeln, mit allen daraus entstehenden Konsequenzen, oder aber „zu versuchen, aus der Kraft der Einheit des Ganzen heraus die notwendige Entscheidung herbeizuführen". Als gegenwärtig besten Weg zur Durchführung dieses Versuchs proklamiert S. im wesentlichen Anschluß an Benjamin Constant die von der Weimarer Ver-

fassung bereits vorgezeichnete und in den letzten 10 Jahren gewohnheitsrechtlich weiterentwickelte Ausbildung eines plebiszitären „pouvoir neutre" in Gestalt des „vom ganzen deutschen Volke" gewählten Reichspräsidenten.

Die Stärke der hiermit in den Grundzügen dargestellten Theorie liegt in ihrer kritischen Analyse der bisher vorherrschenden bürgerlich-liberalen Staatsauffassung, die dem tatsächlichen Pluralismus der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen einen neutralen, in wirtschaftliche und gesellschaftliche Angelegenheiten nicht intervenierenden Staat überbauen zu können vermeinte. S. schildert überzeugend die dialektische Entwicklung, in der sich dieser liberale Staat und sein Parlament „aus dem Schauplatz einer einheitbildenden, freien Verhandlung freier Volksvertreter, aus dem Transformator parteiischer Interessen in einen überparteiischen Willen zu einem Schauplatz pluralistischer Aufteilung der organisierten gesellschaftlichen Mächte, zu einer „Börse, an der die verschiedenen Stücke sozialer Macht gehandelt werden", verkehrt hat. In Wirklichkeit aber tritt in dieser von S. ausgemalten pluralistischen Auflösung nicht nur der illusionäre und widerspruchsvolle Charakter der bisherigen parlamentarisch-liberalen Staatsform in Erscheinung, sondern ein viel tiefer liegender, auf der heute gegebenen ökonomischen Grundlage dem ganzen bürgerlichen Staat innewohnender Konflikt: der Widerspruch zwischen den sich entwickelnden Produktivkräften und den jeweilig fixierten Produktionsverhältnissen und der aus diesem Widerspruch entspringende Gegensatz und Kampf der gesellschaftlichen Klassen. Und gerade dieser Widerspruch wird nicht überwunden, sondern nur noch einmal und sogar in verschärfter Form aktualisiert in jenem faschistischen „Totalstaat", von dessen endlicher Herankunft S. heute ganz ebenso unkritisch wie einst die liberalen Bourgeois von ihrem „Rechtsstaat" die positive Lösung des von ihm behandelten Staatsproblems erwartet. Nicht ohne Grund beginnt die wirkliche Geschichte des juristischen Problems des „Hüters der Verfassung" mit jenen lakedämonischen Ephoren, deren Aufgabe nach der von S. zitierten Darstellung von Busolt-Swoboda darin bestand, „vor allem auch die bestehende Ordnung gegen eine Rebellion der unterdrückten Heloten zu sichern".

Karl Korsch (Berlin).

Salomon, Gottfried, *Allgemeine Staatslehre. Industrieverlag Späth & Linde. Berlin-Wien 1931. (166 S.; br. RM. 4.80, geb. RM. 6.60)*

Das Buch ist eine Zusammenfassung von Vorlesungen an Beamtenhochschulen über die historisch-soziologische Seite des Materials. S. stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung des Staates, der Staatsgewalt, der Staatsverfassungen und der Staatsform historisch-kritisch zu beleuchten und das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft zu erläutern. Im zweiten Teile des Buches gibt er eine übersichtliche Geschichte der Staatslehren; endlich befaßt er sich mit der Politik als Wissenschaft.

Es gelingt dem Verf., die Wirklichkeit des Staates in seinem Verhältnis zur Gesellschaft illusionsfrei darzustellen. Nach S. darf eine Soziologie des Staates nicht parteilich gebunden sein, weil die Staatslehre als Wissenschaft im Gegensatz zur Parteilehre antidogmatisch ist. Wir wollen jetzt

nicht darüber streiten, ob eine wirklich unparteiische Staatslehre überhaupt denkbar ist, sondern nur darauf hinweisen, daß der Verf. schon auf S.2 seines Buches feststellt: „Der Staat ist Macht im Verhältnis der herrschenden zur beherrschten Gruppe. Der Kampf um die Macht ist der Inhalt der politischen Geschichte." Diese Feststellung wird gewiß auch durch die politischen Kämpfe in der Jetztzeit bestätigt.

S. hat die Gabe, aus dem unübersehbaren Material geschichtlicher Tatsachen die wichtigsten und kennzeichnendsten auszuwählen, obzwar alle historisch aufgetretenen Staats- und Machtgebilde wie auch die sie betreffenden Theorien in Betracht gezogen worden sind. Als besonders gelungene Kapitel heben wir das über die Rechtfertigung und den Zweck des Staates und die Staatsformen hervor. Sehr glücklich ist seine Definition der französischen Republik: „Frankreich hat ein liberales System erhalten, welches die Gleichheit in der Freiheit, die Verallgemeinerung des Eigentums und der Bildung und die völlige Freiheit der kapitalistischen Wirtschaft entsprechend dem Charakter dieses bourgeoisen Volkes verfassungsmäßig festlegt". In der Besprechung der staatsrechtlichen Umwälzungen der Nachkriegszeit weist er mit Recht darauf hin, daß es nicht Ideen, sondern vor allem materielle Leiden waren, welche die Revolution und die Demokratie, den Aufstand und Aufstieg des Volkes bewirkten.

In der Geschichte der Staatslehren kommt auch die materialistische Geschichtsauffassung zur Würdigung. Paul Szende (Wien).

Ziegler, Heinz O., *Die moderne Nation. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (VIII u. 308 S.; br. RM. 14.—, geb. RM. 17.—)*

Die Behandlung politischer Gegenstände wurde in Deutschland in der Regel sei es vom Staatsrecht, sei es von der Ideengeschichte her unternommen. So hat man auch seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts immer von neuem versucht, dem Phänomen „Nation" von der Ideen- und Begriffsgeschichte her nahe zu kommen. Verf. weist nach, daß alle Versuche, objektivistische oder subjektivistische Definitionen zu geben, notwendig scheitern müssen. Besonders eingehend und wichtig bleibt seine Kritik an Otto Bauers Theorie von der Nation als historischer Schicksalsgemeinschaft. Demgegenüber schlägt der Verfasser einen anderen Weg ein, der durch eine soziologische Fragestellung gekennzeichnet ist. Alles soziale Zusammenleben wird gebunden und gekittet durch bestimmte Vorstellungen, die den Institutionen erst ihre Legitimität und Wirksamkeit verleihen. Diese soziale Verbindlichkeit von Vorstellungen und Ideen gerade innerhalb der politischen Sphäre ist der eigentliche Gegenstand einer politischen Soziologie. Der methodischen Einleitung folgt ein historisch-politisches Kapitel, in welchem im wesentlichen auf Grund der Literatur über die französische Revolution der Zusammenhang und der Gegensatz zu dem absoluten Staat aufgezeigt wird. Übernommen wird die Staatseinheit und der Zentralismus, die Souveränität der politischen Entscheidungseinheit, neu und besonders aber ist die Kollektivierung der Souveränität in der Nation. Im folgenden Kapitel werden für Deutschland diejenigen ideellen Voraussetzungen aufgezeigt, die für die Geltung der modernen Nationvorstellung wichtig geworden sind. Und zwar sieht der Verf. mit Recht

in der deutschen Identitätsphilosophie den wichtigsten Bestandteil für ein neues politisches Bewußtsein. Indem das Bewußtsein von der geschichtlich-sozialen Welt aus einem religiös-transzendenten Zusammenhang herausgerissen und in den Geschichtsprozeß selbst eingelagert wurde, erhält dieser eine Absolutheit, die alles politisch-soziale Geschehen zum Ausdruck eines absoluten Geistes macht. In diesem Zusammenhang ist auch die Verabsolutierung der Nation beheimatet. Die Bedeutung dieses philosophischen Denkens für die deutsche Geschichtswissenschaft und die deutsche Staatsphilosophie wird durch ausgezeichnete Charakteristiken von Ranke und Stahl erhärtet. Besonders dankenswert ist das Eingehen auf Dahlmann, dessen „Politik" leider immer noch zu den unbekannten Büchern deutscher Staatslehre gehört. Am wichtigsten ist das letzte Kapitel: Nation und Politik. Hier führt Z. die soziologische Analyse radikal zu Ende und trennt alle liberal-konstitutionelle Entwicklung von dem demokratischen Absolutismus, der mit der nationalen Souveränität identisch ist. Die Konsequenz der national-demokratischen Legitimität führt zu einer Reihe politischer Krisenerscheinungen, die systematisch entwickelt werden. Der Umbau der nationalen Idee wird erforderlich; der Zusammenhang zwischen rationaler Ordnungstechnik des politischen Geschehens und den irrationalen Kräften ihrer Mobilisierung wird sowohl innen- wie außenpolitisch mit vollster Deutlichkeit aufgewiesen. Zieglers Buch ist ein bedeutender Beitrag zur politischen Soziologie. Albert Salomon (Köln).

Gegenwartsfragen aus der allgemeinen Staatslehre und der Verfassungstheorie. Hrsg. von Hans Gmelin und Otto Koellreuter. Festgabe für Richard Schmidt zu seinem 70. Geburtstag. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (VI, 273 S.; geh. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)

Das Werk enthält außer rein staatsrechts-theoretischen Aufsätzen über Reichsreform, Wahlrechtsgrundsätze und Selbstverwaltung Aufsätze, die nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhange mit der Staatslehre als einer juristischen Disziplin stehen. Sie gelten einer Verbindung der Staatslehre mit politischen, geopolitischen, historischen und soziologischen Fragestellungen, wie dies der Methode und den Arbeiten Richard Schmidts entspricht. Da im Rahmen dieser Besprechung nicht darauf eingegangen werden kann, ob eine solche Verbindung der Jurisprudenz mit den genannten Disziplinen überhaupt möglich ist, so müssen wir uns hier mit dem Hinweis auf einige wichtige Beiträge begnügen.

Gmelin bezeichnet in seinem Aufsatz über „Politische Abhängigkeit von Staaten untereinander" als neue Aufgabe der allgemeinen Staatslehre die Untersuchung neu entstandener und entstehender zwischenstaatlicher Abhängigkeiten, eine Aufgabe, die von der Geopolitik bisher nur unter einseitiger Berücksichtigung der geographischen Zusammenhänge behandelt werde. Besonders die juristisch noch nicht erfaßten Abhängigkeitstypen sollen untersucht und gleichsam als Modelle und Idealtypen für neue staatstheoretische Begriffsbildungen benutzt werden. Demgemäß wird eine Aufstellung der hauptsächlich vorkommenden zwischenstaatlichen Abhängigkeitsverhältnisse gegeben, ferner eine Darstellung der Abstufung dieser Abhängigkeit, aber ohne präzise Trennung der realen Momente (geographische,

militärische, wirtschaftliche Situationen) von den ideologischen (gemeinsame Religion, „Parteisympathien", persönliche Beziehungen). Leider geht G. kaum über diese Aufzählung heraus, die als solche ebensogut in das Gebiet der politischen Soziologie gehört. Einen wertvollen Hinweis für die Staatstheorie i. e. S. gibt er nur mit den Ausführungen über den geschichtlichen und im ursprünglichen Sinne nicht mehr zureichenden Begriff der Souveränität.

Eine ausgezeichnete Darstellung der Geschichte und zukünftigen Perspektiven des politischen Verhältnisses Asien-Europa ist der Beitrag Grabowskys „Die Konstruktion des eurasischen Raums". Von besonderem Interesse ist schließlich die Abhandlung Koellreutters über „Parteien und Verfassung im heutigen Deutschland", die die eingangs erwähnte Verbindung der allgemeinen Staatslehre mit der „wissenschaftlichen Politik" bis zu einem Punkte vortreibt, an dem u. E. die Wissenschaft aufhört und der — subjektive — Glaube beginnt. K. betont zunächst gegen Kelsen die Notwendigkeit der politischen Methode in der Staatslehre. Er untersucht dann mit den Mitteln der „politischen Methode" die Möglichkeiten staatlicher Willensbildung unter der Parteienkonstellation in Deutschland seit 1918. Mit dem Anwachsen der Parteien, die die Weimarer Verfassung seit ihrem Bestehen bekämpfen, d. h. der KPD., der DNVP. und der NSDAP., und dem entsprechenden Rückgang der Parteien der Weimarer Koalition wurde das Problem einer demokratischen Regierungsbildung immer schwieriger; schon vorher war das Problem in Staaten mit einer KPD.- oder NSDAP.-Mehrheit (Sachsen 1923, Thüringen) aufgetaucht. K. versucht nun eine Rechtfertigung des Einmarsches von 1923 in Sachsen und des Fehlens einer ähnlichen Reichsexekution etwa gegen Braunschweig 1931 mit folgender Explikation des Begriffes revolutionär: die deutsche Verfassung bildet nur den Rahmen für die geschichtlich gewordene Einheit der Nation. Wer diese Einheit zerstören will, handelt revolutionär, nicht dagegen, wer innerhalb dieser Einheit — u. U. mit Gewalt — die Macht erringt; er handelt nur „illegal". Die Nationalsozialisten können demnach gar nicht revolutionär handeln, wohl aber die Kommunisten: denn sie würden im Aufstand die Grundlagen der deutschen Nation zerstören, Privateigentum, Ehe, Religion. Also sind die Kommunisten nicht an die Regierung zu lassen, selbst im Falle einer demokratischen Mehrheit für sie.

Die Unhaltbarkeit der juristischen Konstruktion dieses Vorschlags zu beweisen, ist nicht unsere Aufgabe. Als Kritik der politischen Methode möge folgendes Zitat genügen: „Das scharfe Wort Erich Kaufmanns, daß „die bloß technische Rechtswissenschaft eine Hure sei, die für alle und zu allem zu haben ist", enthält sehr viel Wahrheit. Denn jede Verfassung ist . . . nur das Gefäß für die politische Substanz der Nation . . . Deshalb muß aber auch die Auslegung der einzelnen Verfassungsbestimmungen danach ausgerichtet werden . . ., wobei ganz bewußt in jedes Verfassungsrecht ein politisches Element hineingetragen wird. Das ist keine Mythologie, . . . sondern es bedeutet nur die Anerkennung der Tatsache, daß Volksgeist und Volkswille reale Größen einer bestimmten Seinsstruktur sind." Das bedeutet also — abgesehen von der sinnleeren Formulierung der letzten Aussage — realiter, daß in dieser neuesten Richtung der deutschen Staatslehre wieder einmal

„das alte Gespenst des Volksgeistes" dazu herhalten muß, eine „überpersönliche Autorität" zu konstruieren.

P. v. Haselberg (Frankfurt a. M.).

le Hénaff, Armand, *Le pouvoir politique et les forces sociales. Recueil Sirey. Paris 1931. (162 S., frs. 20.—)*

H. untersucht die Entstehung und Entwicklungsgeschichte der politischen Macht. Über ihre Anfänge stellt er die Hypothese auf: die Urgruppen waren Träger der Macht durch ihre absolute Einheitlichkeit und das Aufgehen des Individuums. Allmählich lösen sich daraus der Rat der Alten, begabte Krieger, Zauberer und Priester. Die Gesellschaft beginnt sich zu Untergruppen zu spezialisieren: Familie, durch die Arbeitsteilung hervorgerufene Gruppierungen, territoriale Gruppen. Die Macht wird dadurch komplizierter. Ihre Aufgabe kann es nicht mehr sein, allgemeingültige Vorschriften zu erlassen und auch sofort durchzuführen, denn die Untergruppen treten für ihre divergierenden Interessen ein. Sie muß jetzt diese verschiedenen Interessen gegeneinander abwägen und dem Gemeinwohl nutzbar zu machen suchen. Dies führt zur Teilung der Macht: exekutive und legislative. Die Exekutive führt aus und hat das Gleichgewicht zur Aufgabe, die Legislative vertritt die verschiedenen Interessengruppen, gibt der Exekutiven so die Richtlinien an und übt die Kontrolle aus. Durch die ganze Geschichte schildert H. an den verschiedenen Erscheinungsformen der politischen Macht diese Entwicklung, die zu einer immer stärkeren Betonung des Individuums führt, das durch die Spezialisierung zunehmend aus der einst homogenen Masse herausgehoben wird. Die Entwicklung führt so zu einer immer größeren Betonung des Individuums in den verschieden gearteten Formen des Parlamentarismus und der Demokratie. Nebenher kann als dritte Macht noch die Gerichtsbarkeit bestehen, über die H. nichts weiter aussagt. Das treibende Entwicklungsmoment ist der Gegensatz zwischen Einzel- und Gesamtinteresse; die notwendige Ausbalancierung des Gleichgewichts: der Kompromiß. Von diesem Standpunkt urteilt H. auch über den Wohlfahrtsausschuß der französischen Revolution, die U.S.S.R. und den Faschismus, die durch ihre sich an keine Regeln haltende Machtausübung das Individuum seiner Rechte und vor allem jeder Sicherheit beraubten. Es sei eingeflochten, daß es unmöglich ist, in diesem Zusammenhang die drei Machtformen zu beurteilen: es sind revolutionäre Ausnahmezustände, in denen sich gewaltsam eine Entwicklung vollzieht und die erst in großem zeitlichen Abstand aus ihren Ergebnissen heraus abgeurteilt werden können. Für den italienischen Faschismus und die U.S.S.R. fehlt dieser Abstand noch. — H. begrüßt die berufliche Gruppierung, wie etwa der Faschismus sie kennt, und in ihr — allerdings ohne ihr große Gewalt zu übertragen — erblickt er einen wichtigen Faktor der künftigen Formen politischer Macht, da sie die sich immer stärker zersplitternden Individuen wieder zusammenfasse und die Herstellung des Gleichgewichts-Kompromisses erleichtere.

H. spricht viel über die Formen politischer Macht . . . über die sozialen Kräfte sagt er nichts: der Widerstreit der Interessen ist ihm erklärendes Moment, das daher selbst nicht weiter untersucht zu werden braucht. Einmal erwähnt er den feudalen Grundbesitz als Machtquelle, da dieser durch

Leibeigene militärische Macht gewähre. Aber die Bedeutung des Privateigentums schlechthin und seine Wandlungen führt er nirgends in die Analyse ein. Er zeichnet nur abstrakte Idealtypen verschiedener Regierungsformen, die nie existiert haben, nicht aber die lebendigen Kräfte, die hinter den Formen stehen und sie gestalten, nicht einmal die Wirklichkeit dieser Formen. Zu seiner Ausgangsthese — Entstehung der Urmacht — sei noch gesagt, daß sie in seiner Konzeption auf die ungelöste Schwierigkeit stößt, aus einer für lange, lange Zeiträume unveränderlich angenommenen Statik der absolut homogenen Gruppe plötzlich und ohne ersichtlichen Grund zu einer Dynamik zu kommen. Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Glotz, G., *La cité grecque. (L'Evolution de l'humanité, Bd. XIV) La Renaissance du livre. Paris 1931. (XXI u. 476 S.)*

Das neue Buch von Glotz ist ein modernes Gegenstück zu dem klassischen Werke Fustel de Coulanges' „La cité antique". Der Titel schon ist bezeichnend: zugleich Anlehnung und Gegensatz. Fustel de Coulanges hat bekanntlich die antike Polis aus einem einzigen, übermächtig wirksamen Faktor, der Familienreligion, abgeleitet. Nach G. ist das eine durchaus unberechtigte Vereinfachung, die der komplexen und reichhaltigen soziologischen Struktur des griechischen Stadtstaates nicht Rechnung trägt.

Wenn für F. de Coulanges die antike Polis eine vergrößerte Familie war, so betont G. demgegenüber, daß sie sich überhaupt nur in einem Kampf gegen den Patriarchalismus hat behaupten können. In der antiken (griechischen) Gesellschaft sieht G. drei einander bekämpfende Kräfte am Werke, deren Wechselwirkung und relatives Übergewicht die jeweilige konkrete soziale Struktur bestimmen. Es sind: die Familie, die Stadt, das Individuum. In einer ersten Periode „setzt sich die Polis aus einer Anzahl von Familien zusammen, die aber eifersüchtig ihr Sonderrecht sowohl dem Ganzen als dem einzelnen gegenüber bewahren und das Individuum in ihrem Kollektivwesen aufgehen lassen". Dies ist die älteste Form, die aristokratische Urpolis, welche von der Tyrannis — einer sozialrevolutionären Bildung, die ein Werkzeug des Machtwirkens der untersten Klassen war und deren Sinn es gewesen, die traditionellen Herrschaftsformen zu brechen — vernichtet wurde, um einem neuen Gleichgewicht, der auf einem Bündnis zwischen dem Individuum und dem Staate gegen die Familienherrschaft beruhenden demokratischen Polis Platz zu machen. „Die Polis unterwirft sich die Familien, indem sie das befreite Individuum zu Hilfe ruft."

Der Analyse der sozialen Struktur der demokratischen — vor allem der athenischen — Polis ist der zweite Teil des ausgezeichneten Buches gewidmet, der mit großer Präzision und Klarheit den verwickelten Aufbau der atheniensischen Institutionen schildert. Nach G. sind die dem atheniensischen Staate gewidmeten Kritiken — zumindest für die Perikleische Zeit — teils unberechtigt, teils übertrieben; das ganze komplizierte Gebäude hatte den Zweck — den es auch eine Zeitlang erfüllte —, ein Gleichgewicht zwischen den Rechten des Individuums und des Gemeinwesens zu stiften und zu erhalten, ohne das eine dem anderen zu opfern. — Ausgedehnte Kapitel, Literaturverzeichnis, Quellennachweise machen aus diesem mit einer mustergültigen Klarheit und Schlichtheit geschriebenen Buche — das sich des

Vergleichs mit dem von F. de Coulanges nicht zu schämen braucht — ein höchst wertvolles „instrument de travail". A. Koyré (Paris).

Lot, F., *La fin du monde antique et les débuts du moyen-âge. La Renaissance du Livre. Paris 1931*

Es gibt für den soziologisch interessierten Historiker (und auch für den Soziologen) kaum ein reizvolleres Problem als „das Ende der Antike und die Entstehung des Mittelalters". Daß es keine Umwälzung, keine Revolution, sondern ein stetiger Prozeß gewesen, weiß man genügend. Um so schwieriger ist es, die ineinandergreifenden und sich durchkreuzenden Faktoren und Kräfte, welche die — trotz der Stetigkeit der Entwicklung und des Überganges — völlig neue soziologische Struktur des M.A. geschaffen haben, herauszuanalysieren, ohne dabei irgendeine Gruppe — seien es die politischen Machtfaktoren, seien es die ökonomischen oder religiösen Kräfte — einseitig hervorzuheben. Es ist die Vielseitigkeit des entworfenen Bildes — oder der Bilder —, die das nüchterne Buch Lots auszeichnet. Der erste Teil des Werkes schildert die allmähliche Verwandlung des Verwaltungs- und Finanzwesens (Bürokratie und Fronwirtschaft), die Verfremdung des Heeres, die Parasitierung der Städte und die Verarmung und Proletarisierung des Landes, die Ausbreitung der Mysterienreligionen und den Sieg — zugleich aber die Verstaatlichung — des Christentums.

Die alte Werteskala wird allmählich durch eine neue ersetzt, und die antike Welt ist eigentlich in dem Moment schon tot, als sie ihr Prestige verliert, als namentlich die gesellschaftliche Hierarchie sich der Rangordnung des kaiserlichen Beamtentums anpaßt und sich dieser letzteren unterwirft. Und das Mittelalter ist in dem Momente da, als sich der Kampf zwischen dem machtlosen Prestigeträger — dem römischen Kaiser — und dem prestigelosen Machtträger — dem barbarischen Heerführer — zugunsten des letzteren entscheidet. Oder vielmehr in dem Moment, wo dieser letztere genügend Prestige selbst besitzt, um das Imperium an sich zu reißen. Dieser Prestigekampf wird von L. an trefflichen Beispielen sorgfältig beleuchtet: Wandlung der Tracht (Hosenmode); Wandlung der Waffen; Wandlung der Namen, deren Etappen — a) Romanisierung, b) Nichtromanisierung des barbarischen Namen und endlich c) die Verbreitung der barbarischen Namen inmitten der romanisierten Bevölkerung — die Etappen der Barbarisierung des Römischen Imperiums genau nachzeichnen.

Der zweite Teil des Buches gibt eine kurzgefaßte Geschichte des Frühmittelalters — einer nach L. völlig trostlosen Zeit. Die romantische Auffassung einer Neubelebung der Alten Welt hat in L. keinen Freund: nach ihm haben die Barbaren der Alten Welt nur den Begriff — und die Tatsache — des Raubkönigtums (Quelle der europäischen Monarchie) gegeben.
A. Koyré (Paris).

Kleinberg, Alfred, *Die europäische Kultur der Neuzeit. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1931. (XII u. 233 S., brosch. RM. 5.80, geb. RM. 7.20)*

Das kleine Buch deklariert als Programm: „Nicht die großen, sichtbaren Einzelereignisse wie Kriege und andere Völkerkatastrophen, nicht die hervorragenden Einzelpersönlichkeiten machen das Wesen der Geschichte aus,

sondern die unauffälligen, stetig wirkenden Gemeinschaftsbildungen der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Ordnung und ihr ebenso kollektivistisch bestimmter Überbau." Dies Programm mag als Bekenntnis zur materialistischen Geschichtsauffassung gemeint sein. So wenig aber der vorausgesetzte Begriff der „Stetigkeit" durch die Theorie der materialistischen Dialektik zu legitimieren wäre, die gerade die Idee sprungloser Entwicklung zentral streitig macht, so wenig nimmt das Buch das eigentliche Problem einer materialistischen Kulturgeschichte selber in Angriff: das der „Vermittlung". Die Frage, wie die Produktionsverhältnisse jeweils den Überbau konkret bestimmen, ist nicht aufgeworfen. Das Buch bleibt statt dessen bei der Konstatierung allgemeiner struktureller Übereinstimmungen von Unterbau und Überbau stehen; behauptet wohl gelegentlich die Abhängigkeit des Überbaus vom Unterbau, aber abstrakt und ohne die ökonomischen Bedingungen für das Sosein eines geistigen Phänomens so tief zu analysieren, daß das Phänomen selber verständlich würde. Trotz des materialistischen Programmes handelt es sich darum in Wahrheit um immanente Geistesgeschichte, die ihre Stilbegriffe — unter denen auch „der" mittelalterliche Mensch nicht fehlt — freilich nicht auf die Sphäre der Kultur und des objektiven Geistes beschränkt, sondern auch an den wirtschaftlichen Verhältnissen demonstriert. Modell dieser Strukturen bleibt durchwegs der als bewegt gedachte Menschengeist; zwar nicht ausdrücklich, denn stets wird als Fundament die Klassenlage entworfen, aber tatsächlich, indem die Abhängigkeit von der Klassenlage wohl behauptet, aber nicht an realen Abhängigkeitsverhältnissen aufgewiesen ist. Die materialistische Erkenntnis wird damit um jede Schärfe gebracht; Kleinberg hat mit Dilthey mehr zu tun als mit Marx, ohne freilich jemals die Anschauungskraft Diltheys zu erreichen. Dem gemäßigten Materialismus der Geschichtsauffassung entsprechen genau gewisse irrationalistische und intuitionistische Sympathien des Autors, die freilich an einer Stelle (S. 208) klug eingeschränkt werden. — Es bleibt zu bedenken: daß man dem Buch mit scharfen methodologischen Forderungen vielleicht Unrecht tut, da es sich seiner Grenzen bewußt ist und lieber bekannte Zusammenhänge human und faßlich darstellen als neue fremd und aggressiv konstruieren möchte. Aber wollte man es etwa — mit einer Geste, die weder dem Ernst des Gegenstandes noch der Wirkung recht ansteht — für Volkshochschulen, Pädagogien, Arbeiterakademien empfehlen, so geriete man in Verlegenheit wegen einer Unzuverlässigkeit im Detail, die der Fragwürdigkeit der methodischen Grundhaltung merkwürdig entspricht. Wo man ernsthaft zugreift, findet man Halbrichtiges und Falsches. Ich zitiere aufs Geratewohl: „Das Kernelement dieses Gedankenbaues, die ausdehnungslose, rein geistige Krafteinheit der „Monade", die alles Sein zusammensetzen und doch ein unbeeinflußbares, völlig abgeschlossenes Individuum sein soll, war willkürlich und phantastisch" (S. 35). Man mag gegen Leibniz alle erdenklichen Einwände haben: nur gerade der der Willkür ist nicht erlaubt, die Monade ist zugleich in tiefstem Zusammenhang mit dem Stand der Naturerkenntnis seiner Zeit wie mit seiner erkenntniskritischen Analyse erwachsen: zu schweigen davon, daß gerade beim Monadenbegriff fruchtbarste Einsichten zum Problem der ökonomischen „Vermittlung" zu gewinnen wären. — Oder: „Einsteins Relativitätstheorie (seit 1905)

setzte der sinnlich-naiven Anschauung ein Ende, daß Zeit, Raum und Gravitation etwas Absolutes, für alle Gleiches seien, indem sie diese Größen als vom Standort, von Bewegung oder Ruhelage des Beobachters abhängig nachwies" (S. 197). Aber solche Erkenntnisse gab es in Gestalt des „Relativitätsprinzips" längst vor Einstein, dessen sachliche Leistung darüber entscheidend hinausgreift; mit einem allgemeinen weltanschaulichen Relativismus hat er vollends nichts zu tun. Von der Anwendung der Riemannschen Geometrie auf den empirischen Raum, von der Lehre von der Endlichkeit des Raumes ist bei Kleinberg überhaupt nicht die Rede, und eine kulturgeschichtliche Deutung Einsteins ist darum für ihn gänzlich unmöglich; statt dessen werden ihm Banalitäten zugeschoben. — Grotesk geraten die Darstellungen Kleinbergs im Bereich der Kunst. Wenn der Lyriker Georg Heym als Walter Heym erscheint (S. 202), so mag man darüber hinweggehen, wenn auch in einem Buch von wissenschaftlichem Anspruch solche Irrtümer nicht unterlaufen dürften. Wenn aber „der Engländer Aubrey Beardsley, der Franzose Toulouse-Lautrec, die Deutschen Kubin und Groß das Leben als einen Tummelplatz von Larven, als ekle Fratze und lähmende Grimasse" gemeinsam zeichnen sollen (S. 202), so verschlägt einem die Kombination bereits den Atem: was hat wohl die ornamentale Perversion Beardsleys mit Groß zu tun, der ja nicht das „Leben" als Tummelplatz von Larven, sondern die Verdinglichung der Menschen unter der Klassenherrschaft darstellt? — In der Musik wird Bizet als Wagnerianer eingeordnet (S. 180), obwohl doch seine Musik so unwagnerisch ist, daß schon Nietzsche ihn als Gegenpapst gegen Bayreuth reklamierte; dafür aber wird Hugo Wolff, der nun wirklich ein Wagnerianer war, gemeinsam mit dem Antiwagnerianer Nietzsche und mit van Gogh als „künstlerischer Vorposten der Epoche" ausgegeben — wobei an Stelle sachlicher Gemeinsamkeiten zwischen den dreien, die es ja in der Tat nicht gibt, ihre Geisteskrankheit als Verbindendes fungiert. Angesichts solcher Leistungen im Detail wird die Frage nach materialistischer oder geistesgeschichtlicher Methode gleichgültig.

Theodor Wiesengrund-Adorno, Frankfurt a. M.).

Martin, Alfred von, *Soziologie der Renaissance. Zur Physiognomik und Rhythmik bürgerlicher Kultur. Ferdinand Enke. Stuttgart 1932. (XII u. 135 S.; br. RM. 5.—, geb. RM. 6.50)*

M. versucht, eine bestimmte historische Epoche strukturSoziologisch zu beschreiben, und wählt als Beispiel im wesentlichen die Florentiner Renaissance. Als soziologisch bedeutsam wird die Verschiebung des gesellschaftlichen Schwerpunktes vom Land in die Stadt und von einem militärischen Adel zu einem ökonomischen Bürgertum angesehen. In diesem entsteht durch seine soziale Lage eine neue Denkweise, aus der die modernen Formen eines Leistungswissens und Bildungswissens hervorgehen. Der Begriff der Leistung, sei es als objektives Werk, sei es als subjektive Tüchtigkeit, entspringt der Lebensform einer bürgerlich-kaufmännischen Oberschicht. Ihr Ziel ist der Virtuose, der Mann, der bestimmte Fähigkeiten bis zur äußersten Vollendung entwickelt. Für diese bürgerliche Aristokratie gibt es zwei Wege der sozialen Entwicklung: eine Assimilation an bestehende Herrschaftsordnungen und eine eigenständige Ausformung ihrer gesellschaft-

lichen Existenz zu einer besonderen Repräsentation. In dieser Dialektik bewegt sich die soziale Entwicklung des Bürgertums der Renaissance. Es übernimmt Lebensformen und Konventionen des politisch entrechteten Adels und fügt zugleich den alten Konventionen eine neue Bildungskonvention hinzu. Die Abschnitte über Humanismus enthalten die wichtigsten Bemerkungen für die historische Grundlegung einer Soziologie der modernen Intelligenz. Die Kategorien: ritterlicher Humanismus, bodenständiger Bürgerhumanismus und freier Literatenhumanismus bezeichnen drei typische Epochen des Heraustretens einer Intelligenzschicht aus einer Welt politischer und sozialer Bindung und damit eine Verschiebung des Ethos vom Moralisch-Aktivistischen zum Ästhetisch-Beschaulichen. Diese erste bürgerliche Kultur, in der die Bildung zur Repräsentation des Besitzes gemacht wurde, vermochte ihre politische Form nicht zu finden. M. gibt in der Analyse Macchiavellis eine einleuchtende Darstellung der soziologischen Motive, die zum Ruf nach der Diktatur und zur Entstehung des absoluten Staates führten. In dem Abschnitt über Renaissance-Gesellschaft und Kirche wird die Anpassung der wirtschaftlichen Ideologie an den Frühkapitalismus aufgezeigt und eine Reihe bemerkenswerter religionssoziologischer Einsichten für die Struktur der modernen Formen christlicher Frömmigkeit herausgestellt.

Methodisch ruht die Arbeit auf den Untersuchungen von Max Weber, Scheler und Mannheim. Martin, der beste Kenner dieser Geschichtsepoche in Deutschland, hat mit diesem soziologischen Versuch eine notwendige Aufgabe zur Ergänzung der Arbeiten von Burdach und Burckhardt geleistet.

Albert Salomon (Köln).

Rosenstock, Eugen, *Die europäischen Revolutionen. Diederichs. Jena 1931. (IV u. 554 S.; br. RM. 15.—, geb. RM. 18.50)*

Die Geschichte Europas in den neun Jahrhunderten, die seit Beginn des Kampfes zwischen Papst und Kaiser vergangen sind, kann nach R. nur unter dem Aspekt der Revolution begriffen werden. Unter „Revolution" versteht R. eine Totalumwälzung, die sich an einem Volk vollzieht und auf die übrigen Völker zurückwirkt. „Jede Revolution ist nur zu 50 v. H. Sozialumwälzung, zur anderen Hälfte prägt sie die Völker." So löst sich die Geschichte Europas in eine Reihe nationaler Revolutionen auf, die indessen nicht nur chronologische Abfolge, sondern ebenso eine logische Kette ist. Sozial ist die Revolution insofern, als sich die gesamte Nation in einer sozialen Schicht verkörpert. Die Reihenfolge, in welcher die Nationen „ihre" Revolutionen erleben, ist nicht zufällig. Immer das rückständigste Land macht Revolution, und rückständig wird es dadurch, daß die vorhergehende Revolution ihm schwereren Schaden zugefügt hat als den übrigen Nationen. So ergibt sich für R. folgende Reihe: Italienische Papstrevolution — deutsche Fürstenrevolution (Reformation und Aufkommen Preußen-Österreichs) — englische Gentryrevolution — französische Bürgerrevolution — russische Weltrevolution. In jeder Revolution wird der europäische Mensch „reproduziert", und zwar erweitert reproduziert (R. wendet den ökonomischen Begriff bewußt in biologischem und noch mehr in theologischem Sinne an); im Zentrum

stehen Mönch oder Edelmann, weil nur diese „den nötigen Abstand vom Leben" und damit die Sorge um die „Wiederkehr des Lebens" haben.

R. erklärt, nicht im Gegensatz zur ökonomischen Geschichtsauffassung zu stehen. Sie sei für ihn eine „Selbstverständlichkeit". Marx allerdings habe die Dialektik der Revolution noch nicht durchblicken können, und der Vulgärmarxismus habe seine Theorie überhaupt nicht verstanden. (R. beruft sich vor allem auf Lukacs.) Dazu ist zu bemerken, daß R. zum mindesten die historische Analyse, wie Marx sie methodisch ausgebildet hat, fremd ist. Bei allem Bemühen, dialektisch zu sehen, gibt er deshalb statt Analyse „Deutung". Neben sehr fruchtbaren Gesichtspunkten finden sich die gröbsten Verzerrungen und Gewaltsamkeiten (man vergleiche z. B. den Abschnitt über die Papstrevolution), die ungleich schwerer wiegen als eine Reihe unrichtiger Angaben (im Kapitel „Die russische Revolution"), welche bei einem so ungeheuer weit gefaßten Thema verzeihlich erscheinen.

Werner Heider (Berlin).

Freyer, Hans, *Revolution von rechts. Eugen Diederichs. Jena 1931. (72 S., RM. 2.—)*

„Die großartige Dialektik des 19. Jahrhunderts besteht in der Tatsache, daß . . . die Geschichte in ihren zentralen Vorgängen zur gesellschaftlichen Bewegung: zum Klassenkampf wird. Der Bürger wird Bourgeois, das öffentliche Leben Wirtschaft, der Besitz Kapital, die Besitzlosigkeit Proletariat, die Politik Liberalismus. . . . Nicht nur die Arbeit, das Denken, der Staat, auch die revolutionäre Kraft dieses männlichen Jahrhunderts wird Ökonomie. Revolution wird Klassenkampf. Darum ist das 19. Jahrhundert nur materialistisch zu begreifen. Es ist für alle Zeiten der Klassizismus der Revolution von links." Aber die in ihm angelegte permanente Revolution geschieht nicht. In der Gestalt „des Kampfes um den sozialen Fortschritt greift der soziale Gedanke den dialektischen Kern des 19. Jahrhunderts an". Das Proletariat „kämpft nicht mehr negativ, sondern positiv, nicht mehr gegen die industrielle Gesellschaft als System, sondern für ihre Erneuerung von innen her, also auf ihrem Boden". „Die Arbeiterschaft ist — nicht endgültig (denn sie kämpft noch), aber grundsätzlich — eingeordnet." Durch die Liquidation der revolutionären Energien wird die industrielle Gesellschaft zunächst befestigt, aber gerade diese Eingliederung hat eine neue revolutionäre Kraft erzeugt; „dasjenige, was nicht Gesellschaft, nicht Klasse, nicht Interesse, also nicht ausgleichbar, sondern abgründig revolutionär ist: das Volk". Dieses Volk hat nichts zu tun mit der Nation des 19. Jahrhunderts, die Bildungs- und Besitzstand ist, sondern „ist die Substanz unserer selbst". „Seine Revolution bricht von unten her in die Ebene der industriellen Gesellschaft ein quer durch alle ihre Interessengegensätze hindurch. Das Volk nimmt die Arbeits- und Güterwelt der industriellen Gesellschaft in seinen Besitz, aber es übernimmt keineswegs das Prinzip, nach dem sie gebaut ist. Es negiert dieses Prinzip . . ." Sein Weg geht notwendig über die Emanzipation des Staates, der zum Gegenspieler der industriellen Gesellschaft und notwendiger Träger des Gegenstoßes gegen sie wird. Dieses Volk, diese „geheime Umschichtung im Material des Menschentums", „ist Realität geworden: nicht fertige Ordnung, . . . aber kräftig sich

bildender Kern". „Eben darum ist die Revolution von rechts der Inhalt der Zeit".

F. sieht und wünscht eine Revolution von hinten. Aber kämpft nicht, was sich „rechts" formiert, mehr und mehr mit „bescheidenem Egoismus" auf dem Boden der industriellen Gesellschaft „um den eigenen Platz im Geschiebe des Systems"? Marschieren in Wirklichkeit nicht die „Nationalisten des Gemüts" und die „Interessenten einer banalen Reaktion", und wird so nicht „statt Geschichte wiederum ein Schwindel geschehen"?

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Reich Gottes — Marxismus — Nationalsozialismus. Ein Bekenntnis religiöser Sozialisten. Hrsg. v. Gg. Wünsch. J. C. B. Mohr. Tübingen 1931. (V u. 116 S.; geb. RM. 5.50)

Während die Mehrheit der religiösen Sozialisten einen sog. „ethischen Sozialismus" in betont antimarxistischer Prägung verfolgt, gelangten einige intellektuelle Wortführer zu einer bedingten Anerkennung des Marxismus.

Wünsch steigert diese Annäherung zu dem Versuch, den Marxismus in eine christliche Theologie einzubauen. „Die Aufgabe des Marxismus in der Bewegung des Reiches Gottes" — so lautet das Thema seines Beitrags — sieht er darin, daß der Marxismus als Leitfaden diene, um „die Führung Gottes in der profanen Geschichte zu seinem Reich zu erkennen"; der Marxismus ist sogar der „einzige Leitfaden" dieser Art, so daß jeder gläubige Christ genötigt ist, ihn anzuerkennen, wenn er Gottes Willen begreifen und an der Verwirklichung des Reiches Gottes in der menschlichen Gesellschaft mitarbeiten will.

Leonhard Ragaz, ehemals Theologieprofessor, Führer der schweizerischen religiösen Sozialisten, vertritt eine „religiöse Geschichtsdeutung von der Art, wie die Bibel Geschichte deutet". Hinter der „irrtümlichen Gedankenform des Marxismus" sieht er einen unbewußten „prophetischen Messianismus", dessen Kraft allerdings jetzt ausgeströmt sei und ersetzt werden müsse „durch den wieder lebendig gewordenen bewußten (Messianismus) des Reiches Gottes, das in Christus erschienen ist". Der Beitrag von Ragaz ist historisch gehalten; er beschreibt die Geschichte der schweizerischen Bewegung und setzt sich außerdem mit der dialektischen Theologie auseinander, die von Schülern Ragaz' (Barth, Thurneysen, Brunner u. a.) aus der religiös-sozialistischen Gedankenwelt entwickelt wurde und später zur Abspaltung führte.

Pfarrer Heinz Kappes behandelt den „theologischen Kampf der religiösen Sozialisten gegen das nationalsozialistische Christentum". „Der Nationalsozialismus wie der Marxismus drängen nach einer eigenen Theologie hin" — so beginnt der Aufsatz. Man muß einschränkend sagen, daß sich diese Behauptung bestenfalls auf einen religiös-sozialistisch interpretierten, also bereits theologisch verdeuteten Marxismus beziehen kann, auf einen „Marxismus", der — wie die Ausführungen von Ragaz zeigen — nicht einmal von den religiösen Sozialisten selbst einheitlich vertreten wird. Im übrigen setzt Kappes sich gegen neuheidnische Mißbildungen der christlichen Lehre durch Arthur Rosenberg zur Wehr und scheut auch vor mutigen Angriffen gegen Kirchenbehörden nicht zurück. Der Aufsatz

klingt in die Vermutung aus, daß eine völlige Faschisierung der Kirche die religiösen Sozialisten veranlassen werde, „außerhalb der Kirche als eine der Form nach profanisierte Bewegung ohne Sektencharakter für die Sache Christi in der marxistischen Gesamtbewegung" einzustehen.

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Kahn-Freund, Otto, *Das soziale Ideal des Reichsarbeitsgerichts. J. Bensheimer. Mannheim 1931. (X u. 466 S.; RM. 4.—)*

Die Schrift unternimmt den Versuch, „die Rechtsprechung des Reichsarbeitsgerichts auf das ihr zugrunde liegende Sozialideal zu untersuchen". Dieses Sozialideal ist nach Ansicht des Verfassers der Faschismus — nicht der Faschismus als politisches System, sondern das soziale System, wie es in den arbeitsrechtlichen Gesetzen Italiens seinen Niederschlag gefunden habe. Die gesamte Rechtsprechung des obersten Gerichts auf dem Gebiet des individuellen und kollektiven Arbeitsrechts wird als Einheit betrachtet, in deren Schatten die faschistische Ideologie erkennbar sei.

Erscheint es schon an sich gewagt, die außerordentlich uneinheitlichen, ja vielfach Kompromißcharakter tragenden Entscheidungen auf einen Nenner bringen zu wollen, so dürfte Kahn-Freund darüber hinaus auch den Gesichtskreis der Reichsrichter überschätzen, wenn er ihre Rechtsprechung auf die von ihm angenommene geschlossene Grundanschauung zurückführt. Reichsgerichtsrat Sonntag beurteilt seine Kollegen wohl richtiger, wenn er ihre kleinbürgerliche Enge als besonderes Merkmal aufzeigt (Vgl. „Leipzig und das Reichsgericht" in „Justiz" 1931, S. 631ff.).

Läßt sich m. E. auch nicht aus der Gesamtheit der Entscheidungen ableiten, daß das Sozialideal des Reichsarbeitsgerichts die faschistische Idee verwirkliche, so liegt das hohe Verdienst der Arbeit K.s in der zutreffenden kritischen Würdigung der Rechtsprechung im einzelnen, die allgemein tief enttäuscht hat. Mit bemerkenswerter Klarheit werden als Leitgedanken der Rechtsprechung die Ideen des Wirtschaftsfriedens, der Betriebsdisziplin und der individuellen Fürsorge herausgearbeitet. Hier stellt die Schrift eine wertvolle Ergänzung und Vertiefung der schon von Neumann (in „Die politische und soziale Bedeutung der arbeitsrechtlichen Rechtsprechung") im Jahre 1929 angestellten Untersuchungen dar.

Alex Lorch (Frankfurt a. M.).

Geck, L. H. Ad., *Die sozialen Betriebsverhältnisse im Wandel der Zeit. Geschichtliche Einführung in die Betriebssoziologie. Julius Springer. Berlin 1931. (VIII u. 173 S.; RM. 7.50)*

Ein Mittelding zwischen Lehrbuch und Abhandlung nennt der Verf. seine anregende Arbeit, die als Heft I der Schriftenreihe des Instituts für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehre an der Technischen Hochschule zu Berlin erschienen ist (Herausg. Goetz Briefs und Paul Riebensahm). Lehrbuchcharakter trägt sie in der Tat, obwohl man glauben könnte, daß dieses lebendige Thema einer lehrbuchmäßigen Darstellung spotten sollte. G. unterscheidet Sach-, Arbeits- und Personalverfassung des Betriebes; die Wandlungen der Personalverfassung, den eigentlichen Gegenstand seines Buches, versteht er aus dem Übergang vom Kleinbetrieb mit Hand-

arbeit zum Großbetrieb mit Maschinen, aus der Veränderung der Unternehmeranschauungen, aus der Entwicklung der staatlichen Sozialpolitik und aus den Einwirkungen der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände. Die Begriffsbildung ist besonders bei Darstellung der vom Geiste des Liberalismus durchwirkten Personalverfassungen unzureichend: liberal-ökonomisch, liberalistisch-rechtlich, liberal-humanitär, ökonomisch-rechtlich sind kaum zulässige und jedenfalls keine fruchtbaren Unterscheidungen. Diese Unschärfe scheint mir übrigens notwendig zu entstehen, wenn man die soziale Verfassung des Betriebes nicht von der Verfassung der ganzen Gesellschaft aus, sondern für sich betrachtet. Aber die großen Verdienste der Arbeit liegen in den Quellennachweisen und -zitaten. Nicht nur verschollenes Material über deutsche Verhältnisse sondern auch französische, englische und amerikanische Literatur sind herangezogen. Eine gewisse Bevorzugung katholischen und evangelischen und die Vernachlässigung sozialistischen Schrifttums werden ausgeglichen durch den deutlichen Willen zur Objektivität, der freilich zuweilen, z. B. bei Behandlung der Werkzeitungen, Werksparkassen usw., schon über das Ziel schießt.

Hans Speier (Berlin).

Slotemaker de Bruine, J. R., *Vakbeweging en Wereldbeschouwing. (Gewerkschaftsbewegung und Weltanschauung). Christelijk Sociale Studiën III. J. A. Ruys. Zeist 1930. (304 S.)*

Diese Arbeit des holländischen Theologen Dr. J. R. Slotemaker de Bruine, dessen frühere Arbeiten schon immer einen sozialen Einschlag hatten, befaßt sich mit einem Problem, das nur ausnahmsweise in der soziologischen Literatur zur Behandlung gelangt: den Zusammenhängen zwischen Weltanschauung und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gewerkschaftsrichtung. S. unternimmt diese schwere Aufgabe. Er beschränkt seine Untersuchungen nicht auf ein Land, sondern macht den Versuch, das Charakteristische der Gewerkschaftsbewegung in England, Amerika, Deutschland, Frankreich und Rußland und der verschiedenartigen internationalen Gruppierungen herauszustellen.

Vor allem ist nach ihm die Religion für die Mentalität, welche sich bei den Arbeitern in bezug auf ihre gewerkschaftlichen Tendenzen offenbart, bestimmend. So versucht er vom Standpunkt der Religion eine Erklärung der anarchistischen und „ordentlichen Gewerkschaftsbewegung" zu geben, wobei dann auch die Volksseele, die Ethnologie und die Rasse eine Rolle mitspielen. Seine These lautet ungefähr folgendermaßen: Anarchismus ist überall vorhanden, wo die römisch-katholische und griechisch-katholische Kirche vorherrscht; vor allem also in Süd- und Osteuropa, namentlich in Frankreich, Spanien, Portugal und Rußland (merkwürdig ist, daß Italien in dieser Beziehung nicht genannt wird, was das Bild ja auch völlig verschoben hätte). Die römische Pädagogik handhabt die Autorität für alle Lebenserscheinungen auch über die Erwachsenen. Sie läßt das Gefühl der Selbständigkeit nicht durchkommen. Wenn nun die Autorität ihre Macht und ihren Einfluß verliert, entsteht eine Verwirrung unter denjenigen, welche sich frei fühlen, die Freiheit jedoch nicht ertragen können. Mit dem Protestantismus steht es s. E. ganz anders. Er schafft selbständige Persönlich-

keiten, gebunden an Gott und frei von menschlichen Autoritätsorganen, welche in eigener Verantwortlichkeit erzogen werden.

S. beschäftigt sich ausführlich mit dem Fehlen eines sozialistischen Einschlags der britischen Arbeiterbewegung im Gegensatz zu einer Reihe von Ländern auf dem Kontinent. Der deutsche Prototypus, bei dem die Klassenkampftheorie großen Anhang findet, wird als Folge der theoretischen Denkart des deutschen Volkes im Gegensatz zu der praktischen Art der Engländer erklärt.

Wir können nicht gerade behaupten, daß die Arbeit für die Wissenschaft eine große Bereicherung ist, wenn auch der Versuch, die Probleme auf diesem Gebiete aufzudecken, gewürdigt werden kann. Was dieser Arbeit besonders fehlt, ist eine klare Begriffsbestimmung. So wirkt die vom Autor gewählte Einteilung der Gewerkschaftsbewegung in einen anarchistischen, sozialistischen und christlichen Flügel schon unklar, besonders wenn man weiter feststellen kann, daß die anarchistische Richtung von ihm in zwei Abschnitte geteilt wird, wovon Frankreich den einen und Rußland (!) den anderen darstellen soll.

Die vielen Einzelheiten über die Struktur und die Methode der Arbeiterbewegung in den einzelnen Ländern sind nur ein mäßiger Ersatz für das Fehlen einer tiefgehenderen klaren Analyse über das äußerst wichtige Thema.

Andries Sternheim (Genf).

Adamic, Louis, *Dynamite. The Story of class violence in America. The Viking Press. New York 1931. (X u. 452 S.; $ 3.50)*

Das Buch von Louis Adamic schildert die Entwicklung und Ausbreitung terroristischer Methoden in den Klassenkämpfen der Vereinigten Staaten. Schon die ersten Arbeitskämpfe in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden mit ausgiebiger Anwendung von Gewaltmethoden geführt, wie sie auch in der Frühzeit der westeuropäischen Arbeiterbewegung — wenn auch nicht im gleichen Ausmaße — zu verzeichnen sind. Während aber in Westeuropa vorzüglich durch die Gewerkschaften die Kräfte der Arbeiterschaft organisiert und die Arbeitskämpfe in geregelte Bahnen gelenkt wurden, hat sich in U.S.A. das Anwendungsgebiet des Terrors immer mehr erweitert, wobei die Methoden dauernd verfeinert wurden. Die terroristischen Akte spielen in den Arbeitskämpfen der „Unorganisierten" — d. h. für Amerika der von den Gewerkschaften ausgeschlossenen Arbeiterschichten — eine wichtige Rolle. Immer wieder bilden sich bei großen Arbeitskämpfen ad hoc lockere Arbeiterorganisationen, die durch bewaffneten Widerstand, Sabotage, Dynamitattentate die Streikbewegung unterstützen. Auch die in den ersten Nachkriegsjahren zeitweilig starke Organisation der „Industrial Workers of the World" bediente sich bei ihren Kämpfen mit Vorliebe dieser Gewaltmethoden. Nicht selten boten die von ihr geführten großen Streikbewegungen das Bild eines offenen Bürgerkrieges der Streikenden mit den gleichfalls bewaffneten Werkspolizisten und Streikbrechern. Der Verf. weist nach, daß die terroristischen Methoden — zum größten Entsetzen von Samuel Gompers — sogar in die Verbände der American Federation of Labour eindrangen und dort auch in der Gegenwart nicht immer verabscheut werden. Die höchste Stufe des Terrors im Klassenkampf stellt die Verbindung mit

dem Berufsverbrechertum dar, den „gangsters" und „racketeers", die im Auftrage von Arbeiterorganisationen terroristische Attentate ausführen (wie sie auch von den Unternehmern gegen die Arbeiterorganisationen eingesetzt werden).

Leider fehlt in dem Buch, das ein aufschlußreiches und seltenes Material zum ersten Male in solcher Vollständigkeit zusammenträgt, eine abschließende Untersuchung der sozialen und ökonomischen Ursachen dieser Zustände. Nur aus eingestreuten Bemerkungen erhält der Leser manchen wertvollen Hinweis. Die exklusive Haltung der Gewerkschaften, die eine privilegierte Arbeiterschicht geschaffen haben, der hohe Anteil der mit dem Volksleben kaum verbundenen Eingewanderten, die Traditionen der Grenzerzeit haben die Entstehung des Solidaritätsgefühls in der Arbeiterklasse bisher verhindert. Dazu kommt, daß die in den gleichen Traditionen aufgewachsene Unternehmerschaft von jeher wenig Bedenken hatte, den Bewegungen der Arbeiter die Gewalt entgegenzusetzen und daß ihr Vorgehen von den Justizbehörden fast stets entschuldigt und beschönigt wurde.

Für den deutschen Leser besonders wichtig ist die Einschätzung der Ideologie der American Federation of Labour, die bekanntlich mit der „Kaufkrafttheorie der Löhne" und dem Gedanken der „Wirtschaftsdemokratie" die Wirtschaftsauffassung der deutschen Gewerkschaftsbewegung stark befruchtet hat. A. weist nach, daß diese Ideologie dem Wunsche entsprang, die privilegierte Arbeiterschicht von der großen Masse der sozial gering geachteten und durch zahlreiche terroristische Bewegungen diskreditierten Arbeiter zu distanzieren. Es ist zu wünschen, daß das wichtige Buch, das leider etwas unbeholfen geschrieben ist, durch eine Übersetzung auch dem breiten Leserpublikum in Deutschland zugänglich gemacht wird.

Franz Hering (Berlin).

Labriola, Arturo, *Al di là del Capitalismo e del Socialismo (Jenseits von Kapitalismus und Sozialismus). Verl. Collana di Studi politici e sociali. Paris 1931. (344 S.; frs 20.—)*

Der Autor, Dozent am Institut de Hautes Etudes in Brüssel, der als junger Mann dem äußersten linken Flügel der sozialistischen Partei Italiens angehörte, dann im letzten Ministerium Giolitti Minister für öffentliche Arbeiten war und jetzt als politischer Flüchtling im Ausland lebt, bietet in dem vorliegenden Buch mehr eine „boutade" voll polemischer Ausfälle als einen systematisch gefügten Gedankenbau.

Für ihn ist der Sozialismus nicht Gegenpart des Kapitalismus, sondern Auflehnung gegen das Elend: die sozialistischen Ideologien sind älter als der Kapitalismus. Es ist ein Fehler des Marxismus, den Sozialismus zum Antikapitalismus verkümmert zu haben. Marx hat nie aufgezeigt, warum die vom Kapitalismus freigesetzten Produktivkräfte die privatkapitalistische Gesellschaftsordnung sprengen müßten. Der Kapitalismus hat das Elend der Massen nicht gesteigert, sondern vermindert. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, im kapitalistischen Regime dem Arbeiter den vollen Arbeitsertrag zu bezahlen. Krisen sind unvermeidbare Erscheinungen der Umschichtung des Marktes und der Produktion, die auch im sozialistischen Regime nicht ausbleiben können. Ursache des Elends ist die Vergeudung,

und diese ist bei Planwirtschaft größer als bei individueller Initiative: die Kosten für die tastenden Versuche der einzelnen, aus denen sich die Wirtschaft im privatkapitalistischen Regime gestaltet, fallen auf das Individuum, nicht auf die Gesellschaft zurück. Die juridische Tatsache des Besitzes der Produktionsmittel habe keinen wesentlichen Einfluß auf die Produktion. „Die Überführung der Produktionsmittel in Kollektiveigentum ändert weder die Quote der Ersparnisse noch deren Umwandlung in Kapital, weder die Nachfrage nach Arbeitskräften noch das gegenseitige Gleichgewichtsverhältnis der verschiedenen Produkte." L. kommt zu dem Schluß, daß nicht das Ende des Kapitalismus, sondern das Ende des Staates zur Beseitigung der Klassen führen werde. Der Kampf gegen den Kapitalismus zwinge der sozialistischen Bewegung eine falsche Ideologie auf, insofern der Kapitalismus eines der Mittel zur Beseitigung des Elends ist.

Dem Gedankengang Labriolas liegen verschiedene Mißverständnisse zugrunde. Zunächst die Ansicht, daß der Kampf gegen den Kapitalismus auch den technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften gelte, die der Kapitalismus gezeitigt hat; dann die Auffassung der Sozialisierung der Produktionsmittel als einer rein juridischen Sache. Überhaupt sieht Labriola den Sozialismus kleinlich und philiströs, um dann zu sagen, daß er kleinlich und philiströs ist. Es handelt sich da nicht darum, Besitztitel umzuschreiben, sondern Sinn und Richtung der Arbeit zu ändern, den Tribut an die Notwendigkeit, den der Kapitalismus verringert hat, gerecht zu verteilen. Labriola dürfte nur deshalb meinen, jenseits von Kapitalismus und Sozialismus zu stehen, weil er die sozialen Auswirkungen beider über ihrer Produktionsformel vergißt.

Oda Olberg (Wien).

Mehmke, R. L., *Der Unternehmer und seine Sendung. J. F. Lehmanns Verlag. München 1932. (191 S.; geh. RM. 4.50, geb. RM. 6.—)*

Die historische Einleitung bezeichnet alle Produktivität und Förderung in technischer und kultureller Hinsicht als Unternehmertätigkeit des Menschen; sei er nun König oder Fürst, Mönch oder Ritter, Bauer oder Handwerker. Der Begriff des Unternehmers (= U) ist also äußerst weit gefaßt, so daß die beabsichtigte historische Genese des modernen U unzulänglich beschrieben wird. Die Definition des U ist auch überaus verschwommen und vieldeutig. „Der U ist ein Mann, der etwas kann und etwas wagt". Ihn leitet „die Freude am Werk und am Wagnis und das Streben, aus totem, geringwertigem Material Werte und Hilfsmittel für den Fortschritt der Menschheit zu schaffen". „Der U ist in erster Linie zum Dienst am Verbraucher berufen". „Er steht zu seiner Arbeit im Verhältnis wie der Liebende zum Gegenstand seiner Liebe". So und ähnlich wird die „Sendung des U" beschrieben, eine Aufgabe also, der je nach Bedarf des Autors in der Vergangenheit Amenemhet I. von Ägypten und Karl der Große, heute der Kleinbauer oder der selbständige Flickschuster gerecht werden kann. Kein Wunder, daß bei diesem großen Ukreis die Zahl der U auf der ganzen Welt fast dreimal so groß wie die Zahl derjenigen ist, die man als die „Arbeiter" bezeichnet, daß in Deutschland „rund ein

Drittel der 32 Millionen Berufstätigen U sind". Die solchen Behauptungen zugrundegelegten Zahlen sind willkürlich oder falsch zusammengestellt, wie überhaupt M. fast überall auf Quellenangaben und Materialhinweise großzügig verzichtet. Um den gewaltsam geformten Ubegriff aufrecht zu erhalten, werden die eindeutigsten Daten der Wirtschaftsentwicklung unrichtig beschrieben oder interpretiert. „Der soziale Aufstieg in die wirtschaftliche Oberschicht erfolgt gar nicht so selten auch direkt vom Arbeiterberuf aus." Nach den auf Grund der Erhebungen des Statistischen Reichsamtes zusammengestellten Zahlen (Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volk, München 1930) kommen 85% der wirtschaftlichen Oberschicht (Industrielle, Bankiers, Kaufleute) aus ihrer Schicht und nur zusammen 15% aus Mittelschicht und Unterschicht; leider ist diese Zahl nicht mehr spezifiziert, aber es ist ohne weiteres anzunehmen, daß der weitaus größere Teil dem Kleinbürgertum entstammt, nur ein verschwindender Prozentsatz dem Proletariat. — Werden kleinere Industriefirmen von der übermächtigen Konkurrenz zugrunde gerichtet, dann liegt keine kapitalistische Entwicklungstendenz vor, sondern „sie hatten ihren alten Fortschrittsgeist eingebüßt. Der letzte Akt des Trauerspiels eines ehemals blühenden Gewerbes spielt sich ab. Die ihrer Sendung untreu werden, sind zuletzt auch noch mit technischer Unfruchtbarkeit geschlagen. Ein Geschlecht neuer Männer, in denen wiederum eine Sendung lebendig ist, steigt auf". Ich beschränke mich auf die Wiedergabe dieser beiden Blüten ökonomischer Erkenntnis, eine Legion ähnlicher Behauptungen füllt das Buch. — Kurz sei noch die Stellung des Verf. zur Beziehung zwischen U und Arbeiter gekennzeichnet. Prinzipiell sind die Bezeichnungen „Arbeiter" und „Angestellte" vermieden und durch den Sammelbegriff „Mitarbeiter" ersetzt. Diese Mitarbeiter am Werk des U, die mit ihm der Sache zu dienen berufen sind, werden keineswegs ausgebeutet, sondern sind selbst die Ausbeuter in der Wirtschaft. Wenn sie ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern suchen, dann sind sie „nichts anderes als Spekulanten, sind ein Interessentenhaufen, der nicht deswegen mehr Recht beanspruchen kann, weil er sehr groß ist". „Durchaus falsch ist, wenn es in der Öffentlichkeit immer wieder so dargestellt wird, als bestünde in der Gegenwart eine unübersteigbare Kluft zwischen dem abhängigen Lohnarbeiter und dem selbständigen U." Die Lösung der sozialen Frage soll die oft gepriesene Werksgemeinschaft bringen. „Die einzelnen Mitglieder des Orchesters sollen seinen Zeichen und Worten nicht als stumpfe Arbeitssklaven folgen, sondern sollen als Mitwirkende in voller Arbeitsverbundenheit mit dem Werk stehen."

Über das Buch wäre kein Wort zu verlieren, wenn es nicht eine heute überaus mächtige Ideologie darstellte, die man auf Schritt und Tritt antrifft. Sie wird in der äußeren Form einer wissenschaftlichen Theorie dargeboten; über solche im Dienste des kapitalistischen U produzierte Wissenschaft läßt sich mit des Verf. eigenen Worten urteilen, mit denen er einen Teil der Studenten treffen will; „sie bedeutet immer weniger Studierenden die ‚hohe, die himmlische Göttin', vielmehr ist sie einer wachsenden Zahl die ‚tüchtige Kuh' geworden, die den Studierten ‚mit Butter versorgen soll'".

Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Das deutsche Handwerk. Bericht der 8. Arbeitsgruppe des III. Unterausschusses des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft. Mittler & Sohn. Berlin 1931. (4 Bde., 1858 S.)

Der Enqueteausschuß stellt in diesem Bericht die Ergebnisse seiner Untersuchung über die Lage des Handwerks in Deutschland zusammen. Der II. Band enthält das Tabellenmaterial der mit den Stichtagen 1. X. 26 und — resultatlos — 1. X. 13 im Jahre 1927 durchgeführten Erhebung. Band III u. IV enthalten besonders eingehende Spezialuntersuchungen 12 wichtiger Handwerkszweige, die durch Sachverständigeneinvernahme (Juni/Juli 28) besonders vertieft worden sind. In Band I finden sich die Gesamtergebnisse und ihre Zusammenfassung und Ausdeutung. Zumal die technische, betriebswirtschaftliche und organisatorische Fortentwicklung des Handwerks wird eingehend dargestellt. Die gesammelten Angaben sind umfassend und vorzüglich: das erste Mal überhaupt ist hier über das Handwerk derart reiches Material zusammengetragen und dadurch eine genaue Erforschung dieses Wirtschaftsteiles ermöglicht worden. Allerdings folgt daraus, daß die Ergebnisse dieser Untersuchung mit früheren, vor allem der amtlichen Statistik, die nicht auf das Handwerk abgestellt waren, fast unvergleichbar sind. Zu einer Analyse der gegenwärtigen Situation des Handwerks und zu einer darauf basierenden in großen Zügen durchgeführten Betrachtung der Entwicklung und Entwicklungstendenzen bietet der Bericht das vollkommenste Tatsachenmaterial. Die neueste Handwerksliteratur, wie etwa der Art. „Handwerk" in den von Harms herausgegebenen „Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft" und der Art. „Handwerk" von G. Albrecht im W.d.V. 4, baut auch bereits auf den Angaben des Berichtes auf. Dabei übernimmt diese Literatur die Ausdeutung und Schlußfolgerung des Berichtes ohne weitere Nachprüfung. Dessen endgültige Folgerungen jedoch stehen in befremdlichem Gegensatz zu den Angaben in den Bänden II, III, IV und der Zusammenfassung in Band I. Am besten gekennzeichnet ist die theoretische Einstellung des Berichtes etwa durch den Satz: „. . . viel hilft der unverzagte Glaube des freien Mannes an die urwüchsige Lebenskraft des deutschen Handwerks" (Bd. I). Der Bericht kommt zu dem Ergebnis, daß es dem Handwerk zufriedenstellend gehe, daß endgültig die „Niedergangstheorie", die um die Jahrhundertwende an sein Verschwinden geglaubt hat, widerlegt sei und daß es im Gegenteil sich ständig weiterentwickle und einen wichtigen Platz in der Gesamtwirtschaft einnehme. Seine Bedeutung beruhe auf seiner arbeitsintensiven Produktionsweise, die immer noch in der Befriedigung des Bedarfes an Qualitätsware für den persönlichen Geschmack vorherrschend sei, weiter auf seiner dezentralisierten Arbeitsart und darauf, daß es einerseits die Industrie mit Facharbeitern versorge, andererseits bei schlechter Konjunktur die Arbeitslosen aufsauge und eine vermittelnde Rolle im Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern spiele. Speziell jetzt in der Zeit der gewaltigen Kapitalkonzentration sei es die letzte Aufstiegsmöglichkeit zur Selbständigkeit. Diese Behauptungen werden aber sämtlich von dem eigensten Material des Berichtes widerlegt. In der Übersicht über die einzelnen Handwerkszweige (Bd. I, S. 60—187) muß der Bericht für fast ausnahmslos

jeden feststellen: Arbeitslosigkeit und Übersetzung (1927 war gute Konjunktur!), Verdrängung durch die Großindustrie (sei es durch Konkurrenz um das gleiche Produkt, sei es durch Surrogierung und Bedarfsverschiebung). So erhält die große Zahl der Betriebe, die der Bericht als Beweis für die innere Kraft des Handwerks anführt, erst in Relation gebracht mit der Zahl der Beschäftigten, des Umsatzes, der Kapitalbildung und des Einkommens ihre wahre Bedeutung: 70,5% aller industriellen Unternehmen sind Handwerksbetriebe, auf die aber nur 29,2% der hier Beschäftigten entfallen; der Anteil am Gesamtbinnenumsatz 1928 beträgt 7,85%, an dem der Industrie 18% (Berechnungen des Institutes für Konjunkturforschung, Berlin.) Der Bericht gelangt zwar zu 20% als Anteil am Gesamtumsatz, doch ist diese Zahl in keiner Weise nachprüfbar erläutert. Nach Angaben des Berichtes haben etwa $^9/_{10}$ aller Handwerksselbständigen ein Einkommen bis zu höchstens 3000 RM. jährlich. Die Kapitalbildung im Handwerk ist unzureichend.

Der Bericht kennt keine Definition seines Untersuchungsobjektes und lehnt jeden Versuch zu einer solchen ab. Er ersetzt sie durch den Berufsstand, dem außer den in Handwerksbetrieben Tätigen alle in der Wirtschaft vorwiegend qualifizierte Handarbeit Leistenden zugerechnet werden. So werden etwa die Maßschneiderabteilungen großer Konfektionshäuser dem Handwerk zugezählt, wodurch der auf der Art der Arbeitsleistung aufgebaute Berufsstandsbegriff ad absurdum geführt und sein handwerkspolitischer Zweck deutlich gemacht wird.

Die Methode des Berichtes ist unklar und beschränkt sich darauf, ohne auf Entwicklungstendenzen Rücksicht zu nehmen, ein Augenblicksbild zu entwerfen, aus diesem aber letztgültige Schlüsse zu ziehen. Die Aussagekraft der Tatsachen wird durch eine ziemlich verworrene und unsystematische Anordnung verschleiert, die Zusammengehöriges auseinanderreißt und gesondert, ohne Beziehung zu anderen Faktoren, „ausdeutet", wie etwa Zahl der Betriebe, Umsatz, Zahl der Tätigen usw.

Jedoch sei noch einmal betont, daß der Bericht eine einzigartige Materialsammlung darstellt, die für die neuere Zeit erst die Basis zu einer wirklichen Erforschung des zumindest soziologisch noch überaus interessanten Handwerks gibt.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Niemeyer, Annemarie, *Zur Struktur der Familie. F. A. Herbig. Berlin 1931. (175 S.; RM. 7.50).* — **Baum, Marie, u. Alix Westerkamp,** *Rhythmus des Familienlebens. F. A. Herbig. Berlin 1931. (190 S.; geb. RM. 9.—).* — **Martens-Edelmann, Agnes,** *Die Zusammensetzung des Familieneinkommens. Verlagsges. R. Müller. Berlin 1931. (76 S.; geb. RM. 3.90).* — **Wildenhayn, F.,** *Die Auflösung der Familie. A. Protte. Berlin 1931. (105 S.; geb. RM. 3.20).* — **Kahle, Margarete,** *Beziehungen weiblicher Fürsorgezöglinge zur Familie. J. A. Barth. Leipzig 1931. (188 S.; geb. RM. 10.—).* — **Lindquist, Ruth,** *The*

Family in the Present Social Order. University of North Carolina Press. Chapel Hill 1931. (XIII u. 241 S., $ 2.50). — **Wagener, Hermann,** *Der jugendliche Industriearbeiter und die Industriefamilie. Münsterverlag. Münster i. W. 1931. (145 S.; geh. RM. 3.—).* — *Konfessionen und Ehe. In: Religiöse Besinnung, Heft 1, Jg. IV (1931—32). Frommanns Verlag. Stuttgart 1931.* — **Bäumer, Gertrud,** *Die Frau im neuen Lebensraum. F. A. Herbig. Berlin 1931. (285 S.; RM. 7.50).* — **Mitgau, Hermann,** *Familienforschung und Sozialwissenschaft. Degener & Co. Leipzig 1931. (32 S.; geh. RM. 2.—, geb. RM. 3.50)*

Die deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit läßt unter der Leitung von Alice Salomon und Gertrud Bäumer eine Schriftenreihe „Forschungen über Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart" erscheinen. So gibt Annemarie Niemeyer eine recht brauchbare Bestandsaufnahme von allgemeinen statistischen Daten über die Familie. Systematisch wird unterschieden: 1. Sozialbiologische Familienstatistik: Geschlechterstatistik, Ehestatistik oder Familienstatistik im engeren Sinne, Statistik der unehelichen Familie; 2. Sozialökonomische Familienstatistik: Allgemeine Haushaltungsstatistik, Wohnungsstatistik, Statistik der Haushaltrechnungen. — Marie Baum und Alix Westerkamp untersuchen „das von einer Familie täglich zu leistende Arbeitspensum" d. h. die von jedem Familienmitglied täglich innerhalb und außerhalb des Hauses zu leistende Arbeit; ferner wird dargestellt, welche Tagesstunden diese Arbeiten in Anspruch nehmen und in welcher Weise sie den einzelnen belasten. Das benutzte Material (70 Familien) ist zu klein, als daß an die Forschungsergebnisse verallgemeinernde Schlüsse geknüpft werden könnten. Erwägt man, daß die Sachkenntnis der Autoren ihnen eine Auswahl von typischen Familien ermöglichte, so ist die statistische Behandlung der Materie unangemessen, ein Fehler, der übrigens bei A. Westerkamp weniger hervortritt. — Zu der in den letzten Jahren stark angewachsenen Literatur über die Einkommensverhältnisse verschiedener Familientypen liefert Agnes Martens-Edelmann einen Beitrag, in welchem über von anderer Seite seit 1925 veranstaltete Erhebungen über das Einkommen von zusammen 3102 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenfamilien referiert wird. Von der Verfasserin selbst wurde das Monatseinkommen in 69 minderbemittelten Familien unter Berücksichtigung der regelmäßig von den Haushaltungsmitgliedern für den Haushalt unentgeltlich geleisteten Arbeit untersucht. Dabei ist — wohl erstmalig — nach dem Marktwert derartiger Arbeiten gefragt worden. Die sehr interessante Arbeit zeigt, daß in vielen Fällen das Familieneinkommen mehr als doppelt so groß ist wie der Arbeitsverdienst des Mannes, während letzterer etwa 75% des Familieneinkommens auszumachen pflegt, wenn man dieses nach sonst üblicher Methode berechnet.

Karl Mennicke (in seinem Vorwort zur Schrift von Wildenhayn) hält die Methode der genannten Schriften für verfehlt, nicht nur wegen des zu eng begrenzten Materials und der zu unbefangenen Benutzung der Selbstzeugnisse der Befragten, sondern weil es versäumt wurde, von der durch die Breite des gesellschaftlichen Lebens hin nachweisbaren strukturellen Formveränderung des Familienlebens auszugehen und den Einzelbeobachtungen und -erhebungen einen nur erläuternden bzw. differenzierenden

Sinn beizulegen. — A. Niemeyer hatte gefunden, daß nur 60—80% der Volksschüler zu normalen Vollfamilien gehören; die „unvollständige" Familie wird nun genauer von Wildenhayn nach der statistischen und nach der fürsorgepolitischen Seite hin untersucht. Besonders wertvoll ist die Darstellung der einzelnen sozialpolitischen Systeme in ihrer spezifischen Bedeutung und ihren Substitutionsmöglichkeiten. — Ebenfalls von der unvollständigen Familie geht Margarete Kahle aus, wenn sie untersucht, welche Grundhaltungen das jugendliche Mädchen in seiner Situation als Fürsorgezögling von sich aus zu seiner Familie einnimmt, wie die Haltung der Eltern in dieser Situation zum Mädchen ist, wie sich beide gegenseitig beeinflussen und welche Beziehungen sich daraus ergeben. Sehr sympathisch wirkt die behutsame Art der Auswertung der Protokolle. Das Buch ist eine Fundgrube feinster psychologischer Beobachtungen. — Von der sozialpädagogischen Seite her behandelt Ruth Lindquist das Familienproblem, indem sie 306 Haushaltungen von mittleren nordamerikanischen Angestellten darauf untersucht, mit welchen Schwierigkeiten materieller und seelischer Art sie zu kämpfen haben und wie der Unterricht der verschiedenen Schulgattungen gestaltet werden muß, um auch auf diesem Gebiet wirksame Hilfe leisten zu können. — Beiträge zur Psychologie der Reifezeit liefert Hermann Wagener; er macht die Industriejugend im Reifealter und ihr Verhältnis zu Vater, Mutter, Geschwistern usw. zum Gegenstand seiner Forschung. Es kommt ihm dabei auf die pädagogischen Einflüsse an, die von der Familie zu dem Jugendlichen bestehen, und er gelangt zu dem Ergebnis, daß sowohl für jeden einzelnen Erzieher als auch für jede Erziehungsgemeinschaft der Aufblick nach oben schlechterdings unentbehrlich ist. — Mit der Haltung der Konfessionen gegenüber dem Eheproblem beschäftigt sich Heft 1, 1931, der Zeitschrift „Religiöse Besinnung". Geboten wird vor allem eine Kritik der päpstlichen Enzyklika „casti connubii" vom 31. Dez. 1930 und der sog. Lambeth-Botschaft der anglikanischen Bischöfe vom Sommer 1930, die gleichfalls von Ehe und Geschlechtsleben handelt. Dabei die Anpassungsversuche der Gesellschaft an den Entwicklungszustand der modernen Zivilisation, in erster Linie der Technik, als Verwilderung der Sitten, Entgeistigung der menschlichen Beziehungen usw. zu kennzeichnen und alledem ein hartnäckiges „Zurück!" entgegenzurufen, scheint nicht auf der Linie der Wiedergewinnung einer größtmöglichen Harmonie der sozialen Beziehungen zu liegen.

Eine soziologische Betrachtung der Familie stößt sehr bald auf das Problem der Frau. Aus allen bisher zitierten Schriften ergibt sich klar, daß das Wohl und Wehe auch der modernen Großstadtfamilie ganz wesentlich von der moralischen Kraft der Frau abhängt. Vorbildlich wird diese Materie von Gertrud Bäumer dargestellt. Sie findet, daß die wesentliche Bedeutung der Familie nicht in ihrer Eigenschaft als Arbeits- und Wirtschaftszelle liegt und also nicht an Wert und Sinn in dem Maße verliert, als ihre wirtschaftlichen Funktionen sich verändert haben, daß vielmehr die blutsverwandten Bindungen den übrigen durchaus übergeordnet sind und als solche Bestand haben. Bäumer muß dabei allerdings die Behauptung aufstellen, daß unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse „soziale Mißbildungen" sind, an die sich anzupassen ein Unding ist.

Anregungen für eine Methodik der Erforschung des sozialen Auf- und Abstieges von Familien bietet Hermann Mitgau, indem er zeigt, daß dabei das sog. Generationsschicksal die entscheidende Rolle spielt und daß dieser Fragenkomplex von der bisher nur genealogisch erfaßten Generation her bearbeitet werden muß. Justus Streller (Leipzig).

Ehrenburg, Ilja, *Die Traumfabrik. Malik-Verlag. Berlin 1931. (310 S.; kart. RM. 3.50, geb. RM. 5.50)*

Petzet, Wolfgang, *Verbotene Filme. Sozietäts-Verlag. Frankfurt a. M. 1931. (160 S.; RM. 2.50)*

Fülöp - Miller, René, *Die Phantasie - Maschine. P. Zsolnay, Berlin 1931 (203 S.; RM. 3.50, geb. RM. 6.—)*

Arnheim, Rudolf, *Film als Kunst. Ernst Rowohlt. Berlin 1932. (339 S.; br. RM. 7.—, geb. RM. 9.—)*

Der Film ist bis jetzt weder soziologisch noch psychologisch, ja nicht einmal ästhetisch zusammenfassend untersucht worden. Erst in der letzten Zeit widmen sich einige beachtliche Arbeiten der Analyse des Films; allerdings bedient sich keine von ihnen einer wissenschaftlichen Methode.

Die aufschlußreichsten Feststellungen enthält das neueste Werk Ilja Ehrenburgs. In dieser Chronik der jungen Filmindustrie wird aufgezeigt, von welchen ökonomischen und soziologischen Faktoren die Erzeugung des heute so wichtigen Konsumtionsgutes „Film" abhängig ist. Am laufenden Band werden in öder, monotoner Arbeit die Wunschträume für den Kinobesucher hergestellt, der vor Not und Hoffnungslosigkeit, vor der Erschöpfung nach öder, monotoner Arbeit ins Lichtspielhaus entflieht. Die Filmfabrikation verfolgt ebenso wirtschaftliche wie soziale Interessen; ihre Produkte bringen große Gewinne und dienen dazu, die Masse des vorhandenen und des werdenden Proletariats der herrschenden Klasse gefügig zu machen. Staat und Gesellschaft, Kirche, Armee und Polizei bedienen sich dieser mächtigen Kampfmittel. „Das ist die Zauberschachtel, die die Welt regiert. Das ist eine große Erfindung, und das ist Öde, grausame fressende Öde. Das ist der Film." Ehrenburg setzt in der vorliegenden Arbeit die Reihe seiner materialistischen Wirtschaftsberichte fort, die er mit Beiträgen über die Autoindustrie und die großen Trusts begonnen hat. Er gibt auch in ihr ein aufschlußreiches, umfassendes Material, gekleidet in die ihm eigene fesselnde Ausdrucksform der romanhaften Reportage.

Eine interessante Ergänzung zu Ehrenburgs Werk stellt die Broschüre Petzets dar, in der über die maßlose Willkür der deutschen Filmzensur berichtet wird. Das unterbreitete Material und die genaue Analyse des Lichtspielgesetzes zeigen das blinde Walten dieses amtlichen Apparats. Das wichtigste Ergebnis der Untersuchung: die Filmindustrie steht nur in einem scheinbaren Gegensatz zu der Prüfstelle, in Wirklichkeit decken sich die Intentionen der Produktionsfirmen und des Kontrollorgans mit seltenen Ausnahmen in völliger Kongruenz. Die Schrift Petzets wäre noch wertvoller, wenn sie in der Auswahl des Materials und in seiner Interpretation klarer die ökonomischen und soziologischen Ursachen für die behördliche Tätigkeit enthüllte; der liberale Standpunkt des Verfassers

verhindert eine Bloßlegung, wie sie die materialistische Methode ermöglicht hätte.

Für den Soziologen, der psychologische Tatsachen zu verwerten weiß, sind viele der Erkenntnisse aus Fülöp-Millers Untersuchung ein brauchbares Material. Eine gewisse Vorsicht ist dabei am Platze, da der Verfasser durch den Verzicht auf jede soziologische Fundierung seiner psychologischen und zum Teil ästhetischen Ausführungen zu manchen falschen Schlußfolgerungen gelangt; er verficht die oft ausgesprochene irrige These, daß allein der Publikumsgeschmack die Filmproduktion bestimme. Auch die ökonomischen Faktoren für die Filmerzeugung sind unzulänglich dargestellt; eine schiefe Parallele zwischen Film- und Kleiderkonfektion, die sich durch das ganze Buch zieht, verzerrt das Bild dieses Wirtschaftszweiges. Kulturhistorische Exkurse bis ins Altertum und Mittelalter verschleiern die Untersuchungen über den Film, der doch ein typisches Produkt und Ausdrucksmittel des Kapitalismus ist. Die Arbeit enthält eine Reihe richtiger psychologischer Erkenntnisse und Beobachtungen; den dilettantischen Verzicht auf jede wissenschaftliche Methodik verbirgt der Verfasser durch ein wissenschaftliches Gewand aus zahllosen Zitaten von Demokrit und Aristoteles bis zu Bergson und Graf Keyserling.

Arnheims sehr gründliche und umfassende Ästhetik des Films kämpft für dessen Anerkennung als Kunstgattung. Wer sich mit der neuen Kunstform des Films soziologisch auseinandersetzen will, wird gut tun, sich aus dieser kritischen und apologetischen Analyse zu unterrichten. Obwohl das Schwergewicht der Arbeit auf ästhetischem Gebiet liegt, sieht A. sehr wohl die Abhängigkeit des Films von den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen: „wer den Film verbessern will, muß erst die Gesellschaftsordnung verbessern". Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Waples, Douglas, u. Ralph W. Tyler, *What people want to read about. A study of group interest and a survey of problems in adult reading. University of Chicago Press. Chicago 1931. (XXX u. 312 S.)*

Das vorliegende Buch gibt Kenntnis davon, daß eine Fragestellung, die uns in Deutschland in den letzten Jahren lebhaft beschäftigt hat, neuerdings auch in Amerika mit großem Nachdruck aufgegriffen worden ist. Es ist die Frage, was sich aus dem statistisch und durch andere Beobachtung faßbaren und meßbaren Lesebedürfnis einzelner Gruppen auf einzelnen Gebieten geistigen Lebens für Schlüsse ziehen lassen, die dann für die praktische Arbeit des Bibliothekars und Buchhändlers, aber auch für die mehr theoretische des Soziologen und Sozialpsychologen von großer Bedeutung sein können. Man wandte diesseits und jenseits des Ozeans verschiedene Methoden an. Während das unter der Leitung von Hofmann stehende Leipziger Institut für Leser- und Schrifttumskunde, fußend auf der Ausleihstatistik von Büchern, ausgeht von dem wirklich gelesenen Buch, geht Waples in Amerika von dem Wunsch aus, ein Buch über ein bestimmtes Thema zu lesen, den er in Fragebogen zu erfassen sucht. Wir können und wollen hier nicht entscheiden, welcher Weg mehr verspricht; wichtig ist, daß die Bedeutung der Fragestellung durch diese Doppeltheit der Arbeit unterstrichen wird, und wichtig ist, daß die angebahnten Arbeitsbeziehungen beider In-

stitute die Möglichkeit einer gegenseitigen Korrektur und Ergänzung in Aussicht stellen.

Trotz der Gleichheit des Ausgangspunktes ist uns Deutschen das Buch des Amerikaners zunächst etwas fremd. Man spürt andere soziale Verhältnisse und andere soziale und soziologische Betrachtungsweisen, wenn unter den für das Leseinteresse maßgebenden Faktoren zwar Geschlecht, Schulbildung und Beschäftigung genannt, aber die Frage der Klassenzugehörigkeit nicht erörtert wird. Wir glauben Kalkulationen aus dem amerikanischen Geschäftsleben vor uns zu haben, wenn wir sehen, wie man mit allen Methoden der Mathematik Wahrscheinlichkeitskoeffizienten für die Wirkung einer Büchergruppe auf eine Lesergruppe errechnet. — Und man spürt den entwicklungsfrohen Optimismus des fremden Landes, wenn man die hoffnungsvolle Freude des Verf. sieht, mit der er die Möglichkeiten der sicheren, berechenbaren Grundlage für die Arbeit des Bibliothekars, des Verlegers und des Sortimenters aufzuzeigen hofft. Doch das alles erklärt sich aus der Situation Amerikas, die unserer nicht gleicht. Man wird die Fortsetzung der Arbeiten, die W. ankündigt, mit Spannung zu erwarten haben, da sie vor allem die sozialpädagogische Ausdeutung des erarbeiteten Materials bringen wird, die hier nur in Anfängen vorhanden ist und vorhanden sein kann. Das Buch hat für unsere Arbeit seinen Hauptwert in dem Eifer, dem Ernst und der Gründlichkeit, mit denen das Problem angegriffen ist. Sie werden das Interesse der Öffentlichkeit in Europa an diesen Fragen und an den begonnenen Arbeiten — ich nenne das kürzlich erschienene Buch von Walter Hofmann: Die Lektüre der Frau — steigern, und das ist notwendig. Denn die Fragestellung ist über den engeren Fachkreis weit hinaus wichtig. Adolf Waas (Frankfurt a. M.).

Thurnwald, Richard, *Die menschliche Gesellschaft in ihren ethnosoziologischen Grundlagen. 1. Band: Repräsentative Lebensbilder von Naturvölkern. Walter de Gruyter. Berlin und Leipzig 1931. (311 S. [mit Tafeln u. Abb.]; brosch. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)*

Anlageplan und Zielsetzung der auf 5 Bände berechneten Gesamtveröffentlichung, vor allem aber die methodologische Grundlegung, wie sie sich aus dem programmatischen Vorwort und der historisch-kritischen Einleitung des vorliegenden 1. Bandes ergibt, lassen erkennen, daß dieses Werk allein schon durch die gedankliche Durchdringung und die methodische Verarbeitung des Stoffes der Völkerkunde und der Soziologie einen starken Impuls geben wird und der Behandlung ethnosoziologischer Probleme neue Wege weist. In der Völkerkunde dürfte der Angriff auf Kulturkreislehre und kulturhistorische Richtung der Ethnologie die Auseinandersetzungen über Wesen und Brauchbarkeit ihrer methodologischen Kriterien voraussichtlich erneut aufleben lassen.

Den weitaus größten Teil des 1. Bandes nehmen die „repräsentativen Lebensbilder" ein, welche die „Gesellungstypen" in ihrem kulturellen Zusammenhang schildern. Mit diesen knapp formulierten Darstellungen der Lebensverhältnisse zahlreicher Naturvölker will T. dem Leser, insbesondere demjenigen, dem das umfangreiche und zersplitterte völkerkundliche Material nicht unmittelbar zugänglich ist, einen geordneten Bestand an Tat-

sachen vor Augen stellen, so daß er aus ihnen selbst seine Schlüsse ziehen, bzw. die des Autors nachprüfen kann. In solchen Lebensbildern glaubt T. auch am ehesten reale Normalformen der menschlichen Vergesellschaftung erkennen und Fehlschlüsse, wie sie die Verwechslung „gedanklicher Idealtypen" und „realer Extremformen" mit sich bringt, vermeiden zu können.

Die in den Lebensbildern dargestellten Gemeinschaften, Völker oder Stämme, gliedern sich nach dem grundlegenden Verhältnis des Menschen zu den Quellen seiner Nahrung in zwei Gruppen: die „Wildbeuter" und die „Pfleger von Pflanzen und Tieren". Die Wildbeuter sind die Jäger und Sammler der Ethnologie; Thurnwald scheidet sie weiter in Wildbeuter des Eises (wie die Eskimo), der Steppe, Wüste und des Graslandes (wie z. B. die Australier), des Waldes (wie die Weddas auf Ceylon) und endlich des Wassers, für die er ein Fischervolk vom Kongo als Beispiel anführt. Aus der Gesamtheit der Lebensbilder werden dann unter Ausschaltung regional oder historisch bedingter Sonderbildungen die „soziologischen Ergebnisse" gezogen. In ähnlicher Weise sind die „Pfleger", d. h. die Bodenbauer und die Hirten, gegliedert und behandelt; ihre Lebensverhältnisse, ihre wirtschaftliche und soziale Struktur sind naturgemäß unvergleichlich komplizierter als bei den Wildbeutern. Die Nomenklatur weist manche Sonderbarkeiten auf („ungeschichtete Kleinviehhirten", „gestaffelte Kamelhirten" u. ä.), aber man gewöhnt sich rasch an sie, da sie für den, der das Buch liest, Wesentliches treffend bezeichnet.

Die folgenden Bände, in denen die „Einrichtungen und Lebensbräuche in den Gesellungen selbst", d. h. Familie, Wirtschaft, Staat und Recht dargestellt werden, sollen im nächsten Heft dieser Zeitschrift ausführlicher gewürdigt werden.

Ernst Vatter (Frankfurt a. M.).

Winthuis, J., *Einführung in die Vorstellungswelt primitiver Völker. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (364 S.; RM. 7.—, geb. RM. 8.—)*

J. Winthuis läßt seinen beiden Schriften über das Zweigeschlechterwesen eine dritte folgen, die die Gedankengänge der beiden älteren Arbeiten fortführt und vertieft. Alle drei Arbeiten haben nicht nur unsere Kenntnisse über Neupommern (wo der Verf. 12 Jahre lang tätig war) beträchtlich bereichert, sondern sie haben auch auf die gesamte Völkerkunde anregend, ja aufregend gewirkt. W. bringt zahlreiche Belege dafür, daß viele Naturvölker den Menschen nicht als eingeschlechtig, sondern als doppelgeschlechtig, als „Zweigeschlechterwesen" ansehen, daß der Glaube an die Doppelgeschlechtigkeit in der Weltanschauung vieler Völker eine große Rolle spielt und daß manche Gebräuche nur den Zweck haben, dem Menschen die (verloren gegangene) Doppelgeschlechtigkeit wiederzugeben. Hierüber hinausgehend betont W. zunächst die große Bedeutung geschlechtlicher Bilder und Vorstellungen für das Denken der Eingeborenen und schließlich die Verschiedenheit des „primitiven Denkens" vom „kulturfortschrittlichen Denken". Doch schränkt er „die Überzeugung, daß die primitive Denkweise von der europäischen spezifisch verschieden ist", an verschiedenen Stellen ein, so wenn er schreibt, daß sich bei uns „auch in der Oberschicht" gelegentlich primitives Denken verrate, von dem sich ganz „wohl kein Mensch . . . losmachen"

könne. Auch daß das, was er als ein recht wichtiges Merkmal primitiven Denkens ansieht, die vorherrschende Beschäftigung mit geschlechtlichen Dingen, ähnlich bei uns zu finden ist, gibt er selber ausdrücklich zu, ja er erwähnt sogar, daß die gleichen Bilder für geschlechtliche Vorgänge wie in der Südsee auch bei den Flamen vorkommen. Man muß dem hinzufügen, daß auch die Gleichsetzung „alles Länglichen" mit „dem Männlichen" bei uns üblich ist; „Lanze, Stock, Zeigefinger, Nase" usw. werden in Europa genau so geschlechtlich gedeutet wie bei den Gunantuna (vgl. Bd. 9 der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia). — Auch in einer anderen Beziehung ist W. im allgemeinen vorsichtig: wie schon in dem Titel seines Buches, so spricht er auch in dem Werk selber meistens nur von den Anschauungen „primitiver Völker" und nicht etwa in unzulässiger Verallgemeinerung von den Anschauungen d e r primitiven Völker. Aber gelegentlich gelingt es doch, ihn zu stellen: so führt er (sogar zweimal) zustimmend den Satz von H. Naumann an „Die primitiven Völker sind sich ähnlich und undifferenziert wie die Kinder". Man wird unbedenklich sagen dürfen, daß diese Ansicht falsch ist.

Zu eingehender Auseinandersetzung mit den W.schen Gedankengängen ist hier nicht der Raum. W. hat begeisterte Zustimmung, aber auch entschiedene Ablehnung erfahren. Der Kampf um ihn wird hoffentlich zu einer Klärung mancher völkerkundlicher Fragen beitragen.

Paul Leser (Frankfurt a. M.).

Frazer, James George, *Mensch, Gott und Unsterblichkeit. Gedanken über den menschlichen Fortschritt. (Aus dem Engl. übers.) C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. (XVI u. 364 S.; RM. 6.80, geb. RM. 8.50)*

Dem Nichtvölkerkundler, der sich einen Überblick über F.s Ansichten verschaffen will, wird dieser Sammelband, der 177 kurze Abschnitte aus älteren Arbeiten F.s abdruckt, sehr willkommen sein, besonders demjenigen, der vor dem riesigen Umfang des F.schen Schaffens zurückschreckt. Soweit die Abschnitte schwerer zugänglichen Arbeiten F.s entnommen sind, wird auch der Fachgenosse manche Anregung aus dem Band gewinnen. Dagegen erscheint mir der Wert des Buches für die breite Öffentlichkeit, an die sich diese deutsche Ausgabe wendet, etwas zweifelhaft. Im Vorwort spricht F. in erstaunlicher Selbsterkenntnis davon, daß wohl der Hauptwert seiner Bücher in den von ihm zusammengetragenen Berichten über die Zustände bei den sog. Wilden beruhe. Gerade diese Berichte aber, die „schweren Massen von Tatsachen", sind in diesem Band zum großen Teil gestrichen worden, so daß oft nur die „allgemeineren Schlüsse" übrig geblieben sind. Und unter diesen Ansichten von F. sind manche, das wird man bei aller Ehrerbietung vor der Bedeutung des Verf. doch sagen müssen, die überholt oder schief sind. Es erscheint mir wenig angebracht, wenn Irrtümer, über die die deutsche Völkerkunde seit Jahrzehnten hinaus ist, jetzt als neueste Feststellungen der Wissenschaft ins Volk getragen werden. Andererseits sei dankbar anerkannt, daß zahlreiche Stellen des Buchs ohne Einschränkung als lehrreich bezeichnet werden können und sicherlich manchen zu einer näheren Beschäftigung mit der Völkerkunde veranlassen werden. Paul Leser (Frankfurt a. M.).

Malinowski, Bronislav, *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwestmelanesien. Grethlein & Co. Leipzig 1930. (XIX u. 442 S.; geb. RM. 24.—)*

Das vorliegende Werk des englischen Ethnologen ist eine Fortsetzung seiner Forschungsberichte über die mutterrechtliche Gesellschaft der Trobriander in Nordwestmelanesien. Es behandelt zum ersten Male in der ethnologischen Literatur mit eingehender Gründlichkeit nicht nur die äußeren Formen des Geschlechtslebens, Ehe und Familie, sondern auch den Charakter des Geschlechtserlebens selbst beim Kinde, Jugendlichen und Erwachsenen. Das besonders Wertvolle des Werkes ist darin zu erblicken, daß es auf die Fragen der Geschlechtlichkeit im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der trobriandrischen Gesellschaft eingeht. Ein weiterer Vorzug liegt in der fast vollkommen amoralischen Einstellung des Autors, die ihn davor bewahrt, im Geschlechtsleben der Wilden einen „zügellosen und unmoralischen Lebenswandel" zu erblicken. Neuartig geschildert werden auch die Heiratsriten der Trobriander, die für die Auffassung des gesamten gesellschaftlichen Prozesses und seiner Widersprüche sehr aufschlußreich sind.

Bedeutsam für die Beurteilung des Einflusses der sexualfeindlichen Moral unserer Kulturkreise auf die seelische Hygiene ist der Fund M.s, daß patriarchalische Völkerstämme im Gegensatz zu den mutterrechtlichen eine strikte Familienmoral und voreheliche Sexualeinschränkung aufweisen, gleichzeitig aber auch nervöse Erkrankungen, Perversionen und sexuelle Dissozialität. Das bestätigt nicht nur die Freudsche Lehre von der Ätiologie der Neurosen, sondern ist auch geeignet, aktuelle Stellungnahmen zur Frage der psychischen Hygiene ethnologisch zu fundieren.

Dieses Standardwerk der Sexualethnologie wird keiner entbehren können, der aktuelle oder historische Fragen der Sexualsoziologie behandelt. Es kann auch zweifellos dazu beitragen, eine ganze Reihe sachlich falscher und moralischer Voreingenommenheit entstammender Auffassungen über die menschliche Sexualität aus der Welt zu schaffen.

Wilhelm Reich (Berlin).

Leser, Paul. *Entstehung und Verbreitung des Pfluges. Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung. Münster i. W. 1931. (XV u. 676 S.; br. RM. 36.80, geb. RM. 39.—)*

Das Werk will keine Soziologie der Pflugkultur bieten, sondern eine Untersuchung über Entstehung und Verbreitung des Pfluges. Nach einer ungemein fleißigen Übersicht über die Bodenbearbeitungsgeräte in den einzelnen Ländern bringt der zweite Teil eine Geschichte des Pfluges. Dabei ergibt sich folgendes Bild: das Ziehen von Handgeräten und die Kenntnis der Verwendung von Tieren zum Schleppen von Schlitten waren — und zwar, wie das Vorkommen der letztgenannten Erscheinungen in der Arktis zeigt, schon vor der Genesis der Hochkultur — der Erfindung des Wagens und des Pfluges vorausgegangen. Dieser ist allenthalben einheitlicher Herkunft, knüpft nicht an die Hacke, sondern an den von Menschen gezogenen Ziehspaten an, ist in seinen ältesten Formen überall durch das gleiche Gerippe und durch das Nichtvorhandensein eines Krümels gekennzeichnet. Dieses Teilstück kommt erst bei einer jüngeren Form vor. Sie hat sich ebenso wie

der vierseitige Pflug, aber parallel zu ihm aus dem geschilderten frühesten Typ entwickelt. Das geschah innerhalb der Hochkultur der Mittelmeerländer, aber nicht bei den Indogermanen; denn schon vorher sind babylonische und etruskische Exemplare aufweisbar.

Die Kritik wird, um mit dem Positiven zu beginnen, anerkennen müssen, daß L. der Beweis für seine Thesen im allgemeinen gelungen ist; diese Behauptung muß aber zwei Einschränkungen erleiden: warum müssen nämlich erstens das Ziehen von Handgeräten und die Kenntnis der Verwendung von Tieren zum Ziehen von Schlitten beide älter sein als nicht nur die Erfindung des Pfluges, sondern auch die Erfindung des Wagens? Das wäre doch nur in einem Falle zutreffend, dann nämlich, wenn als erstes Tier der Ren gezähmt worden wäre. Mit diesem Argument arbeiten allerdings etliche Kulturkreistheoretiker gern. Es bleibt aber unbewiesene Behauptung. Doch berührt dieser Einwand diejenigen geschichtlichen Zusammenhänge weniger, die L. besonders am Herzen liegen. Schwerer wiegt dann schon ein anderes Bedenken. Unerwiesen bleibt nämlich die These: Der Pflug ist nicht aus der Hacke, sondern aus dem Spaten abzuleiten. Sie ist Eduard Hahn gegenüber aufgestellt. In dieser einen Hinsicht muß man aber an der Auffassung H.s festhalten. Auch dann bleibt der grundlegende Unterschied zwischen Hackbau und Pflugbau bestehen. Er ist eben vor allem dadurch gegeben, daß man bei letzterer Seinsform über gezähmte Tiere verfügt und bei ersterer nicht. Das Wahrscheinlichste hat übrigens L. selbst geahnt. Auf S. 558, Anm. 29, sympathisiert er nämlich mit der Möglichkeit, die Übertragung der Zugkraft des Tieres auf ein Bodenbereitungs-Gerät sei eine Mischerscheinung. In diesem Zusammenhange ist insbesondere an die Tatsachen der Kulturkreisüberlagerungen zu erinnern. Durch Schmidt und Koppers einerseits, durch Franz Oppenheimer andererseits, sowie auf dem Wege einer Verknüpfung von Elementen aus den beiden letztgenannten Systemen von Seiten des Verf. dieser Rezension sind sie herauspräpariert worden. Im übrigen vermag das Werk trotz jener zwei Einwände wertvolle Anregungen zu erteilen, und zwar auch noch über das aufgezählte Positive hinaus. Nur noch auf zweierlei sei abschließend hingewiesen: Hier wird an einem neuen Beispiel die Möglichkeit einer verschiedenartigen Entwicklung aus der gleichen Form heraus gezeigt und dadurch abermals das grundsätzliche Problem: Kulturkreistheorie und Evolutionismus aufgerollt. Aber auch noch in einem ganz anderen Zusammenhang, der die Wissenschaft unserer Zeit besonders stark bewegt, vermag ein Resultat des Buches wichtig zu werden. Denn über das bislang Bekannte hinaus läßt es die Einheit vorgriechischer Mittelmeerkulturen einschließlich der Etrusker evident werden. Und so wird man, wenn man alles in allem nimmt, sich trotz jener zwei Einwände des Buches freuen dürfen.

Paul Honigsheim (Köln).

Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie. Bd. X (1. und 2. Halbband) von Thurnwalds Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (378 und 218 S.; br. RM. 28.50)

Zehn Autoren geben eine Sammlung mehr von Auffassungen als von neuen Tatsachen, ein eindringliches Beispiel dafür, daß der Eklektizismus

zunimmt, je mehr sich die Wissenschaften von der Benutzung mathematischer Darstellungsmittel entfernen. Erst recht fehlt die durchgehende Betrachtungsweise, die verwickelte Verhältnisse aufklären könnte. Auf mehr oder minder geläufige oder eigens ersonnene Gedankengebilde werden Erfahrungen und Deutungen zurückzuführen gesucht. Die Biosoziologie verlangt freilich mehr.

H. Legewie bemüht sich um die Bedeutung der Tiersoziologie für die Gesellschaftslehre des Menschen. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht der „Zusammenhang Leib-Psyche-Umwelt", mit dem er das Problem „Organismus und Umwelt" ausdeutet. Aphoristische Bemerkungen über „das Tier als geselliges Subjekt" von T. Geiger behandeln die „sozialen Kontakte des Menschen zum Tier". Der inzwischen verstorbene Klassiker der Ameisenbiologie E. Wasmann vergleicht die Demokratie in den Staaten der Ameisen und der Termiten. Der überaus verdienstvolle Sachkenner gelangt leider zu ganz dilettantischen Folgerungen. E. Schwiedland sieht in „Triebanlage und Umwelt soziale Gestalter". Zufällige Voraussetzungen und schöpferische Selbstverwirklichung bestimmen das Werdende. R. Rapaies gibt einen populären „Versuch einer Gesellschaftslehre der Pflanzen", dem die viel gründlichere und umfassende Darstellung von W. Zimmermann über „Pflanzensoziologie" folgt. Wenn auch die neueren Werke von Braun-Blanquet und Du Rietz nicht mehr berücksichtigt werden konnten, so liegt doch eine gute Einführung in das Gebiet vor. Der philosophische Anhang über „Wert-Zweck-Ganzheit-Seele" läßt erfreulicherweise den nüchternen Naturwissenschaftler erkennen. P. Krische faßt sich in seinen „Beiträgen zur Soziologie der Pflanzen" sehr kurz. Er betont die „starken gesellschaftlichen Gemeinschaftskräfte" neben dem erbarmungslosen Kampf ums Dasein aller gegen alle in der Natur. J. Schjelderup-Ebbes „Despotie im sozialen Leben der Vögel" ist eine Spezialarbeit auf Grund eigener Naturbeobachtungen. G. Heberer referiert über das „Abstammungsproblem des Menschen im Lichte neuerer paläontologischer Forschung" unter Berücksichtigung der Literatur bis 1926 und einiger späterer Arbeiten. K. F. Wolff erörtert kurz die soziologische Bedeutung der kraniologischen Polaritätstheorie.

Julius Schaxel (Jena).

Schaxel, Julius, *Das biologische Individuum (in: Erkenntnis, I. Bd., H. 6). Felix Meiner. Leipzig 1931. (25 S.)*

Sch. bemüht sich in jahrelanger Arbeit, die Biologie aus ihrem gegenwärtigen Zustand, der durch das Nebeneinanderbestehen heterogenster Theorien gekennzeichnet ist, herauszuführen: er weist die unbewußt aus der Forschung der Vergangenheit übernommenen Denkelemente der heutigen Theorien auf, die die Fragestellungen der Forschung vorbestimmen und so ihre Lösungen beeinflussen. In dem vorliegenden Aufsatz, der aus einer geplanten umfassenden Darstellung der modernen Naturwissenschaften vom Standpunkt des dialektischen Materialismus einiges empirische Material vorwegnimmt, erbringt Sch. für „den zentralen Begriff jeder metaphysischen Biologie", den absoluten Begriff des biologischen Individuums als des Unteilbaren, Vereinzelten, der jahrhundertelang den Fortschritt der Forschung hemmte, den Nachweis einerseits der gesellschaftlichen Be-

dingtheit, anderseits seines Zusammenbrechens mit dem Ende der Epoche, der er entstammte: an einigen herausgegriffenen Beispielen wird seine Unhaltbarkeit gegenüber den Tatsachen der modernen Forschung, seine Relativierung von allen Seiten her aufgezeigt. Die historische Auflösung des Individuums geschah durch den Darwinismus, der die Organismen als Produkte historischer Kumulation erkannte, das absolute Individuum also auf das Aggregat der unabhängig voneinander an seiner Spezies verlaufenen historischen Veränderungen reduzierte. Die genetische Auflösung des Individuums geschieht durch die Vererbungsforschung, die aus dem jeweiligen physiologischen Individuum nichts anderes als einen willkürlichen Ausschnitt aus einem Zusammenhang von Relationen macht. Formal aufgelöst wird der Begriff des Individuums durch die Entwicklungsmechanik, die, im Gegensatz zur zielbstrebigen Auffassung der organischen Form als Verwirklichung des göttlichen Bauplans im Sinne der idealistischen Morphologie, die ontogenetische Entwicklung als in sukzessiven Akten determiniert erweist, und durch das biologische Experiment, das die Teilbarkeit des „Unteilbaren" zeigt. Als sozial relativiert erweisen sich die Lebewesen nicht nur in den Beziehungen der Lebenserhaltung, die durch den Kreislauf des Stoffwechsels gegeben sind, sondern auch in allen möglichen Abhängigkeitsverhältnissen der Konkurrenz und Kooperanz, die in dialektischem Prozeß zu den verschiedensten Graden der Vergesellschaftung in der Natur geführt haben.

Julia Feinberg (Frankfurt a. M.).

Festschrift zum 70. Geburtstag von Carl Grünberg. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. (560 S.; br. RM. 27.—, geb. RM. 30.—)

Die Beiträge zu dieser Festschrift legen Zeugnis für die vielseitige Förderung und Anregung ab, die Grünbergs Forscher- und Lehrtätigkeit einem großen Kreis von Schülern und Freunden gegeben hat. Sie behandeln, Grünbergs Interessen folgend, Probleme aus den verschiedensten gesellschaftswissenschaftlichen Gebieten. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung liegen u. a. Edmond Laskines Aufsatz „Socialisme, mouvement ouvrier et politique douanière", Robert Michels' Bericht über eine von ihm selbst getragene syndikalistische Unterströmung im deutschen Sozialismus (1903 bis 1907) und Käthe Leichters Studie über den Weg vom revolutionären Syndikalismus zur Verstaatlichung der Gewerkschaften in Italien und Rußland vor. Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte haben Max Beer, der über „Social Foundations of Pre-Norman England", und Fedor Schneider, der über die soziale Lage des freien Handwerks im frühen Mittelalter schreibt, geliefert. Paul Szendes Beitrag aus der ungarischen Rechtsgeschichte — er schildert unter dem Titel „Nationales Recht und Klassenrecht" die Tätigkeit der sog. Judexkurialkonferenz vom Jahr 1861 — ist durch die Problemstellung des historischen Materialismus angeregt. — Fragen der ökonomischen Theorie behandeln die Arbeiten von O. Leichter über „Kapitalismus und Sozialismus in der Wirtschaftspolitik" und F. Pollock über „Sozialismus und Landwirtschaft", ferner die Aufsätze Stephan Bauers, Henryk Großmanns und Franz Oppenheimers. Bauer verfolgt den Ursprung der Doktrin des laisser faire und des wirtschaftlichen Gleichgewichts — er nennt diese Theoreme „Verlegenheitsmetaphern" — bis in die Medizin. Großmann weist die Kritik

zurück, die Rosa Luxemburg an der Marxschen Darstellung der Reproduktion des Geldmaterials geübt hat. Oppenheimer stellt bei der Aufklärung der gegenseitigen Beziehungen von Stadt und Land das Goltzsche Gesetz in den Mittelpunkt. Eine Arbeit von Gerloff unterrichtet über die Entwicklungstendenzen in der Besteuerung der Landwirtschaft; herangezogen sind die Verhältnisse in Deutschland, Großbritannien, Frankreich, der Tschechoslowakei, Italien, Rußland und Kanada. Die Beiträge Krzeczkowskis und Pribrams haben sozialpolitische Themata zum Gegenstand. Den Methodenstreit in der Nationalökonomie nimmt Louise Sommer zum Ausgangspunkt einer geisteswissenschaftlichen Analyse, die zeigt, wie stark der Ursprung der Methodenkämpfe (nicht nur in der Nationalökonomie) im Gegensatz der Weltanschauungen verankert ist. Zu den Fragen der Wissenschaftslehre nimmt auch Horkheimers Aufsatz „Hegel und das Problem der Metaphysik" Stellung: nach ihm ist die Behauptung der Identität von Subjekt und Objekt nicht bloß die ausdrückliche systematische Voraussetzung Hegels, sondern die implizite aller Metaphysik. Mit ihrer Widerlegung sei jegliche Aussage über das „Absolute" getroffen. Nach Fortfall der Subjekt-Objekt-These Hegels müßten die Elemente seiner Philosophie entweder in Wissenschaft übergeführt werden oder selbst ebenfalls der Kritik erliegen. — Mit geistes- bzw. dogmengeschichtlichen Skizzen zur Interpretation wichtiger Bestandteile der Marxschen Gesellschaftslehre sind Max Adler, Rodolfo Mondolfo und K. A. Wittfogel an der Festschrift beteiligt.

Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Ökonomie[1]).

Lederer, Emil, *Aufriß der ökonomischen Theorie. 3. erw. u. völlig umgearb. Aufl. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (XII u. 351 S.; br. RM. 9.20, geb. RM. 12.—)*

Lederer legt seine „Grundzüge" jetzt in dritter, wesentlich erweiterter Fassung als „Aufriß der ökonomischen Theorie" vor. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß L. das übliche Aufbau- und Gliederungsschema der „Einführungen" verlassen hat und seinen Gegenstand methodisch-theoretisch entwickelt. Allerdings nicht in einer klassifikatorisch-geradlinigen Systematik, sondern in didaktisch fruchtbaren Gegenüberstellungen und Vergleichen. So werden in den beiden Einleitungskapiteln die naturalen und sozialen Grundphänomene der Wirtschaft und des Wirtschaftslebens dargestellt unter dem Gesichtspunkt ihres Bedeutungswandels in den verschiedenen Wirtschaftsformen (L. unterscheidet Bedarfsdeckungswirtschaft, einfache und entwickelte Verkehrswirtschaft). In einem klaren Katalog von korrespondierenden, den einzelnen Wirtschaftsformen zugeordneten Grundbegriffen kann L. schließlich diese für das Verständnis der historischen Natur der heutigen Wirtschaftsverfassung wichtige Analyse abschließen. Der eigentliche Hauptteil des Werkes wird ausgefüllt von einer Gegenüberstellung der auf der Arbeitswertlehre aufbauenden klassischen und marxi-

[1]) Eine Sammelbesprechung über neuere planwirtschaftliche Literatur mußte wegen Raummangels für das nächste Heft zurückgestellt werden.

stischen Schule und der auf der Gebrauchswerttheorie basierenden Grenznutzenschule. Jedes der beiden Systeme wird zunächst für sich in seinen Grundlagen und Konsequenzen entwickelt, die Schwierigkeiten, die von jedem Ansatz her entstehen (z. B. Zins- und Lohnprobleme für beide Theoriegruppen, das Zurechnungsproblem speziell für die Grenznutzenschule, die Bedeutung der Bedarfsordnung und des Monopolpreises besonders für die klassische Lehre), werden aufgedeckt und dann der Versuch gemacht, Grenzen und Leistungsfähigkeit beider Systeme abzuwägen. Völlig undogmatisch und mit klaren Argumenten nimmt L. zu jedem einzelnen Problem Stellung und zeichnet im Anschluß an das Zinsproblem die Grundlinien einer dynamischen Theorie durch eine kurze Analyse der Wirkungen der Bevölkerungsvermehrung und des technischen Fortschritts.

L.s Schrift gibt durch die Konfrontierung von klassischer und Grenznutzenlehre einen guten Überblick über den Stand der ökonomisch-theoretischen Diskussion, bringt, wenn auch nicht dem „reinen Anfänger", so doch dem fortgeschrittenen Studenten eine Fülle von Anregungen und vermittelt ein wirkliches Verständnis der schwierigen theoretischen Zusammenhänge. Kein Paukbuch — aber ein Lehrbuch in jenem guten Sinne, daß es zum selbständigen Denken geradezu herausfordert.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Lederer, Emil, *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (VII u. 126 S.; br. RM. 5.—)*

Lederer untersucht die Wirkungen eines technischen Fortschritts, der in einem Teil der Produktion die organische Zusammensetzung des Kapitals erhöht, also zu Arbeiterentlassungen führt. Im Ausgangsschema, dem eine gleichmäßig wachsende Wirtschaft ohne Produktionsreserven zugrunde liegt, ist angenommen, daß der technische Fortschritt durch Ablenkung von Kapital aus anderen Verwendungen finanziert wird. Während die Kompensationstheorie die Wiederaufsaugung der freigesetzten Arbeiter lediglich von einer statischen Angleichung der vorhandenen Produktionselemente abhängig macht, weist L. überzeugend nach, daß die Freisetzung erst kompensiert werden kann, wenn zusätzliche Produktionsanlagen geschaffen sind. Dabei entscheidet der Umfang der Kapitalbildung im Sinne der Vermehrung der Arbeitsplätze über das Ausmaß der Kompensation, die jedenfalls nicht im bestehenden Kreislauf erfolgt und bei forciertem Tempo des technischen Fortschritts überhaupt zweifelhaft wird (strukturelle Arbeitslosigkeit!). Dieses Resultat bleibt auch bei Berücksichtigung des zusätzlichen Kredits und in der Wirtschaft vorhandener Reserven bestehen, mit deren Einführung L. in die Gedankengänge der Konjunkturlehre einbiegt. Seine Arbeit, die mit der Forderung nach gesellschaftlicher Zügelung des technischen Fortschritts schließt, bringt die Theorie der Arbeitslosigkeit um ein gutes Stück vorwärts. Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Wagemann, Ernst, *Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft. Reimar Hobbing. Berlin 1931. (XXVI u. 414 S.; br. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)*

„Die Gesamtheit der verkehrsverbundenen Volkswirtschaften" steht in verschiedener „Organisationsform" auf verschiedener „Intensitätsstufe".

In funktionaler Wechselwirkung mit der Bevölkerungsdichte und Bodenkapazität sind die Intensitätsstufen vor allem charakterisiert durch Quantität und Qualität der produzierten Produktionsmittel. Produktivität, Selbstversorgung, Export-Import-Dependenz und Krisenfestigkeit sind natürlich aufs stärkste durch die jeweilige Stufe bestimmt. Die Organisationsformen aber sind nicht wie die Intensitätsstufen das technisch-ökonomische, sondern das rechtlich-ökonomische Fundamentaldatum. Als für unsere kapitalistische Gegenwart relevant unterscheidet W. idealtypisch freie Ertrags- und Bedarfswirtschaft wie gebundene Ertrags- und Bedarfswirtschaft. Real sind diese 4 Typen beispielsweise repräsentiert durch: 1. den Hauptteil der agrarischen Marktwirtschaft Europas von 1850 wie der kolonialen Agrarwirtschaft von 1930, die beide „in der Hauptsache darauf aus sind, den Konsum durch den Markttausoh zu ergänzen", 2. jene scharf kalkulierende liberal-bürgerliche Profitwirtschaft, welche protektionistisch immer mehr modifiziert den 3. Typus vorbereitete — die neomerkantilistisch von Zöllen ummauerte und auch sonst staatlich subventionierte, durchkartellierte und vertrustete Profitwirtschaft mit ihrer zwangsläufigen Wendung zum reinen „Unternehmerstaat" des Faschismus. Der 4. Typus, obgleich wie der 3. gebunden, ist „der stärkste Gegenpol des Faschismus": der Bolschewismus, der im Prinzip „einen reinen Arbeiterstaat begründet" und als einzige Organisationsform es verstanden hat, „der Krise auszuweichen". Diese 4 Organisationsformen ergeben zusammen mit den jeweiligen Intensitätsstufen — die keine Entwicklungsstufen zu sein brauchen — 4 Wirtschaftssysteme, von denen jedes im geographischen Neben- und historischen Nacheinander grundverschiedene Wirtschaftsstrukturen aufweist. Und wie zuvor schon in der „Konjunkturlehre" unterscheidet W. diese Wirtschaftssysteme oder Realtypen als Nicht-, Halb-, Neu- und Hochkapitalismus.

Die ganze Krisentheorie W.s ist Konjunktur-Strukturtheorie. „Wie sehr die unorganische Systemmischung innerhalb der Weltwirtschaft und schon innerhalb der Volkswirtschaften die Überwindung der Krisen erschwert", diese Feststellung bildet ein Hauptergebnis seiner Betrachtungen. „Die ganze Wucht der krisenhaften Erschütterungen konzentriert sich auf den Bezirk der wirklich frei beweglichen Wirtschaftselemente", da „isolierte Regulierungen einzelner Wirtschaftsvorgänge Störungen auf den Nachbargebieten keineswegs verhindern, sondern im Gegenteil oft erst hervorrufen oder verstärken". Mischsysteme sind am krisenanfälligsten. W. fordert eine Lehre der weltwirtschaftlichen Dynamik und erarbeitet durch seine Fragestellung, durch sein Tatsachenmaterial, durch den klaren Überblick der Konjunkturlinien bis zum Weltkrieg, die knappe Beschreibung der Systemumbildung und der Konjunktur nach 1919 ein Stück realistischer Ökonomie. Es ist schon deshalb eines der wichtigsten ökonomischen Bücher aus den letzten Jahren. Die Kausalanalyse der gegenwärtigen Krise aber macht es zu einem besonders interessanten und aktuellen Werk.

Heinrich Ritzmann (Frankfurt a. M.).

Mitchell, Wesley C., *Der Konjunkturzyklus. Problem und Problemstellung. Nach der vom Verf. durchges. u. erg. Originalausgabe hrsg. v. Eugen Altschul. Hans Buske. Leipzig 1931. (XVIII u. 487 S.; br. RM. 26.—, geb. RM. 28.—)*

Die Herausgabe des Mitchellschen Werkes in deutscher Sprache, das in der ersten Auflage vom Jahre 1913 wegweisend für eine zugleich theoretische und realistische Konjunkturforschung war und in der der Übersetzung zugrundeliegenden 5. Auflage bedeutend erweitert und vertieft wurde, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst von E. Altschul, dem Leiter des Frankfurter Konjunkturinstituts. Über den Inhalt des Buches selbst, das in einem 2. Bande, der die Sachprobleme der Theorie behandelt, fortgesetzt werden soll, braucht angesichts seiner internationalen Anerkennung als Standardwerk der Konjunkturforschung kaum etwas gesagt zu werden. Es enthält einleitend einen Überblick über die gängigen Konjunkturtheorien und eine Darstellung des Zusammenhangs zwischen Wirtschaftsverfassung und Konjunkturablauf. Sein Schwergewicht liegt jedoch in der Analyse der Methoden der Konjunkturstatistik, ihrer Durchführung am konkreten Material und der Aufdeckung der Grenzen ihrer Anwendung. Den Abschluß bildet ein Resumé der „Business Annals", d. h. eine Untersuchung der Konjunkturintensität und -dauer in verschiedenen historischen Epochen für fast alle Länder. — Die Übersetzung hat die großen Schwierigkeiten, die durch den z. T. recht knappen Stil und die Vielzahl von terminis technicis entstanden, geschickt überwunden und vermittelt dem Leser in leicht faßlicher Sprache ein klares Bild über den Stand der amerikanischen Konjunkturforschung. Zu den Arbeiten von Wagemann, die vornehmlich die deutsche Entwicklung berücksichtigen, dürfte die Altschulsche Ausgabe des Mitchellschen Werkes mit ihren zahlreichen statistischen und graphischen Darstellungen amerikanischen Materials und ihren umfangreichen Literaturhinweisen eine wertvolle Ergänzung bilden.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Probleme der Wertlehre. Hrsg. v. Ludwig Mises und Arthur Spiethoff. Erster Teil. Beiträge von V. Furlan, Friedrich v. Gottl-Ottilienfeld, Wilhelm Kromphardt, Robert Liefmann, Ludwig Mises, Oskar Morgenstern, Franz Oppenheimer, Othmar Spann, Wilhelm Vleugels, Hans Zeisl. — Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183/1. Duncker & Humblot. München u. Leipzig 1931. (295 S.)

Man wird von einem Unternehmen, das um der Klärung der werttheoretischen Standpunkte willen den Vertretern der verschiedenen Lehrmeinungen das Wort gibt, nicht erwarten dürfen, daß es viele vorwärtsweisende Gesichtspunkte zutage fördert. Umso mehr sei aus der Reihe der Beiträge der Aufsatz von Oskar Morgenstern über „Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes" hervorgehoben, weil hier deutlicher als es bisher geschehen ist, die fundamentalen Übereinstimmungen zwischen der österreichischen, der Lausanner und der angloamerikanischen Variante der Grenznutzenlehre herausgearbeitet sind. — Als grundsätzlich liberale Theorie wird die Grenznutzenlehre in zwei Aufsätzen von Mises vorgetragen.

Seine Darlegungen unterliegen jedoch dem Einwand Hans Zeisls, der mit Recht darauf hinweist, daß die subjektive Theorie über die Zweckmäßigkeit von Interventionen, die auf „Datenänderungen" abzielen, nichts aussagen kann. — Die Arbeitswertlehre kommt in diesem Band nur durch Oppenheimer zur Geltung. Denn auch Zeisl, der in seinem Beitrag über „Marxismus und subjektive Theorie" die Überlegenheit des Marxschen Standpunktes verficht, beschreibt den Preismechanismus mit den Denkmitteln der Grenznutzenlehre; aber er bestreitet die Fruchtbarkeit der durch die moderne Theorie vorgenommenen Einschränkung des Sachgebietes der Wirtschaft auf die Preisgesetze, weil bei solchem Vorgehen alle Prozesse unerklärt blieben, durch die sich im Gefolge der Wirtschaftshandlungen die Struktur der Gesellschaft und damit die Daten der Preisbildung ändern. — Die Aufsätze von Kromphardt und Vleugels befassen sich kritisch mit den Gedankengängen, die der Ablehnung der Wertlehre zugrunde liegen.

Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Der internationale Kapitalismus und die Krise. Festschrift für Julius Wolf zum 20. April 1932. Ferdinand Enke. Stuttgart 1932. (383 S.; br. RM. 12.—, geb. RM. 14.40)

Die Autoren, die an dieser Festschrift zum 70. Geburtstag J. Wolfs mitgearbeitet haben, gehen an die ökonomischen und zum Teil auch politischen Probleme der Gegenwart von verschiedenen Seiten heran. Einige Aufsätze haben die Weltwirtschaftskrise unmittelbar zum Gegenstand. Eine Aufklärung über ihre Entstehungsgründe versucht allerdings nur Englis, ohne mit seinem Hinweis auf die Geldaufwertung als Krisenursache sehr in die Tiefe zu gehen. Ebensowenig kann Mises befriedigen, der unter dem Titel „Die Legende vom Versagen des Kapitalismus" in bekannter Weise gegen Interventionismus und Etatismus Anklage erhebt. Eine viel realistischere Deutung der staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft bietet demgegenüber der Beitrag „Ne laissez pas aller!" von Eulenberg, der die wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Staates nach ihren verschiedenartigen Aufgaben und Wirkungen differenziert. Eine Reihe von Mitarbeitern macht Vorschläge zur Überwindung oder Linderung der Krise. Dalberg befürwortet in seinem Bericht über „England seit Aufgabe des Goldstandards" eine Nachahmnung des englischen Vorbilds. Julius Hirsch empfiehlt zur Teillösung der Arbeitslosenfrage die Gründung einer Selbsthilfeorganisation, die in Ausbau bereits vorhandener Ansätze (Frankfurter Erwerbslosenküchen usw.) den Arbeitslosen ermöglichen soll, sich gegenseitig bei der Beschaffung der Ernährung, bei Ausbesserungsarbeiten an Kleidung, Wohnung usw. zu helfen. Der landwirtschaftlichen Absatzkrise kann nach Laur durch Maßnahmen abgeholfen werden, die geeignet sind, die Verwandlung des Getreides in tierische Erzeugnisse und den Verbrauch von Fleisch und Molkereiprodukten zu fördern. Elsa Gasser-Pfau setzt sich für eine internationale Aktion zur Liquidierung der Übervorräte ein: die Vorratsüberschüsse an Lebensmitteln sollen zu sehr mäßigen Preisen an Arbeitslose verteilt, die Rohstoffvorräte in ähnlicher Weise zur Verarbeitung gebracht werden.

Ein Sonderabschnitt der Festschrift ist den Problemen der einzelnen Volkswirtschaften gewidmet. Über ein Teilgebiet der deutschen Wirtschaft,

den deutschen Maschinenexport, instruiert Hans Kroner. Die Sonderstellung Frankreichs wird unter verschiedenen Aspekten von Ungern-Sternberg, Gottfried Salomon und Götz Briefs beleuchtet. Ein Aufsatz Cleinows über „Klassenbildung im Sowjetstaat" berichtet vornehmlich über das Verkümmern des Sowjetgedankens und das Erstarken der Bürokratie. Hermann Levy behandelt den Aufstieg der fernöstlichen Großindustrie und die Konkurrenzverhältnisse auf diesen Märkten. Über die politischen Spannungen im fernen Osten und den pazifischen Gebieten orientieren Otte und Grabowski.

Eine Erscheinung, die sich in der Mehrzahl der großen Länder geltend macht, ist der Geburtenrückgang, der — wie Burgdörfer für Deutschland feststellt — entgegen der Annahme der „Wohlstandstheorie" bei den breiten Massen vielfach in noch stärkerem Maße auftritt als bei den Wohlhabenden. Als einer voraussichtlichen Folge der zu erwartenden Bevölkerungsstagnation vor allem in Europa rechnet Sartorius von Waltershausen mit einem quotenweisen Zurückweichen des westlichen Europa im Welthandel. Den Einfluß des Geburtenrückgangs auf die Wanderungsbewegung behandelt Ferenczi. Zum Schluß sei bemerkt, daß auch Karl Kautsky, ein alter Gegner Julius Wolfs, mit einem Aufsatz über „Die Fabel von der Naturnotwendigkeit des Krieges" an der Festschrift mitgearbeitet hat; er setzt sich mit Rudolf Steinmetz, Sigmund Freud und Oswald Spengler auseinander.

Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.)

Marx, Karl, *„Das Kapital", Kritik der politischen Ökonomie, 1. Bd., neu herausgegeben und mit einem Geleitwort von Karl Korsch. Gustav Kiepenheuer. Berlin 1932. (768 S., geb. RM. 2,85)*

Korsch hat sich die Aufgabe gestellt, eine „zugleich treue und für jedermann lesbare Ausgabe des Marxschen Kapitals" zu besorgen. Die drucktechnisch einwandfreie, handliche und erstaunlich billige Neuausgabe hat den besonderen Vorzug, daß darin alles getan ist, um dem Nichtfachmann die Lektüre zu erleichtern: alle fremdsprachlichen Zitate sind übersetzt, die anglizistischen Eigentümlichkeiten des Marxschen Stils ins Deutsche übertragen, Stichworte am Kopf jeder Seite erleichtern die Orientierung, Fußnoten, die für den heutigen Leser belanglos sind, wurden gekürzt oder ganz weggelassen, und am Schluß finden sich ausreichende biographische Notizen über alle wichtigen Eigennamen, eine Aufführung der zitierten Werke und ein Fremdwörterverzeichnis. Diese bedeutende herausgeberische Leistung darf trotz gelegentlicher Irrtümer als geglückt gelten, der Herausgeber hat die große Schwierigkeit, bei allem Bemühen um Popularisierung eine möglichst treue Wiedergabe des Originals zu geben, mit Erfolg gelöst.

Die besondere Note dieser Ausgabe liegt darin, daß sie eine Wiedergabe der zweiten, noch von M. allein besorgten deutschen Auflage des „Kapitals" von 1872 darstellt. Die später erschienene französische Ausgabe, die von M. durchgesehen worden ist und zahlreiche Zusätze und vereinfachte Ausdrücke enthält, ist von K. „nur in solchen Fällen berücksichtigt, wo dadurch der streng wissenschaftliche Aufbau und die künstlerische Geschlossenheit" der vorhergegangenen deutschen Ausgabe nicht gestört wurde. Allerdings können uns die K.schen Argumente für die Überlegenheit der 2. Auflage des

M.schen Werkes gegenüber den späteren Überarbeitungen von Marx und Engels bzw. Kautsky und Rjasanov, nicht ganz davon überzeugen, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, eine spätere Ausgabe zugrunde zu legen. Jedoch sind die Unterschiede der verschiedenen Ausgaben nicht so bedeutend, daß durch die Bedenken gegen die Wahl der 2. Auflage der Wert des vorliegenden Buches als populärer Fassung des Werks geschmälert würde.

A. F. Westermann (Frankfurt a. M.).

Hoffmann, Walther, *Stadien und Typen der Industrialisierung. Ein Beitrag zur quantitativen Analyse historischer Wirtschaftsprozesse. Gustav Fischer. Jena 1931. (VII u. 190 S.; RM. 9.—)*

Hoffmann hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Industriewirtschaften der wichtigeren und dank ihrem statistischen Material erfaßbaren Länder inhaltlich nach ihrem Entwicklungsgrad miteinander zu vergleichen und ihr Wachstumstempo zu erfassen. Er muß zu diesem Zweck typische Gestaltungen des industriewirtschaftlichen Aufbaus herausarbeiten, die einen Vergleich in räumlicher wie zeitlicher Hinsicht ermöglichen. Ein brauchbares Strukturkriterium bietet nach den theoretischen Überlegungen des ersten Teils das Größenverhältnis zwischen Konsumgut- und Kapitalgutindustrien. Da sich diese Relation im Laufe der Entwicklung derart verschiebt, daß die anfängliche Vorherrschaft der Konsumgutindustrien kontinuierlich zugunsten der Kapitalgutindustrien zurückgeht, ist es möglich, den Entwicklungsprozeß in Stadien zu zerlegen, die durch typische Größenordnungen der beiden Produktionsabteilungen gekennzeichnet sind und deren Abfolgecharakter dadurch hervorgehoben werden kann, daß die aus dem Material gewonnenen Durchschnittstypen in der Richtung der Abnahme der Konsumgutindustrien mit dem Index des 1., 2., 3. . . . Stadiums der Industrialisierung versehen werden. Die auf solche Weise markierte Entwicklung ist jeweils von einzelnen Industrien getragen, so daß weiterhin die Frage erhoben werden kann, von welcher Art diejenigen Branchen sind, die den größten Anteil an der Strukturänderung haben. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen sich Typen der Industriewirtschaft nach dem Merkmal der jeweils vorherrschenden Einzelindustrie bilden.

Infolge der Gegenläufigkeit der beiden großen Produktionsabteilungen müssen Industrieländer gleichen Alters ähnliche Strukturen aufweisen bzw. müssen die einzelnen Volkswirtschaften in jedem Zeitpunkt einen verschiedenen Aufbau zeigen, da sie nacheinander zum Industriekapitalismus übergegangen sind. Die vergleichende Gegenüberstellung der räumlich getrennten Wirtschaftsgebiete macht demnach eine zeitliche Fixierung des Industrialisierungsbeginns erforderlich. H. unterscheidet vier große Perioden, die ungefähr durch die Jahre 1770—1820, 1820—1860, 1860—1890 und 1890 bis zur Gegenwart abgegrenzt sind: in jeder dieser Perioden machen andere Länder den Ansatz zur Industrialisierung.

Im Interesse der Überschaubarkeit der Entwicklungsprozesse war H. zur Einführung solcher Zäsuren gezwungen. Ihre Zweckmäßigkeit erweist sich im Gang der Untersuchung, die bei aller vom Thema geforderten theoretischen Zuspitzung doch immer dem Geschichtlichen gerecht bleibt, weil H. bei der Einordnung der einzelnen Industriewirtschaften jeweils die Fak-

toren berücksichtigt, deren Wirksamkeit bei der Strukturgestaltung von Einfluß war und eventuell zu Abweichungen von den Durchschnittstypen geführt hat. Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

The New Survey of London Life and Labour. Vol. I: Forty years of change. Vol. II: London Industries. King. London 1930 u. 1931. (I: XVI u. 438 S., II: VIII u. 492 S.)

Der vorliegende Band bildet die Einleitung zu einer Buchreihe, in der die Ergebnisse der gegenwärtigen Enquete über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Londoner Bevölkerung niedergelegt werden sollen. Diese Enquete wird unter der Leitung von Sir Hubert Llewellyn Smith von der London School of Economics aus unternommen und ist eine Erneuerung der großen Untersuchung, welche Charles Booth in den Jahren 1886—1903 durchführte. B. unternahm seine Arbeit zu einer Zeit, in der die ersten sozialen Folgen der Erschütterung der absoluten Vormachtstellung der englischen Industrie während des vorhergehenden Jahrzehnts sich deutlich fühlbar gemacht hatten und in der es daher nötig war, sich zum erstenmal mit den großen sozialen Problemen der Arbeitslosigkeit und der „Armut" im allgemeinen ernstlich auseinanderzusetzen. Das fast völlige Fehlen jedweden statistischen Materials brachte es mit sich, daß B. seine Hauptarbeit gerade in der Lösung des Problems der Zahlen, des Verhältnisses der „armen" Bevölkerung zur Gesamtbevölkerung und der Definition der „Armut" sah. Das Ergebnis war ein äußerst detailliertes Bild der Londoner Lebensverhältnisse während der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts, ein Bild, das jedoch bei aller Wärme und Lebendigkeit des beschreibenden Details ganz bewußt ein rein statisches war.

Die neue Untersuchung hat von B. im wesentlichen die Fragestellung übernommen, d. h. sie bewegt sich ausschließlich im Rahmen einer statistischen Problemstellung, und sie wird ein wesentlich statisches Bild der Verhältnisse 40 Jahre nach B. geben. Der erste Band nun hat die Aufgabe, als Einleitung zu der neuen Serie die Verbindung mit B. herzustellen, und befaßt sich daher mit den Veränderungen der statistisch erfaßten Lebensverhältnisse der Londoner Bevölkerung während der letzten 40 Jahre, die besonders unter den folgenden Gesichtspunkten behandelt werden: Lebenskosten; Geld- und Reallöhne und Arbeitszeit; Mieten und Übervölkerung; Gesundheit; Schulwesen; Arbeitslosigkeit und ihre Behandlung; Armenfürsorge; Verbrechen.

Aus dem Charakter dieses Bandes als Einführung zu dem Gesamtwerk ergibt sich die Tatsache, daß die Resultate zunächst als vorläufige anzusehen sind, die durch die eigentliche Untersuchung erst ihre Bestätigung oder, wo nötig, Korrektur erhalten werden. Bei der Bewertung der Ergebnisse selbst ist die zeitliche Begrenzung zu berücksichtigen. Notwendigerweise mußte bei dem vorliegenden Band das Jahr 1928 in der Hauptsache als Endpunkt der statistischen Serien genommen werden, d. h. ein Jahr der verhältnismäßigen Hochkonjunktur, in dem vor allem die Londoner Industrien noch nicht von der jetzt sehr tiefgreifenden Krise der englischen Wirtschaft erfaßt waren. Es folgt die Notwendigkeit, diesen Faktor in Rech-

nung zu ziehen, wenn man aus den dargelegten Verhältnissen ein Bild der heutigen Zustände gewinnen will.

Der zweite Band enthält den ersten Teil der industriellen (im Gegensatz zur sozialen) Serie der Beschreibungen. Bauindustrie, Metall- und Maschinenindustrie, Holz- und Möbelindustrie, Bekleidungsindustrie, Schuhfabrikation und -reparatur, Hafenarbeit und endlich private Dienstbotenarbeit füllen die fast 500 Seiten dieses Bandes. Struktur der Industrie, Form und Einfluß sowohl der Arbeitgeber- wie der Arbeitnehmerorganisationen, Einfluß der Mechanisierung auf die Arbeitertypen, Löhne und Form der Entlohnung, Arbeitslosigkeit usw. werden eingehend beschrieben.

Das Resultat ist ein überaus reichhaltiges Mosaik von Details, aus dem als große Linie im Vergleich zu den Verhältnissen, die Booth beschrieb, der Eindruck eines sehr langsamen Wandels mit zähem Festhalten an traditionellen Formen und besonders auch an der kleinen Werkeinheit hervortritt. Bei 21000 Londoner Arbeitgebern mit 10 oder mehr versicherten Arbeitnehmern war die durchschnittliche Arbeitnehmerzahl im Jahre 1930 66; die Hälfte dieser Arbeitgeber beschäftigt weniger als 25 Arbeiter, drei Viertel weniger als 50, neun Zehntel weniger als 100 — nur 34 Unternehmer in Groß-London beschäftigen je mehr als 2000 versicherte Arbeitnehmer!

Daß dieser Eindruck einer fast an Stagnation grenzenden Langsamkeit vorwiegt, mag zu einem gewissen Teil an der vorwiegend statischen Natur der Enquete liegen, auf die wir oben hinwiesen, wichtiger aber ist die Tatsache, daß die Symptome eines radikalen Wandels erst jetzt, seit der volle Einfluß der Krise sich durchsetzt, klarer zu Tage treten, während die Hauptarbeit für diese Beschreibungen vor und während der ersten Periode der Krise geleistet wurde. Diese Tatsache erklärt auch die recht optimistische Charakterisierung des Lohnniveaus in diesem Bande — denn die Hauptoffensive des Unternehmertums in dieser Hinsicht setzte in London erst vor kurzem voll ein.

Im großen und ganzen steht die — man möchte sagen — akademische Ruhe und Distanz der Beschreibung — nur im „Dienstbotenproblem" scheint die Wärme der persönlichen Beziehung gegeben zu sein — in eigentümlichem Gegensatz zu der unerhörten Spannung und dem Kampf der Widersprüche, der die Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung ausmacht.

F. D. Klingender (London).

Laidler, Harry W., *Concentration of Control in American Industry. Crowell Co. New York 1931. (XVI, 501 S.; $ 3.75)*

Der große Kampf, der in den Vereinigten Staaten von 1880 bis zum Beginn des Weltkrieges gegen die immer übermächtiger werdende Kapitalkonzentration in Riesentrusts geführt worden war, hatte damals die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diese Phase der kapitalistischen Entwicklung gelenkt. Und die wirklich durchgesetzte Anti-Trustgesetzgebung sowie das energische Vorgehen eigens geschaffener Stellen gegen eine Reihe der mächtigsten dieser Wirtschaftsgiganten, vor allem gegen die Standard Oil Company, verleiteten weite Kreise zu dem Glauben, es wäre tatsächlich möglich, das Gesetz der Konzentration des Kapitals durch gesetzliche Maßregeln zu vereiteln oder zumindest in seiner Wirksamkeit weitgehend ein-

zuschränken. Kam diesem Glauben doch die allgemein herrschende liberalistische Auffassung von der Notwendigkeit, ja sogar von der segensreichen Wirkung der Konkurrenz entgegen, eine Auffassung, die selbst durchaus ernst zu nehmende Wissenschaftler veranlaßte, das Gesetz der Konzentration entweder gänzlich zu leugnen oder seine Auswirkungen als Entartungserscheinungen der kapitalistischen Wirtschaft hinzustellen.

Die Kriegswirtschaft und die protektionistische Wirtschaft der Nachkriegszeit führten jedoch einen Umschwung in der Ansicht der meisten Menschen über die Frage des wirtschaftlichen Liberalismus herbei; die Zusammenfassung der Unternehmungen in Riesenkonzerne und Trusts, der „organisierte" Kapitalismus, wie er besonders in Europa sich immer stärker entwickelte, stieß keineswegs auf eine liberalistische Massenstimmung und dementsprechende Ablehnung, im Gegenteil, man sah in dieser Entwicklung das Heil, den Weg in eine bessere Zukunft. Mit Genugtuung, ja sogar mit Stolz verfolgte man allenthalben die ständig zunehmende Konzentration des Kapitals, nirgends waren — zumindest vor der gegenwärtigen Krise — Anzeichen für eine Antitruststimmung vorhanden, wie sie vor dem Krieg in den Vereinigten Staaten aufgetreten war.

Die gegenwärtig die Weltwirtschaft verheerende Krise brachte jedoch wieder einen Umschwung in der Stimmung der Völker und auch der Wissenschaft gegenüber der Kapitalkonzentration; immer lauter werden die Stimmen, die eben diesen „organisierten" Kapitalismus, diese Kapitalkonzentration für die Dauer und sogar für die Entstehung der Krise mitverantwortlich machen, und es scheint eine Antitruststimmung im Wachsen zu sein, die sich aber von der der Vorkriegszeit wesentlich in ihrer Motivierung unterscheidet. Denn lag dieser damals das liberalistische Denken zugrunde, so muß heute die Triebfeder dieser Stimmung mehr in staatskapitalistischen oder sozialpolitischen, jedenfalls aber in planwirtschaftlichen Gedankengängen gesucht werden.

Angesichts dieser Umstände nimmt es nicht wunder, wenn sich die Wirtschaftsliteratur der letzten Jahre, die sich mit der Frage der Konzentration beschäftigte, mehr mit den europäischen Verhältnissen befaßte, obwohl doch Amerika die Geburtsstätte der Trusts und dadurch auch der Ausgangspunkt der Bewegung zu ihrer Bekämpfung gewesen war; scheint doch in Europa das liberalistische Denken in weit höherem Grade erschüttert zu sein als in Amerika. So mußte es sich ergeben, daß man über die Entwicklung der europäischen Wirtschaft und ihre Konzentration eigentlich besser unterrichtet wurde als über die der amerikanischen.

Laidler unternimmt nun in dem vorliegendem Buche den überaus dankenswerten Versuch, die Fortschritte, welche die Konzentration des Kapitals in den Vereinigten Staaten trotz aller gesetzlichen Hemmungen gemacht hat, aufzuzeigen. Mit ungeheurem Fleiß ist hier Material aus allen Zweigen der amerikanischen Wirtschaft zusammengetragen; wir sehen, daß das Konzentrationsgesetz in der Rohstoffwirtschaft wie in der Kraft- und Verkehrswirtschaft, in der Fertigwarenindustrie wie in der Landwirtschaft, im Handel wie in der Finanz entweder bereits zu stärkster Vereinigung der Kontrolle über die betreffenden Wirtschaftszweige geführt hat oder doch deutlich in dieser Richtung wirkt.

Wir sehen aus diesem Buche deutlich, daß der Kapitalismus in seiner Entwicklung durch gesetzliche Einschränkungen nicht aufgehalten werden kann, daß er es verstanden hat, immer wieder Mittel und Wege zu finden, um trotz aller gesetzlichen Hindernisse doch zu einem Zusammenschluß der Unternehmungen in den allerverschiedensten Formen zu gelangen. Ungemein interessant ist dabei die Feststellung Laidlers, daß hierbei die Frage des Besitzes der Unternehmungen nicht mehr die allein ausschlaggebende Rolle spielt; die moderne Finanztechnik ermöglicht es, bereits mit verhältnismäßig geringem Eigenkapital bedeutende Unternehmungen zu kontrollieren. Ebenso interessant ist Laidlers Hinweis auf die Bedeutung, die der immer häufiger werdenden Personalunion der Aufsichtsräte in der Frage der Konzentration der Wirtschaft zukommt.

Daß der Sozialist Laidler in dieser Entwicklung eine volle Bestätigung der Lehre Marx' von dem Gesetz der Konzentration erblickt, ist selbstverständlich, wenngleich er sich — beinahe zu ängstlich — davor hütet, über die Darstellung der Tatsachen hinauszugehen und theoretische Betrachtungen über diese Frage anzustellen. Das Buch bleibt daher eine ganz ausgezeichnete und dankenswerte Sammlung von Material über Stand und Methoden der Kapitalkonzentration in den Vereinigten Staaten, und es bleibt nur zu hoffen, daß Laidler uns nun bald auf der Grundlage dieses Buches ein weiteres geben wird, worin er sich auch theoretisch mit diesem Fragenkomplex auseinandersetzt.

Hans Adler (Berlin).

Wood, Louis Aubrey, *Union Management Cooperation on the Railroads. Yale University Press. New Haven 1931. ($ 4.—)*

Wood beschreibt sorgfältig und eingehend die vereinten Bemühungen der Angestellten und Direktoren bei der Organisation des Arbeitsprozesses auf einigen der nordamerikanischen Eisenbahnen. Die ersten Kapitel schildern die rechtlichen Bestimmungen über Instandhaltung, die Arbeitstechnik, die Aufgaben der Arbeiter, der Direktion und der Gewerkschaften. Dann folgt ein Bericht über den Ursprung und die Entwicklung der Zusammenarbeit. Zu den wertvolleren Kapiteln des Buches gehören die über das jetzige Zusammenarbeiten von Gewerkschaften und Direktion, insbesondere die drei Kapitel X—XII über die Vorschläge, die auf den gemeinsamen Konferenzen behandelt werden: „Der normale Prozentsatz von unannehmbar befundenen Vorschlägen ist sehr niedrig."

Das Interesse wird sich hauptsächlich auf den Teil des Buches konzentrieren, der die Resultate behandelt. Die betreffenden Kapitel umfassen das Problem der Arbeitsfreude, die allgemeine Angleichung des Beschäftigungsgrades und die Teilung der Gewinne. W. erklärt, daß zur Zeit „die Gesellschaften lukrativere Gewinne aus der Zusammenarbeit haben als die Leute", aber mannigfaltige Vorteile scheinen auch den Arbeitern in bezug auf das Leben in der Werkstatt und die Sicherheit der Anstellung erwachsen zu sein. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit den Fragen des Lehrlingswesens, der Methoden der Lohnzahlung und der Ausbreitung der „Union-Management-Cooperation" in anderen Industrien.

Eine oder zwei Lücken erscheinen in dem Buch. Es dürfte wertvoll sein, die Wirkung der Bewegung vom Standpunkt der Gewerkschaften zu betrachten. Auch die Abschätzung und Verteilung der Gewinne bedarf noch der vergleichenden Betrachtung ähnlicher Betriebe. Trotz der propagandistischen Tendenzen des Verf. zugunsten der Bewegung sind alle relevanten Tatsachen in Betracht gezogen. Sein Buch berichtet zuverlässig über das Entstehen einer Methode der industriellen Beziehungen, die in Nordamerika wachsenden Anklang findet.

H. E. Chudleigh (Washington).

Ritschl, Hans, *Gemeinwirtschaft und kapitalistische Marktwirtschaft. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1931. *(VIII u. 182 S.; br. RM. 6.—)*

Die neue Schrift Ritschls (mit der ich mich an anderer Stelle ausführlicher auseinanderzusetzen gedenke) gilt dem Nachweise des dualistischen Charakters unserer heutigen Wirtschaftsordnung. Diese beruht, so lautet die Grundthese, „auf der Herrschaft zweier Systeme, des gemeinwirtschaftlichen Systems, das von der Staatswirtschaft getragen wird, und des Systems der kapitalistischen Marktwirtschaft, das von der Tauschgesellschaft getragen wird".

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, deren erster einen „lehrgeschichtlichen Überblick" enthält und nach einer kritischen Durchleuchtung der üblicherweise behaupteten Unterschiede zwischen Staats- und Privatwirtschaft einige neuere „Versuche der Erfassung der Staatswirtschaft unter dem Begriff eines gemeinwirtschaftlichen Systems" behandelt. Den Kern der Arbeit stellen die dann folgenden beiden Abschnitte dar, die die „Staatswirtschaft als Gemeinwirtschaft" und die „Gemeinwirtschaft als Staatswirtschaft" zu erfassen und zu deuten suchen. Zunächst wird der „gemeinwirtschaftliche" Charakter der Staatswirtschaft durch einen eingehenden Vergleich mit der Marktwirtschaft herausgearbeitet, und zwar werden die Wesenseigentümlichkeiten der beiden Wirtschaftsformen an Hand einer Untersuchung der respektiven Arten der Gesellung, der Bedürfnisse, der Gesinnung, der Wirtschaftsführung, der Wirtschaftsstruktur und der Technik bestimmt. Der dritte Abschnitt der Arbeit gibt in der Hauptsache einen klaren, systematischen Überblick über die „staatswirtschaftlichen Gestaltungsformen der Gemeinwirtschaft", wobei der Verf. gewisse Gedankengänge weiterführt, die bereits in seinen früheren Schriften angedeutet waren. Der Schlußteil zieht unter dem Titel: „Monistische oder dualistische Wirtschaftsordnung?" das Fazit aus den vorhergehenden Untersuchungen. Es werden die Grenzen der beiden Wirtschaftsformen aufgewiesen und schließlich die „Umrisse einer werdenden neuen Ordnung" gezeichnet. Entsprechend seiner Grundanschauung, der gemäß ihm u. a. die soziale Frage „als eine seelische Frage der Einordnung in das entseelte Gefüge des Industrialismus" erscheint, setzt sich R. für Werks- und Siedlungsgemeinschaften u. dgl. ein — übrigens in origineller Auffassung —, während Korporativstaat und -wirtschaft abgelehnt werden. Erwähnt sei schließlich noch, daß in der „neuen Ordnung" für die privaten Monopolunternehmungen eine eigenartige Form von „Sozialisierung" vorgesehen ist.

Eine Kritik dieses Buches, die an dieser Stelle, wie erwähnt, nicht möglich ist, hätte an erster Stelle an der R.schen Grundthese anzusetzen und zu untersuchen, ob der behauptete Dualismus zweier Wirtschaftssysteme überhaupt sinnvoll gedacht werden kann. Des weiteren wäre die Methode der Untersuchung einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Wie mir scheint, ist der Verf. nicht der Gefahr entgangen, die Dinge vielfach nicht so zu sehen, wie sie sind, sondern wie sie nach R.s idealistischer und idealisierender Auffassung sein sollten. Besonders deutlich wird das bei den Darlegungen, die sich auf der R.schen Theorie des „Gemeinsinns" aufbauen, der das in der Staatswirtschaft (= „Gemeinschaft" — im Gegensatz zur Marktwirtschaft = „Gesellschaft") herrschende Gesinnungsprinzip darstellen soll.

Da im übrigen das neue Buch R.s — ebenso wie seine früheren Schriften — sehr anregend und flüssig geschrieben ist, wird es zweifellos auch von denjenigen mit Nutzen gelesen werden, die, wie der Rezensent, der Methode und den Ergebnissen des Verf. großenteils nicht zuzustimmen vermögen.

Fritz Neumark (Frankfurt a. M.).

Millner, Frederic, *Economic Evolution in England. Macmillan & Co. London 1931. (XXII, 451 S.; geb. £ 0. 6. 6)*

Das Buch will eine allgemeinverständliche zusammenfassende Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung Englands vom Beginn der Geschichte bis zur Gegenwart geben. Da es dem Verf. mehr auf eine Synopse als auf eine Bereicherung der Detailkenntnis ankommt, stützt er sich im wesentlichen auf sekundäre Quellen, deren Hauptwerke am Schluß jedes Kapitels angeführt werden. Ohne Festlegung auf eine bestimmte Geschichtsauffassung werden die Hauptlinien der ökonomischen Entwicklung für vier große Epochen aufgezeigt — für die Epoche vor der Eroberung, für das Mittelalter, für das Zeitalter des Nationalismus und für die Moderne. Die Darstellung jeder Periode beginnt mit einem allgemeinen Überblick und behandelt dann die verschiedenen Wirtschaftszweige. Dabei finden die allgemeinpolitischen Ereignisse, die Wandlungen in den wirtschaftspolitischen Anschauungen und die Entwicklung des ökonomischen Gedankengutes entsprechende Berücksichtigung. Das Schwergewicht des Werkes liegt naturgemäß auf der Wirtschaftsentwicklung seit dem Mittelalter.

Für die Neuzeit erweist sich das gewählte Gliederungsschema als zu weitmaschig und erschwert durch fehlende Unterteilung den Überblick. Auch wichtige Strukturen des englischen Aufstiegs im 19. Jahrhundert kommen dadurch nicht genügend zum Ausdruck: die Stellung Englands als Weltbankier und Kapitalgeber, die Industrialisierung der außerenglischen Länder und ihre Rückwirkungen auf die Industriestruktur Englands, Aufbau und Gliederung des englischen Industriekörpers selbst, die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien und andere Züge englischer Wirtschaftsgestaltung treten nicht deutlich genug hervor oder sind gar nicht behandelt. Trotzdem wird man das materialreiche und konzentrierte Werk, das sehr schlicht und anspruchslos geschrieben ist, dem deutschen Leser als Einführung in die englische Wirtschaftsgeschichte durchaus empfehlen können.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Morandi, Rodolfo, *Storia della grande industria in Italia (Geschichte der italienischen Großindustrie). Laterza. Bari 1931. (300 S.; L. 22.—)*

Morandi hat die Entwicklung der italienischen Industrie skizziert und dabei auch die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse berücksichtigt, die mit seinem Thema zusammenhängen. Im ersten Teil, der der Entstehung der Industrie zu Beginn des 19. Jahrhunderts gilt, schildert M. die schädlichen, lange Zeit fühlbaren Wirkungen, die die ausländische Beherrschung Italiens vor seiner Einigung hervorbrachte. Die Teilung in so viele kleine Staaten und damit die zahlreichen Zollgrenzen mußten sich ungünstig auf die industrielle Entwicklung auswirken, vor allen Dingen auf die ersten schwachen Anfänge der Seidenindustrie in der Lombardei. So war die italienische Industrie, verglichen mit der ausländischen um 1870, dem Datum der Einigung Italiens, sehr rückständig und beschränkt auf das nördliche Italien. M. fährt dann in seiner Prüfung fort, indem er die langsamen, aber beständigen Fortschritte nach 1870 feststellt; er gibt ein genaues Entwicklungsbild der verschiedenen Industriezweige bis zur Krise, die nach der Zollreform des Jahres 1887 eintrat. Im allgemeinen waren die Schwierigkeiten der Industrie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts groß und die Lebensbedingungen des Proletariats erschreckend: die Arbeitszeit betrug bei Hungerlöhnen bis zu 16 Stunden. Die Seiten, auf denen die Lage der Arbeiter geschildert wird, besonders die der Frauen und Kinder in den Fabriken des Nordens, sind besonders eindrucksvoll. Im zweiten Teil verfolgt M. Schritt für Schritt die Fortschritte der verschiedenen Industrien vor und nach dem Kriege, der mit Recht als Ansporn für viele Industrien, z. B. die chemische, bewertet wird, die im vorausgehenden Jahrzehnt noch sehr unentwickelt waren.

Die Darstellung ist immer klar und unparteiisch und fußt auf soliden Daten. Urteilsfähigkeit und Verzicht auf billige Prophezeiungen zeigen sich vor allem bei der Abwägung der unvermeidlichen Konsequenzen der gegenwärtigen Krise. Am Ende des Buches hat der Leser ein exaktes Bild der Lage der italienischen Industrie, und darum ist das Werk M.s als eine genaue Einführung in ein gegenwärtig stark umstrittenes Gebiet zu empfehlen.

Paolo Treves (Mailand).

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1931. Hrsg. vom Statistischen Reichsamt. R. Hobbing. Berlin 1931. (XL, 566 u. 190 S., Preis geb. RM. 6.80)

Der vorliegende 50. Jahrgang des „Statistischen Jahrbuches" regt zu Vergleichen an: gleichviel ob man an die Ausgestaltung früherer Bände oder an die analogen Veröffentlichungen des Auslands denkt: die Arbeit des Reichsamts vermag solche Vergleiche höchst ehrenvoll zu bestehen. Dem wachsenden Bedürfnis nach Statistik, besonders auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet, ist das Jahrbuch stets rechtzeitig gefolgt.

Der 50. Band bringt wieder in verschiedenen Abschnitten — neben Ergänzungen — Erweiterungen, so für die industrielle Produktions-, die Lohn-, die Umsatz- und namentlich die Finanzstatistik. Aber auch die Bevölkerungsstatistik ist durch Neuaufnahme von Fruchtbarkeits-, Aufwuchsziffern u. dgl.

mehr bereichert worden. Freilich ist auf dem Gebiete des Bevölkerungswesens dadurch eine bedauerliche Lücke entstanden, daß aus finanziellen Gründen eine neue Volks- und Berufszählung unterblieben ist und infolgedessen detaillierte Zahlen immer noch nur für 1925 vorliegen, obwohl sich seit diesem Jahre grundlegende Änderungen vollzogen haben, über die wir gegenwärtig nur ziemlich unvollkommen unterrichtet sind. Sehr erwünscht wäre auch eine „Neuauflage" der Wirtschaftsrechnungen, um den Einfluß der Konjunkturschwankungen auf die Konsumtion besser verfolgen zu können, als das an Hand von Ziffern über den Gesamtverbrauch einzelner, vorwiegend agrarischer Artikel jetzt möglich ist. Die besondere Pflege der Finanzstatistik (seit 1925), die neben öffentlichen Einnahmen, insbesondere Steuern, und Ausgaben neuerdings auch die öffentlichen Schulden umfaßt, hat vielfach über die fiskalisch bedeutsamen Fragestellungen hinaus volkswirtschaftlich interessantes Material geliefert, so insbesondere über Einkommens-, Vermögens-, Umsatzgröße und -zusammensetzung usw. Neu ist im vorliegenden Band die Statistik über das Volkseinkommen (S. 532/3), die wertvolle und z. T. ganz neue Aufschlüsse über dessen Umfang und sachliche sowie regionale Verteilung bietet und auch für die Vorkriegszeit durchgeführt ist. — Die internationalen Übersichten, die schon in den letzten Jahren ausgebaut worden waren, haben eine weitere Ausgestaltung erfahren; sie betreffen u. a. Bevölkerungswesen, Preise, Außenhandel, gewerbliche Produktion, Finanzen, Löhne sowie Geld- und Kreditwesen. Einige graphische Darstellungen im Anhang erstrecken sich diesmal, wegen des Jubiläumscharakters des Bandes, auf längere Zeiträume (3—5 Jahrzehnte).

Der Sozialforscher, der seine Wissenschaft als eine empirische auffaßt, wird aus dem reichen Inhalt des Jahrbuchs viel Nutzen ziehen, wenngleich natürlich dasselbe in manchen Fällen nur Ausgangspunkt für tiefergehende statistische Studien sein kann, die durch ein ausführliches Quellenverzeichnis übrigens wesentlich erleichtert werden.

Fritz Neumark (Frankfurt a. M.).

Belletristik.

Britton, Lionel, *Hunger and Love. Putnam. London 1931. (XI u. 705 S.; 7 sh 6 d)*

Brittons Buch ist die Geschichte eines ungewöhnlich begabten englischen Proletarierjungen, der sich unter Entbehrungen ein großes Wissen aneignet und dem der Weg vom Botenjungen im Grünkramladen zum Angestellten eines Antiquariats gelingt. Fast hat er den Aufstieg in die „middle class" erreicht, als der Krieg den innerlich Widerstrebenden zum Soldaten macht, der auf den flandrischen Schlachtfeldern schließlich den Tod findet.

Britton kritisiert in der Form des Bildungsromans die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Seine Kritik richtet sich gegen die Verfälschung des Menschlichen, die von der Bourgeoisie zum Zweck der Machtgewinnung und Machterhaltung vorgenommen worden und der es zu verdanken sei, daß noch immer Hunger und Liebe die Triebkräfte und den Hauptinhalt des menschlichen Lebens bildeten. Nicht nur das Geschlechts-

leben des einzelnen und die wirtschaftliche Existenz der Millionen seien durch das bürgerlich-kapitalistische System in Fesseln geschlagen, auch das Geistesleben sei vergiftet und der menschliche Fortschritt gehemmt: reiche Möglichkeiten des menschlichen Geistes blieben unausgenützt. Alle Wissenschaften, alle Künste erlägen der bourgeoisen Ideologie, die in der „Idee des Romantischen" die Verfälschung der Wirklichkeit auf die Spitze treibe. „Bourgeois influence spreads through the race body like a cancer." „Human and ‚Bourgeois' are mutually exclusive terms".

B.s Kritik geht nicht nur von ökonomischen, soziologischen und ethischen Gesichtspunkten aus, sondern von einer besonderen Idee des Menschlichen, die in der Gesellschaft einen dem menschlichen Körper ähnlichen Organismus sieht. B. faßt die Entwicklung der menschlichen Rasse als einen organischen Prozeß zum Sozialismus hin. Nach Überwindung des Individualismus werden durch Assoziation und Kooperation aller Glieder der menschlichen Gesellschaft die natürlichen kosmischen Energien für eine kollektive Entfaltung der Zivilisation, des seiner selbst bewußt werdenden und über das Endliche hinausstrebenden menschlichen Geistes freigesetzt.

B.s Gesellschaftskritik bietet in den an sich gut gesehenen Einzelbeobachtungen, so vor allem des sozialen Milieus der Angestellten, nicht wesentlich Neues. Seine Gedanken über die Neuordnung der Gesellschaft, die in einer Art organischer Planwirtschaft gipfeln, sind zu sehr als Impressionen wiedergegeben, um systematischer Prüfung zugänglich zu sein, am besten ließen sie sich vielleicht als „kosmischer" Sozialismus charakterisieren. Der Originalität dieser Ausführungen entspricht die Form des Buches, die die Schilderung fast ganz in Selbstgespräche des Helden und Zwiegespräche zwischen Autor und Held auflöst und stilistisch vielfach einen Stichwort-Expressionismus bevorzugt. Berta Asch (Berlin).

Ehrhardt, Justus, *Straßen ohne Ende. Agis-Verlag. Berlin-Wien 1931. (256 S.; geb. RM. 3.75, kart. RM. 2.85)*

Ehrhardt zeigt in belletristischer Form, wie ein Berliner Proletarierjunge allmählich auf Abwege gerät, in eine Fürsorgeerziehungsanstalt gebracht wird und nun, im Verein mit einem verantwortungsbewußten Fürsorger, vergebliche Versuche unternimmt, dieser „Maschine" Fürsorgeerziehung durch den Nachweis einer ordentlichen Lebensführung wieder zu entrinnen. Weil dies nicht gelingt, gibt der Junge den Kampf auf und schließt sich endgültig denen an, welche ohne Hoffnung auf eine andere Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse auf jenen Straßen wandern, die immer wieder einmal in eine Erziehungsanstalt oder ein Gefängnis führen. Was dieses Buch bedeutungsvoll macht, ist, daß der Verfasser, der seit vielen Jahren in vorderster Front der Fürsorgeerziehungsarbeit steht, in „verdichteter" Form an einem Einzelbeispiel zeigt, was in Wirklichkeit das Geschick vieler Tausender ist. Damit aber weist er darauf hin, daß es sich sowohl hinsichtlich der Verwahrlosung und ihrer Entstehungsursachen als auch hinsichtlich der Fürsorgeerziehung um gesellschaftliche Probleme handelt, die nur im Zusammenhang mit anderen Fragen des gesellschaftlichen Lebens einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden können. Gerhard Schie (Berlin).

Frank, Leonhard, *Von drei Millionen Drei. S. Fischer. Berlin 1932. (224 S.; RM. 5.—)*

Eine soziologisch bemerkenswerte Tatsache: das Kollektivschicksal der Arbeitslosigkeit, das seit Jahren Deutschland, ja die ganze Welt überschattet, hat vorher keinem Dichter als Vorwurf zu einer Arbeit gedient. Leonhard Frank schrieb den ersten Arbeitslosenroman. Drei aus dem Millionenheer der Hungernden erleben die Verwirklichung eines Wunschtraumes. Durch einen unglaubhaften Zufall kommen sie in den Besitz von zweitausend Mark, die ihnen die ersehnte Auswanderung nach Südamerika ermöglichen; drüben erleben sie eine kurze märchenhafte Zeit ohne Not und Kummer. Aber die Arbeitslosigkeit folgt ihnen übers Meer, nach Verwicklung in einen Aufstand werden zwei von ihnen — der dritte ist gestorben — wieder nach Deutschland abgeschoben. Hier gehen sie mit fünf Millionen, an Körper und Geist krank, dem Hungertod entgegen, wenn nicht vorher der Selbstmord dem unsäglichen Leid ein Ende bereitet.

F. schildert erschütternd den hoffnungslosen Kampf um Arbeit und Brot. Und wenn auch der märchenhafte Erwerb des Reisegeldes, die glückliche Zeit in Südamerika und die abenteuerliche Heimreise als romantisch-bunte Ausschmückung der grauen Elendsfabel anmuten, so hat doch dieser Handlungsablauf einen tieferen Sinn: der aus dem Produktionsprozeß Ausgestoßene findet den Rückweg zur Arbeit endgültig verschlossen.

Ludwig Carls (Berlin).

Reger, Erik, *Union der festen Hand. Ernst Rowohlt. Berlin 1931. (587 S.; br. RM. 6.50, geb. RM. 8.50)*

„Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß dieses Buch auf dem Titelblatt als Roman bezeichnet wird", so beginnt zwar der Verfasser die einleitende „Gebrauchsanweisung". Aber durch die trotzdem vorhandene Intention, ein romanähnliches Gebilde zu schaffen, wird der Nutzwert der Arbeit wesentlich vermindert, obwohl sie immer noch durch die Fülle des interessanten Materials fruchtbar und instruktiv ist. Sie umfaßt eine erschöpfende Wirtschaftsgeschichte des Ruhrgebietes seit dem Kriege, die Entwicklung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, der Lohn- und Sozialpolitik des Unternehmerverbandes, die Umstellung und Ausdehnung der Schwerindustrie seit 1918, die Revolution und den Kapp-Putsch. Eine objektive ökonomisch-soziologische Reportage hätte aber die sehr genauen Kenntnisse des Verfassers besser übermittelt als dieser schon wegen seiner Sprache schwer lesbare Roman, der die Berichte in eine langweilige Fabel von belanglosen Einzelschicksalen einzwängt. Die Schilderungen der schwerindustriellen Unternehmungen, ihrer sozialpolitischen Machtkämpfe und ihrer hierarchischen Betriebsverhältnisse, die getreue Wiedergabe von unternehmerischen Reden und Äußerungen und manches andere Detail machen das Buch zu einer für den Soziologen wertvollen Sammlung historischen Materials. Aber R. verzichtet auf jede Analyse und bleibt der unbeteiligte Beobachter, der mit Resignation und Defaitismus schildert, ohne den Mut zu einem eigenen Standpunkt zu finden. Ludwig Carls (Berlin).

Hans Freyer, Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft — Ders., Einleitung in die Soziologie *(Winter)* 157
Otto Neurath, Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie *(v. Aster)* 159
Ferdinand Tönnies, Einführung in die Soziologie *(Streller)* . . . 160
Marx/Engels Gesamtausgabe I. Abt. 3. Bd.: Die heilige Familie und Schriften von Marx von Anfang 1844 bis Anfang 1845. — Karl Marx, Der historische Materialismus. Die Frühschriften, hrsg. v. S. Landshut und J. P. Mayer *(Westermann)* 160
Werner Heider, Die Geschichtslehre von Karl Marx *(Milko)* . . . 161
Essays on Research in the Social Sciences, hrsg. v. d. Brookings Institution, Washington *(Lorke)* 162
E. A. Ross, Backgrounds of Sociology *(Lorke)* 163
Earl Spahr and R. John Swenson, Methods and Status of Scientific Research *(Lorke)* 164
Georges Davy, Sociologues d'hier et d'aujourd'hui *(Szende)* . . . 164
Charles Turgeon, Critique de la Conception matérialiste de l'histoire *(Szende)* 164
S. R. Steinmetz, Inleiding tot de sociologie *(Sternheim)* 165

Psychologie:

Kurt Breysig, Die Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit *(v. Aster)* 166
C. G. Jung, Seelenprobleme der Gegenwart *(Landauer)* 167
Sigmund Freud, Über libidinöse Typen (in Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse Bd. XVII, 1931) *(Landauer)* 168
Handwörterbuch der Psychischen Hygiene und der Psychiatrischen Fürsorge, hrsg. v. G. Bumke u. a. *(Landauer)* 168
G. A. Römer, Die wissenschaftliche Erschließung der Innenwelt einer Persönlichkeit *(Landauer)* 169
Gardener Murphy and Louis Barclay Murphy, Experimental Social Psychology *(Lewin)* 169
J. K. Folsom, Social Psychology *(Liebmann)* 170
Kimball Young, Social Attitudes *(Lorke)* 171
Franz Eulenburg, Phantasie u. Wille des wirtschaftenden Menschen *(Dreyfuß)* 171
Fedor Vergin, Das unbewußte Europa. Psychoanalyse der europäischen Politik *(Fromm)* 172
M. Halbwachs, Les causes du suicide *(Koyré)* 173
Erich Fromm, Die Entwicklung des Christusdogmas *(Borkenau)* . 174
Hildegard Jüngst, Die jugendliche Fabrikarbeiterin. Ein Beitrag zur Industriepädagogik. — Lisbeth Franzen-Hellersberg, Die jugendliche Arbeiterin. Ihre Arbeitsweise und Lebensform. — Margarete Rada, Das reifende Proletariermädchen. — Mathilde Kelchner, Schuld und Sühne im Urteil jugendlicher Arbeiterinnen *(Mennicke)* 175
Fritz Künkel, Grundzüge der politischen Charakterkunde *(Fuchs)* 177
Richard Behrendt, Politischer Aktivismus *(Borkenau)* 178
Edmond Privat, Le choc des patriotismes. Les sentiments collectifs et la morale entre nations *(Grünberg)* 179

Soziale Bewegung und Sozialpolitik:

Fritz Brügel und Benedikt Kautsky, Der deutsche Sozialismus von Ludwig Gall bis Karl Marx *(Walter)* 180
Paul Louis, Les idées essentielles du socialisme *(Grünberg)* . . . 180
Karl Mielcke, Deutscher Frühsozialismus. Gesellschaft u. Geschichte in den Schriften von Weitling und Heß. — Irma Goitein, Probleme der Gesellschaft und des Staates bei Moses Heß. Ein

Beitrag zu dem Thema Heß und Marx mit bisher unveröffentlichtem Quellenmaterial *(Moldenhauer)* 181
Lujo Brentano, Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands *(Neumark)* 183
Arvid Harnack, Die vormarxistische Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten *(Walter)* 184
Ernst H. Posse, Der Marxismus in Frankreich 1871—1905 *(Korsch)* 186
Paul J. Wirz, Der revolutionäre Syndikalismus in Frankreich *(Walter)* 187
David J. Saposs, The Labor Movement in Post-War Prance *(Harnack)* 188
Hakon Meyer, Den politiske arbeiderbevegelse i Norge *(Lange)* . . 189
Georg Ove Tönnies, Die Auflehnung der Nordmark-Bauern. — Walt. Luetgebrune, Neu-Preußens Bauernkrieg. — Karsthans, Die Bauern marschieren. — Hans Fallada, Bauern, Bonzen und Bomben *(Jaeger)* 190
Mein Arbeitstag — Mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen, hrsg. v. Textilarbeiterverband. — Susanne Suhr, Die weiblichen Angestellten. Eine Umfrage des Zentralverbandes der Angestellten. — Die wirtschaftliche und soziale Lage der Angestellten. Ergebnisse und Erkenntnisse aus der großen sozialen Erhebung des Gewerkschaftsbundes der Angestellten. — Die Gehaltslage der Kaufmannsgehilfen. Eine Fragebogenerhebung des D. H. V. — Was verbrauchen die Angestellten? Ergebnisse der dreijährigen Haushaltungsstatistik des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes. — Die Lebenshaltung des Landarbeiters. Wirtschaftsrechnungen von 130 Landarbeiterfamilien. Eine Erhebung des Reichsverbands ländlicher Arbeitnehmer. — Wilhelm Bernier, Die Lebenshaltung, Lohn- und Arbeitsverhältnisse von 145 deutschen Landarbeiterfamilien. — Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahre 1929 *(Speier)* 191
Jürgen und Marguerite Kuczynski, Die Lage des deuschen Industriearbeiters *(Weiß)* 193
Alexander Stenbock-Fermor, Deutschland von unten. — Georg Schwarz, Kohlenpott *(Dreyfuß)* 194
Probleme der Arbeitslosigkeit im Jahre 1931. Reihe C, Nr. 16 der Studien u. Berichte des Internationalen Arbeitsamts. — Les aspects sociaux de la rationalisation. Bureau Interational du Travail, Etudes et Documents, Série B, No. 18. — Internationale Arbeitskonferenz, 16. Tagung, Genf 1932, Bericht des Directors *(Sternheim)* 194
Paul H. Douglas and Aaron Director, The Problem of Unemployment *(Feinberg)* 196
Employment Regularization in the United States of America. American Section International Chamber of Commerce *(Feinberg)* . . . 197
Case Studies of Unemployment. Compiled by the Unemployment Committee of the National Federation of Settlements. — Clinch Calkins, Some Folks Won't Work *(Feinberg)* 198
Adolf Weber, Sozialpolitik. Reden und Aufsätze *(Burchardt)* . . 199
Theodor Brauer, Sozialpolitik und Sozialreform *(Streller)* 200
Charles W. Pipkin, Social Politics and Modern Democracies *(Feinberg)* 201
Hermann Eibel, Karl Meyer-Brodnitz und Ludwig Preller, Praxis des Arbeitsschutzes und der Gewerbehygiene *(Croner)* . 202
Lutz Richter, Sozialversicherungsrecht. Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft Bd. XXXI *(Croner)* 202

Spezielle Soziologie:

Karl Schmitt, Der Begriff des Politischen *(Speier)* 203
Karl Schmitt, Der Hüter der Verfassung *(Korsch)* 204
Gottfried Salomon, Allgemeine Staatslehre *(Szende)* 205

Heinz O. Ziegler, Die moderne Nation. Ein Beitrag zur politischen Soziologie *(Salomon)* 206
Gegenwartsfragen aus der allgemeinen Staatslehre und der Verfassungstheorie. Hrsg. v. Hans Gmelin und Otto Koellreuter *(Haselberg)* 207
Armand le Hénaff, Le pouvoir politique et les forces sociales *(Grünberg)* 209
G. Glotz, La cité grecque *(Koyré)* 210
F. Lot, La fin du monde antique et les débuts du moyen-âge *(Koyré)* 211
Alfred Kleinberg, Die europäische Kultur der Neuzeit *(Wiesengrund-Adorno)* 211
Alfred von Martin, Soziologie der Renaissance *(Salomon)* 213
Eugen Rosenstock, Die europäischen Revolutionen *(Heider)* . . 214
Hans Freyer, Revolution von rechts *(Burchardt)* 215
Reich Gottes — Marxismus — Nationalsozialismus, hrsg. v. Georg Wünsch *(Mertens)* 216
Otto Kahn-Freund, Das soziale Ideal des Reichsarbeitsgerichts *(Lorch)* 217
L. H. A. Geck, Die sozialen Betriebsverhältnisse im Wandel der Zeit *(Speier)* 217
J. R. Slotemaker de Bruine, Vakbeweging en Wereldbeschouwing *(Sternheim)* 218
Louis Adamic, Dynamite. The Story of Class Violence in America *(Hering)* 219
Arturo Labriola, Al di là del capitalismo e del socialismo *(Olberg)* 220
R. L. Mehmke, Der Unternehmer und seine Sendung *(Dreyfuß)* . . 221
Das deutsche Handwerk. Bericht der 8. Arbeitsgruppe des III. Unterausschusses des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft *(Grünberg)* . 223
Annemarie Niemeyer, Zur Struktur der Familie. — Marie Baum und Alix Westerkamp, Rhythmus des Familienlebens. Das von einer Familie täglich zu leistende Arbeitspensum. — Agnes Martens-Edelmann, Die Zusammensetzung des Familieneinkommens. — F. Wildenhayn, Die Auflösung der Familie. — Margarete Kahle, Beziehungen weiblicher Fürsorgezöglinge zur Familie. — Ruth Lindquist, The Family in the Present Social Order. — Hermann Wagener, Der jugendliche Industriearbeiter und die Industriefamilie. — Konfessionen und Ehe (in: Religiöse Besinnung, H. 1, 1931). — Gertrud Bäumer, Die Frau im neuen Lebensraum. — Hermann Mitgau, Familienforschung und Sozialwissenschaft *(Streller)* 224
Ilja Ehrenburg, Die Traumfabrik. — Wolfgang Petzet, Verbotene Filme. — René Fülöp-Miller, Die Phantasie-Maschine. — Rudolf Arnheim, Film als Kunst *(Dreyfuß)* 227
Douglas Waples and Ralph W. Tyler, What people want to read about *(Waas)* 228
Richard Thurnwald, Die menschliche Gesellschaft in ihren ethnosoziologischen Grundlagen, I. Band: Repräsentative Lebensbilder von Naturvölkern *(Vatter)* 229
J. Winthuis, Einführung in die Vorstellungswelt primitiver Völker *(Leser)* 230
James George Frazer, Mensch, Gott und Unsterblichkeit *(Leser)* 231
Bronislav Malinowski, Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwestmelanesien *(Reich)* 232
Paul Leser, Entstehung und Verbreitung des Pfluges *(Honigsheim)* 232
Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie (Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, Bd. X, 1. u. 2. Halbbd.) *(Schaxel)* 233
Julius Schaxel, Das biologische Individuum (in: Erkenntnis, Heft 6, 1931) *(Feinberg)* 234
Festschrift zum 70. Geburtstag von Carl Grünberg *(Mandelbaum)* . 235

Ökonomie:

Emil Lederer, Aufriß der ökonomischen Theorie *(Burchardt)* . . . 236
Emil Lederer, Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit *(Mandelbaum)* 237
Ernst Wagemann, Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft *(Ritzmann)* 237
Wesley C. Mitchell, Der Konjunktur-Zyklus. Problem u. Problemstellung *(Burchardt)* 239
Probleme der Wertlehre, hrsg. v. Ludwig Mises und Arthur Spiethoff (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183, 1) *(Mandelbaum)* . 239
Der Internationale Kapitalismus und die Krise. Festschrift für Julius Wolf zum 20. April 1932 *(Mandelbaum)* 240
Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, hrsg. v. Karl Korsch *(Westermann)* 241
Walther Hoffmann, Stadien und Typen der Industrialisierung *(Mandelbaum)* 242
The new Survey of London Life and Labour *(Klingender)* 243
Harry W. Laidler, Concentration of Control in American Industry *(Adler)* 244
Louis Aubrey Wood, Union Management Cooperation on the Railroads *(Chudleigh)* 246
Hans Ritschl, Gemeinwirtschaft und kapitalistische Marktwirtschaft *(Neumark)* 247
Frederic Millner, Economic Evolution in England *(Burchardt)* . . 248
Rodolfo Morandi, Storia della grande industria in Italia *(Treves)* 249
Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1931 *(Neumark)* . . 249

Belletristik:

Lionel Britton, Hunger and Love *(Asch)* 250
Justus Ehrhardt, Straßen ohne Ende *(Schie)* 251
Leonhard Frank, Von drei Millionen Drei *(Carls)* 252
Erik Reger, Union der festen Hand *(Carls)* 252

Alle Sendungen **redaktioneller** Art **(Manuskripte, Rezensionsexemplare, Tauschexemplare) sind ausschließlich** zu richten an die **Redaktion der Zeitschrift für Sozialforschung, Frankfurt a. M., Viktoria-Allee 17,** alle Sendungen **geschäftlicher** Art **nur** an den Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig C 1, Hospitalstr. 10.

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich: im März, Juli und November. Der Preis des Jahrgangs — einschließlich der Einbanddecke, die kostenlos geliefert wird — beträgt RM. 18.—. Einzelhefte kosten RM. 6.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.)

DRUCK VON A. HEINE G. M. B. H., GRÄFENHAINICHEN

Diesem Heft liegen Prospekte des Verlages J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und der Verlagsbuchhandlung C. L. Hirschfeld, Leipzig, bei.